Sächsische

Volkssagen.

Bearbeitet

von

Robert Wolfram.

Zwickau.

Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

1863.

328

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

16. 3724

Sächsische

Volkssagen.

Bearbeitet

von

Robert Wolfram.

Zwickau.

Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

1863.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

geschenkt von

Erich Siegel

Geyer

Zimmerstr. 149.

Vorwort.

Sagen enthalten neben dem Wahren viel Unwahres, neben dem Möglichen viel Unmögliches. Sie haben theils geschichtliche Grundlage, theils sind sie Erzeugnisse menschlicher Einbildungskraft. — Wer heut' zu Tage eine gehörte oder gelesene Sage Wort für Wort glauben wollte, der würde von jedem vernünftigen Menschen als abergläubisch verlacht werden; denn jetzt fällt es wohl keinem Gebildeten mehr ein, große Schlangen oder Krokodile zu Lindwürmern, feurige Lufterscheinungen zu Drachen und Kobolden und den vom Winde fortgetragenen Blüthenstaub zum Schwefelregen zu machen, oder überhaupt in natürlichen Erscheinungen etwas Wunderbares zu suchen. Daher haben auch die frühern Vorstellungen vom gehörnten, pferdehufigen Teufel und seinen schwarzen Höllengeistern, sowie von Hexen und Wahrsagern, von Zwergen, Berggeistern, Nixen und Feen längst ihre Geltung verloren. — Phantasiegebilde dieser Art erfüllten in vergangenen Jahrhunderten die Menschen mit Furcht und Entsetzen, werden aber in der Gegenwart von jedem Verständigen mit Recht in das Reich der Märchen verwiesen. Und grade solche Gebilde machen einen Theil unsrer, von unsern Vorfahren ererbten Volkssagen aus. Dem-

ohngeachtet haben diese Sagen für uns ganz besondern Werth; denn sie führen uns nicht blos zu den Sitten und Gebräuchen längst vergangener Zeiten zurück, sondern sie geben uns auch Einblicke in die Denk- und Handlungsweise unsrer Vorfahren und führen in Wahrheit und Dichtung den Beweis, daß Unglaube, Heuchelei und Bosheit schwere Vergeltung nach sich ziehen, frommer Glaube, festes Vertrauen und strenge Rechtschaffenheit aber stets ihren Lohn finden. — Durch die Sagen werden uns übrigens Geschlechter, Namen, Kirchen, Burgen, Ruinen und Denksteine, sowie Quellen, Gewässer, Felder, Wälder, Wege und Stege doppelt interessant, und gern stehen wir mit lauschenden Ohren an den Punkten still, wo eine „wundersame Mär" aus alter Zeit in die Gegenwart herüber klingt.

Gnügt den freundlichen Lesern unsre einfache Erzählungsweise, dann gedenken wir bei ihnen mit der Fortsetzung der sächsischen Sagen später wieder einzusprechen. Bis dahin herzlichen Gruß! —

Borna, 1862.

R. W.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Stelzenbaum	1
2.	Daniel Knappe, der Entdecker der Silbergruben im Schreckenberge bei Annaberg	10
3.	Die große Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg . . .	27
4.	Der gute Brunnen bei Aſſalter	29
5.	Die Tellerhäuſer bei Oberwieſenthal	39
6.	Der Lindwurm in der Gegend des jetzigen Leipzig . . .	58
7.	Das Schloßfräulein auf der Dobenau, die Bruderfichte und die Kapelle bei Reuſa	69
8.	Der Goldkeller und die Wunderblume auf dem löbauer Berge .	75

Der Stelzenbaum.

Als die Huſſiten in Sachſen raubten, ſengten und mordeten, überzogen grauſame Schaaren derſelben auch das Voigtland und wütheten allda auf eine ſchreckenerregende Weiſe. Die fliehenden Voigtländer trieben ihre Heerden tief in die Wälder hinein, verbargen ihre Habe in Kellern und Gruben und ſuchten Verſtecke auf Bergen und hinter Felſen. Auch nach dem Dorfe Stelzen, das auf reußiſchem Gebiete liegt und deſſen Wirthshaus nur zu Sachſen gehört, kamen Einzelne von den wilden Horden, und ſpäheten nicht blos nach Beute, ſondern auch nach jungen, kräftigen Männern, um dieſe mit ſich fortzuſchleppen und zu allerhand Kriegsleiſtungen zu zwingen. Während die Huſſiten in dem menſchenleeren Dorfe umherjagten, ſah einer derſelben einen jungen Voigtländer über die Mauer ſeines Gartens ſetzen. Der Barbar machte die andern Huſſiten auf den ſchönen, kräftigen Flüchtling aufmerkſam; es ging nun an ein Nachhetzen und eine wahre Menſchenjagd begann. Dem Voigtländer gaben aber Jugendkraft und Angſt Flügel und er gelangte glücklich nach dem nahen Walde, in welchem er ſich möglichſt ſicher verbarg. Seine Verfolger ſuchten lange nach ihm, fanden ihn jedoch nicht und wollten eben im Aerger über den entſchlüpften Fang nach dem Dorfe zurückgehen, da hörten ſie in einiger Entfernung Schafe blöken. Sie liefen nach dem Punkte hin, woher die Thierſtimmen gekommen waren und erreichten bald eine Waldwieſe, auf welcher ein alter Hirt, der ſich mit zitternden Händen auf ſeinen Stab ſtützte, ſeine Heerde weidete.

Die Huſſiten hatten den Greis kaum erblickt, da ſtürmten ſie wild auf ihn ein und forderten von ihm, daß er angeben ſollte, wohin der junge Burſch geflohen ſei. Der alte Mann ſah die wilden Männer beſtürzt an und erklärte, er habe keinen Menſchen zu ſehen bekommen. Dies wollten die Huſſiten nicht glauben; ſie nahmen vielmehr an, daß der Hirt im Einverſtändniſſe mit dem jungen Voigtländer ſei und deſſen Verſteck abſichtlich verſchweige. Unbarmherzig fielen ſie über den armen Greis her, ſchlugen ihn, drohten, ihm die Zunge auszureißen und Hände und Füße zu verſtümmeln, und ſchrieen: „Geſtehe, Alter, oder Du biſt des Todes!“

Der Hirt entgegnete ruhig: „Wie kann ich ſagen, was ich ſelbſt nicht weiß?“

„Geſtehe!“ brüllten die wüthenden Feinde wiederholt, faßten den bebenden Mann an der Kehle, würgten ihn und warfen ihn auf die Erde nieder. — Der Unglückliche blutete von den Fauſtſchlägen der Unmenſchen; er hob die dürren Hände empor und betheuerte: „Wahrlich, ich habe den Jüngling nicht geſehen! Laßt ab von mir; Ihr quält einen Schuldloſen!“

„Schuldlos?“ rief einer der Huſſiten mit grinzender Geberde und fügte hinzu: „Stecht ihm doch die rothen Augen aus, denn er iſt kein Hirt, er iſt der Jüngling ſelbſt und hat nur die Geſtalt eines alten Mannes angenommen!“

Der Hirt bat nochmals: „Laßt mich los! Ich bin kein Zauberer, wie Ihr meint; ich habe ſtets nur Gott dem Herrn gedient!“ — Darauf richtete er ſich empor und griff nach ſeinem Stabe.

„Haltet ihn feſt,“ kreiſchte eine rohe Huſſitenſtimme, „er entflieht durch die Lüfte! — Tod und Verderben dem Zauberer!“

„Ja, hinweg mit ihm!“ ſchrieen die Andern, packten ihn an und ſchleppten ihn hinauf nach einer nahen Höhe, um ihn dort an einem Baume aufzuhängen.

Auf der Höhe angekommen, betheuerte der ehrwürdige Alte nochmals ſeine Unſchuld, erfaßte ſeinen dürren, rindenloſen Hirtenſtab, ſtieß ihn in die Erde und rief: „Ich hab' mein Leben lang nur Gott den Allmächtigen geehrt und mit dem Böſen nichts gemein gehabt, hab'

Euch auch nicht belogen! — So wahr mein alter Stab, den ich jetzt in die Erde stoße, binnen dreien Tagen grünende Zweige treiben wird, so wahr ist es, daß Ihr in mir einen Unschuldigen foltert und tödtet!"

Diese Worte rührten aber die Herzen der mordsüchtigen Hussiten nicht im Geringsten; sie verhöhnten vielmehr den Greis noch auf vielfache Weise, warfen ihm dann eine Schlinge um den Hals und erdrosselten ihn an einem starken Baumaste.

Nach wenigen Minuten hatte der redliche Hirt ausgelitten. Was er aber vor seinem Tode gesagt hatte, ging wirklich in Erfüllung. Sein in die Erde gestoßener Stab begann nach drei Tagen zu grünen, trieb Knospen, Zweige und Aeste aus, wuchs in kurzer Zeit zu einem kräftigen Baume empor und trug eine schöne Blätterkrone. Die Aeste des Baumes griffen jedoch nicht nach den Wolken hinauf, sondern senkten sich trauernd zur Erde nieder, denn der alte Hirt hatte seinen Stab umgekehrt in die Erde gesteckt. Die Mörder desselben entflohen aus der Gegend von Stelzen, da sie hörten, daß die Einwohner des Ortes sich mit Sensen, Gabeln und Aexten bewaffneten, um an der grausamen Horde den Tod ihres greisen Hirten zu rächen.

Der Baum bei Stelzen, kurzweg der Stelzenbaum genannt, blieb viele Jahre lang für das Voigtland ein Mirakel. Mit seinen Blüthen und Zweigen vertrieben die alten Voigtländer viele Schmerzen und Krankheiten, in seiner Krone hielten sich oft fremde, goldschimmernde Vögel auf, aus seinem Gipfel erklangen seltsame, zauberische Töne, und unter seinem Schatten linderten sich Kummer und mancherlei Herzweh. Wer zu gewissen Stunden und Tagen auf seinen Wurzeln ruhete und schlief, wurde von beglückenden Träumen umfangen, oder zur Begeisterung hingerissen. — Zu welcher Holzart der Stelzenbaum eigentlich gehörte, das wußte kein Voigtländer zu enträthseln.

Auch nach dem Schlusse des dreißigjährigen Krieges grünte der Baum noch fort, doch seine Wunderkraft schien nach der Meinung des Volkes sich verloren zu haben. Nur ein Bewohner von Stelzen glaubte noch an die außer-

ordentlichen Kräfte des Baumes; er hieß Christoph. Derselbe war schon ein ziemlich bejahrter Mann. Er nährte sich von seinem Ackerwerke und war vollständig zufrieden, wenn er so viel Körnerfrüchte erbaute, als er für sich, für sein Weib und für seine Kinder bedurfte. Kam nun aber einmal ein unfruchtbares Jahr, dann sah es um Christoph sehr schlimm aus, da kamen wohl auch Hungertage. Doch dies störte ihn nur wenig; er behielt bei aller Noth ein fröhliches Herz und sprach: „Immer hin! Wer Gutes genießt, muß auch einmal Böses hinnehmen!“ — Damit waren freilich die Gattin und die Kinder des Christoph nicht allemal einverstanden, denn Hunger that schon damals weh. Der Mann blieb jedoch bei seiner Meinung und dabei erhielt er sich den heitern Sinn, der ihm das Leid erträglich machte.

Seine Nachbarn hielten ihn für einen Narren und zwar aus dem Grunde, weil er bei allen trüben Ereignissen immer nur von den möglichen günstigen Folgen redete, weil er behauptete, er selbst werde noch einmal reich und glücklich werden und weil er noch an die Wunderkraft des Stelzenbaumes glaubte, unter dessen Zweigen er gar seltsame und räthselhafte Dinge gesehen, gehört und geträumt haben wollte. Daher kam es auch, daß man ihn den Stelzen- oder auch Traum-Christoph nannte. Träume waren ihm überhaupt sehr wichtig, vorzüglich solche, die er dreimal hinter einander träumte, denn diese, meinte er, träfen sicher ein.

Als nun der dreißigjährige Krieg zu Ende war und es in dem verwüsteten armen Voigtlande an Elend und Jammer nicht fehlte, da trat der Mangel auch im Hause Christoph's äußerst hart auf. Zu den durch die schrecklichen Drangsale des Krieges herbeigeführten schweren Sorgen kam noch ein Jahr des Mißwachses und die Noth stieg dermaßen, daß selbst Stelzen-Christoph die lang bewahrte Heiterkeit fast verlor. Seine Frau hielt seinen scheinbaren Gleichmuth für unbegrenzten Leichtsinn und zeigte deshalb nicht selten sehr üble Laune. Je mehr nun das Weib beim öftern Schelten und Schmähen in zornige Aufregung gerieth, desto ruhiger suchte sich Christoph zu halten; er antwortete in der Regel: „Angst und Sorge

macht die Zeiten nicht besser; drum immer hin! Wer Gutes genießt, muß auch einmal Böses hinnehmen!" — Dieses Zauberwort wirkte nach und nach auch auf die Frau beruhigend ein, daher dieselbe bald schweigsamer und geduldiger wurde und sich bemühte, die Leiden des Lebens immer mehr nach Art ihres Mannes aufzufassen. Einst verging ihr aber doch das letzte Fünklein Muth, denn sie war auf dem Boden gewesen und hatte mit Schrecken bemerkt, daß alle Körner- und Mehlvorräthe fast ganz aufgezehrt waren, und das Wenige, was noch vorhanden war, wohl kaum noch auf einige Wochen reichen würde. Unter Thränen theilte sie dem Christoph ihre traurige Entdeckung mit, indem sie ihm bewies, daß sie, ehe die Ernte käme, doch eigentlich noch einen Vorrath auf mindestens drei Monate haben müßten.

„'s ist schlimm, doch immer hin!" rief Christoph achselzuckend und verließ sein Haus, um draußen unter freiem Himmel seine etwas gestörte Ruhe wieder zu gewinnen. Er wanderte vorwärts, ohne eigentlich selbst zu wissen, wohin, und kam bald auf der Höhe an, wo der Stelzenbaum stand. Unter ihm ließ er sich auf einer emporstehenden Wurzel nieder und schaute hinaus in die weite Welt. Sein Herz wurde ihm plötzlich viel leichter; der kleine Sorgenanfall war vorüber. Beim Blicke in die Ferne kamen ihm mancherlei Hoffnungen für die künftigen Tage in den Sinn, denn seine Einbildungskraft zauberte ihm beglückende Bilder vor. Er fühlte sich bald müde und schlief auf derselben Wurzel ein, auf welcher er sich oft schon der wohlthuenden Ruhe und verschiedenen beseligenden Träumen überlassen hatte. Durch diese Träume war ihm eben der feste Glaube an eine schönere Zukunft geworden, welcher ihn selbst in trüben Lebenslagen nicht wankend werden ließ.

Christoph träumte wieder, — träumte recht süß von flimmernden Edelsteinen, von goldnen Kronen, von glänzenden Perlen und von vergrabenen Schätzen. Im Traume sah er prächtige Vögel auf dem Stelzenbaume nisten, die schöne Lieder sangen und goldne Eier legten, während ihm sich Engelsgestalten naheten und vor seinen Füßen das Füllhorn des Reichthums entleerten. Zuletzt erschien dem

Christoph in seinem Traume noch ein alter Hirt, der winkte ihm mit seinem Stabe, zeigte dann in's Baierland hinein und sprach:

„Auf der regensburger Brück
Findest Du das wahre Glück!" —

Der Hirt verschwand und Christoph erwachte. So lebhaft hatte er unter dem Stelzenbaume noch nicht geträumt. Er ging vergnügt hinweg und kam ungewöhnlich heiter nach Hause. Sein Weib sah grämlicher, als zuvor. — „Sei ruhig, Frau," rief er, „wirst bald nicht mehr zu sorgen brauchen, denn ich weiß nun den Weg zu unserm Glücke!"

„Hast ihn lange schon finden wollen und nicht gefunden!" schmälte die Frau und fügte hinzu: „Schaffe nur bald Rath, sonst schlägt uns die Noth über dem Kopfe zusammen!"

„Immer hin!" entgegnete der Traum-Christoph heiter und verließ das Haus, um nach der Dorfschänke zu gehen, wo sich auf sächsischem Boden die reußischen Bauern aus Stelzen oft einfanden. Kaum war der Träumer in die Mitte derselben getreten, da riefen die Nachbarn: „Nun, Stelzen-Christoph, wo bleibst Du so lange? Hast Du wieder in die Zukunft gesehen? Meinst ja, das Glück müsse alle Tage kommen, und doch wird die Noth täglich größer!"

„Desto näher sind die guten Zeiten!" versetzte Christoph laut auflachend, fügte aber etwas ernster hinzu: „Immer hin! die Noth wird auch vergehen; wer aber ohne Vertrauen ist, der verdient kein glückliches Loos!"

In dieser Art unterhielten sich die Stelzner noch eine längere Zeit, dann sprachen sie vom Kriege und seinen Schrecken, von der Landesnoth, von der Theurung und von andern Plagen, hernach redeten sie von den Mitteln, durch welche dem allgemeinen Jammer vielleicht abgeholfen werden könnte, und zuletzt gingen sie auseinander, ohne einen glücklichen Gedanken herausgefunden zu haben. „Da habt Ihr's," meinte Christoph scherzend, „Ihr habt nun lange zu Rathe gesessen und doch gar nichts ausgemacht! — Immer hin! Ihr werdet's nicht ändern, wenn's eine andre Macht nicht thut!"

Daheim fand Christoph keine freundlichen Gesichter, daher er bald sein Lager aufsuchte und einschlief. In den ersten Morgenstunden träumte er wieder und zwar ganz dasselbe, was er Tags vorher unter dem Wunderbaume geträumt hatte. Der Morgen dämmerte. Christoph stand auf und ging an sein Tagewerk. Gegen Abend empfand er einen unwiderstehlichen Drang, nach dem Stelzenbaume zu gehen und von der Höhe aus in die Ferne zu schauen. Gern folgte er dem Drange. Er bestieg den freundlichen Hügel, setzte sich auf sein oft benutztes Ruheplätzchen, fühlte sich abermals zu Lust und Freude erhoben, schlummerte darauf ein und träumte zum dritten Male den bezaubernden Traum, in welchem zum Beschluß auch der greise Hirt wieder erschien und noch lebhafter nach dem Baierlande hinwies, indem er sprach:

„Nach der regensburger Brück
Richte eilig Deinen Blick.
Suche dort, — dort blüht Dein Glück —
Kehrst als reicher Mann zurück!"

Ein solcher Traum, dreimal geträumt, hatte für den Traum-Christoph den Werth der sichersten Prophezeihung. — Christoph ging nach Hause, schnürte sein Reisebündel, besuchte jedoch die Schänke nicht, sondern legte sich zeitig nieder, um recht früh zu erwachen. Seiner Frau hatte er schon mitgetheilt, daß er am nächsten Morgen eine längere Reise antreten und auf derselben sicher sein Glück machen werde. Die Frau ließ dem Manne seinen Willen und sprach: „Nun denn, immer hin! Bleib' nicht lang außen und komm' auch glücklich wieder heim!"

Am andern Tage lagen in Stelzen alle Einwohner noch im tiefen Schlafe. Nur Christoph war schon wach. Er machte sich nach dem ersten Hahnschrei reisefertig, nahm seinen Stab und sein Bündel, empfahl Weib und Kinder dem Schutze des Himmels, schlich unbemerkt zum Hause hinaus und schritt auf mondheller Straße rüstig und wohlgemuth seinem „gelobten Lande Baiern" zu. Als die Sonne emporstieg, hatte der fröhliche Wandrer sein Dorf und den Stelzenbaum längst im Rücken. Bald kam er in Gegenden, die ihm ganz fremd waren, und da sah er denn viel Neues und Schönes, was ihn unterhielt

und seine heitre Stimmung noch erhöhte. Die Städtchen und Dörfer, die Berge und Thäler lagen im Frühlingsschmucke lieblich hingestreckt; die Menschen in Baiern zeigten sich gegen den Fremden zuvorkommend und gastfreundschaftlich, und es war für den Christoph eine wahre Lust, so frisch und munter in die Welt hinein zu wandern. Nach mehrtägiger Reise erreichte er endlich den Regenkreis Baierns. Bald sah er auch die uralte Stadt Regensburg liegen. Mit klopfendem Herzen schritt er auf dieselbe zu, betrachtete die uralten Häuser der Stadt, die meist mit den Giebeln nach den Gassen schauten, ging in einigen Straßen der berühmten Reichsstadt auf und ab und kam an eine Stelle, von welcher aus er das Thal des Donaustromes, in den sich der Regenfluß ergießt, recht gut überblicken konnte. Da sah er auch die große, lange Donaubrücke, auf welcher ihm sein Glück erblühen sollte. Ehe er noch eine Herberge aufsuchte, ging er nach der Brücke hin, betrachtete ihre weitgestreckten fünfzehn Bogen, betrat sie endlich selbst, blickte nach allen Seiten hin, ging auf und ab, suchte allenthalben auf dem Wagen- und Fußwege, sah den Vorübergehenden in's Gesicht, betrachtete die Reiter, Fuhrleute und Frachtwagen, verfolgte die Schiffe und Kähne mit spähenden Augen, ließ sogar die Thiere, welche die Brücke betraten, nicht unbeachtet, untersuchte alle Winkel, Löcher und Nischen und fand trotz allen Spähens nicht eine einzige Spur, die geeignet gewesen wäre, ihm einen Fingerzeig zu dem verheißenen Glücke zu geben. Niemand bekümmerte sich um ihn; fragen wollte er auch nicht und so sah er sich denn, da die Nacht einbrach, genöthiget, die Brücke zu verlassen und ein Quartier aufzusuchen. Etwas kleinlaut sprach er bei sich: „Immer hin! Vielleicht morgen!“ — Er lief nun nach der Stadt und wählte dort in einer krummen, engen Gasse eine Herberge, die ihm bei seinen wenigen Reisegroschen einfach und billig erschien. Der Wirth war ein recht freundlicher, heitrer Mann. Er hatte zwar einen hinkenden Gang, aber dies störte weder seine schnellen Bewegungen, noch seine übrige Lebhaftigkeit. Er unterhielt sich mit seinem Gaste in sehr zutraulicher Weise und bestürmte ihn mit vielen Fragen. Christoph theilte offen-

herzig mit, daß er ein Voigtländer aus dem Sachsenlande wäre, auch, wie er gereis't sei und was er Alles gesehen und erfahren habe, aber den eigentlichen Zweck seiner Wanderung hielt er geheim. Und grade das wollte der neugierige Wirth doch vor Allem wissen. — Christoph merkte dies und war nun bei der Unterhaltung um so vorsichtiger. Er aß sein Abendbrod, das vortrefflich war, sagte dem Wirthe gute Nacht und begab sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen stand der Stelzen-Christoph sehr früh auf. Er hatte unruhig geschlafen. Der Wirth wunderte sich nicht wenig, seinen Gast schon reisefertig zu sehen, daher fragte er ihn: „Wollt Ihr Regensburg schon wieder verlassen? Ihr habt ja die Reichsstadt eigentlich noch gar nicht genau betrachtet!“

„Immer hin,“ meinte Christoph, „wenn ich nur erst . . . . .“

Bald hätte er mehr gesagt, als er für gut hielt; er lenkte darum schnell ein, gab vor, einen Geschäftsweg abmachen zu müssen, und eilte hinweg. — Dem hinkenden Wirthe war das Benehmen des Fremdlings zu auffällig. Er hatte doch schon vielen Gästen durch Hin- und Herfragen das Herz abgekauft, aber bei dem Voigtländer wollte es ihm doch nicht gelingen, da dieser seiner heftigen Neugier durch trotziges Verschweigen seines Reisezweckes die Wage hielt.

Christoph war wieder nach der Donaubrücke gegangen, hatte sich dort stundenlang aufgehalten und noch aufmerksamere Beobachtungen angestellt, als Tags vorher, hatte jede Mauerritze und jedes Steinlein betrachtet und doch nichts gefunden, was ihm als Glücksstern erscheinen konnte. Seine Hoffnungen wollten sich mindern; ein gewisses Bangen ergriff sein Herz. „Sollten,“ dachte der Traum-Christoph bei sich, „sollten die Stelzner doch recht haben, wenn sie mich für einen Narren halten? — Sollte ich umsonst die Reise gemacht haben? Nein, nein, ich hab' ja den Traum dreimal geträumt, auch ist morgen erst der dritte Tag und aller guten Dinge sind ja drei!“ — Er schlich noch bis gegen Abend auf der großen Brücke umher, dann ging er hungrig hinweg und schritt etwas ern-

ſter, als er gekommen war, ſeinem Quartier zu. Der Wirth empfing ihn zutraulich; er fragte nach dem Verlaufe der Geſchäfte, erhielt aber ſehr einſilbige Antworten. Um ſeinen Gaſt geſprächiger zu machen, hinkte der Wirth in ſelbſteigner Perſon zu ihm hin, trug ihm das Abendbrod auf und ließ ſich an ſeiner Seite geſchwätzig nieder. Er erzählte dem Chriſtoph alle Neuigkeiten der Reichsſtadt, ſprach von ſeiner Wirthſchaft, von verſchiedenen Fremdlingen, denen er im Laufe von vielen Jahren Herberge gegeben, und kam ſogar zurück auf ſeine erſten Jugendjahre, wobei er erwähnte, daß er als Knabe ſo gern auf Stelzen gelaufen, dabei aber einmal gefallen und in der Folge davon lahm geblieben ſei, daß er ſich aus ſeiner Armuth in den Jugendjahren durch Fleiß und Klugheit bald herausgearbeitet und nun ſo viel verdient habe, daß er ſorgenlos ſeinem Lebensabende entgegengehen könne. — Chriſtoph verlor bei der Geſchwätzigkeit des Wirthes nach und nach ſeine Einſilbigkeit auch. Er erzählte noch Mancherlei aus ſeinem Leben, was der Wirth am vorigen Abende nicht zu hören bekam, und fühlte ſich zu dieſem mehr und mehr hingezogen. Beide rückten näher aneinander; der Wirth holte ein Glas Bier nach dem andern, trank dem Chriſtoph zu und ſprach, als dieſer wegen ſeiner ſchwachen Kaſſe eine bedenkliche Bemerkung fallen ließ, lachend: „Immer hin, Freund, eßt und trinkt, ſo lange es Euch ſchmeckt; — der heutige Abend kommt nicht mit zur Zeche!“

Die Beiden ſaßen und tranken bis gegen Mitternacht. Endlich ſuchten ſie das Lager auf, und als ſie früh aufſtanden, wußte Keiner mehr ſicher, was er gehört und geſchwatzt hatte. Nur ſo viel war ihnen erinnerlich, daß ſie ihres Jugendlebens gedacht hatten und dabei einander freundſchaftlich näher gerückt waren.

Chriſtoph ſtand am andern Morgen wieder bereit zu der geheimnißvollen Wanderung, ſprach mit dem Wirthe weniger vertraulich als den Abend zuvor und erwähnte beiläufig, daß er nur noch einen Tag bei ihm verweilen dürfe; dann aber fort müſſe.

„Was eilt Ihr denn ſo ſehr?“ fragte der Wirth und

ſetzte hinzu: „Ich dachte Eure Geſchäfte würden Euch länger aufhalten.“

„Nur drei Tage!“ antwortete Chriſtoph mit einem unterdrückten Seufzer.

„Grade drei Tage?“ rief der Wirth etwas befremdet und bemerkte noch dabei: „Die Drei iſt eine gute Zahl, darum iſt auch gewiß Euer Geſchäft in Regensburg gut gegangen. Und doch will mir es ſcheinen, als wäret Ihr nicht mehr ſo heiter, wie am Tage Eurer Ankunft.“

„Das mag wahr ſein! Aber . . . . . wenn . . . . .“ — meinte Chriſtoph im Tone der Verlegenheit, hielt aber ſchnell die Hand vor den Mund, als wollte er zu erkennen geben, daß er etwas Unüberlegtes geſprochen habe.

Der Wirth ergriff hierauf die Hand ſeines Gaſtes, ſchüttelte ſie treuherzig und ſprach: „Freund, das Wenn und Aber hat ſchon manchen Leuten Kopfzerbrechen gemacht; es taugt nicht für Euch. Euch drückt etwas, ich ſeh' es in Euren Mienen. Kann ich Euch mit Rath und Hülfe beiſtehen, ſo entdeckt Euch mir, ich —“

„Nein,“ rief Chriſtoph, „nein, was ich weiß, darf Niemand erfahren.“ Dabei griff er nach ſeinem Stabe und ſtürzte zur Thür hinaus. — Der Wirth ſchüttelte den Kopf und meinte, es könne im Kopfe des Fremden nicht ganz richtig ſein.

Chriſtoph eilte wieder nach der großen Brücke, ging ſinnend auf und ab, durchmaß die Brücke nach allen Seiten mit bedächtigen Schritten, hörte die Rathhausglocke von Regensburg Stunde um Stunde ſchlagen, ſah die Sonne ſich wieder abwärts neigen und erfuhr über ſeine glückliche Zukunft ebenſo wenig, als am erſten und zweiten Tage. Je tiefer die Sonne ſank, deſto mehr nahm der Unmuth und die Verzagtheit des Traum-Chriſtoph zu. Er ſah ſich nicht blos auf's Bitterſte getäuſcht, er hatte auch ſeine ganze Baarſchaft an die letzte und ſchönſte Glückshoffnung gewendet und wußte im Voraus, daß er, wenn er ſich auch glücklich nach Hauſe betteln würde, daheim nur Hohn und Spott ertragen müſſe. Der ſonſt ſo heitere, lebensmuthige Mann gerieth in eine Art Verzweiflung, hing ſich weit über die Brückenbrüſtung hinweg und blickte lange hinunter in die von der Abendſonne

vergoldeten Donauwellen. „Ein Sprung," murmelte er, „ein Sprung und . . . . . immerhin! . . . . . Doch nein, ... wer brav heißen will . . . . . "

Christoph wurde in dem Augenblicke, als er seine Verzweiflung niedergekämpft hatte, durch einen kräftigen Ruck am Arme von der Brüstung weggezogen. Er erschrack fast, blickte um sich und sah neben sich seinen hinkenden Wirth stehen. Dieser war nämlich auf seinem Spaziergange zufällig nach der Donaubrücke gekommen, hatte hier seinen Gast sich weit über die Brüstung beugen sehen und ihn darauf sogleich mit nervigem Arme gepackt, um ihn in der gefährlichen Lage vor dem Hinabstürzen zu bewahren. Der ehrliche Baier schlug verwundert die Hände zusammen und rief aus: „Was hattet Ihr vor, Freund? Wenn Ihr den Schwindel bekamet, waret Ihr verloren! — Uebrigens sind schon einige Vorübergehende auf Euer sonderbares Thun aufmerksam geworden, darum wird's besser sein, wir verlassen diesen Ort und gehen nach der andern Brückenseite; dort steht eine Bank, auf die wollen wir uns setzen und dann Weiteres besprechen!"

Christoph ließ sich fast willenslos nach der bezeichneten Bank führen. Der Wirth lud ihn ein, sich niederzulassen, nahm dann neben seinem Gaste Platz und sprach theils theilnehmend, theils neugierig: „Hört, Voigtländer, ich habe mich eigentlich um Eure Sachen nicht zu kümmern, denn Jeder hat für sich zu sorgen; aber Ihr dauert mich, weil Ihr entweder zu manchen Stunden nicht recht bei Euch seid, oder weil Euch etwas bedrückt, was Euch an den Lebensnerven zehrt!" —

Christoph sah den Wirth auf diese Rede scharf an und dann sprach er: „Ihr scheint es gut mit mir zu meinen, Freund, darum will ich Euch mein Herzeleid offenbaren. So wisset denn, daß ich daheim dreimal geträumt habe, ich würde mein Glück auf der regensburger Brücke finden, und dies ist der Grund, weshalb ich hierher kam. Nun bin ich aber schon drei Tage hier umhergestreift und habe nichts gesehen und gehört, was mir als ein Fingerzeig für eine glückliche Zukunft gelten könnte. — Fragt nun aber auch nicht weiter nach dem Näheren; ich muß darüber schweigen!"

„Aha," lachte der Wirth, „wieder ein Träumer! Hab' schon manchen Träumer in's Unglück laufen sehen; hab' selber vielerlei schöne Traumbilder gehabt, aber nie Werth darauf gelegt. Thut das auch nicht mehr, lieber Sachse, sonst verdreht Ihr Euch selbst den Kopf und werdet zum Narren. Glaubt mir's, ich habe schon vor vielen Jahren von großen Reichthümern in Eurem Voigtlande geträumt."

„Im Voigtlande?" fragte Christoph gespannt.

„Ja, im Voigtlande!" entgegnete der Wirth und setzte hinzu: „Denkt Euch, da träumte ich vor einigen Jahren drei Nächte hinter einander, daß mein Glück in Eurem Lande blühe. Es erschien mir im Traume ein alter Mann, der forderte mich auf, ich solle nur an die sächsische Grenze nach dem Dorfe Stelzen ziehen und dort auf einer Höhe unter dem Stelzenbaume nachgraben, da würde ich einen großen Schatz finden; ich bin aber zu Hause geblieben. Später habe ich den alten Mann oft noch im Traume gesehen und allemal hat er mir zugewinkt und gesagt:

In das Voigtland geh
Nach Stelzen auf die Höh';
Grabe unterm Stelzenbaum
Dort erfüllet sich dein Traum!

doch ich habe mich von dem Traumbilde nicht narren und zu großen Schatzgräberreisen verleiten lassen!"

Christoph hatte die Erzählung seines Wirthes mit der höchsten Spannung angehört. Jetzt erst merkte er, warum er von den Geistern der Träume auf die Brücke zu Regensburg geführt worden war. Hier also sollte er erst erfahren, wo er den Reichthum suchen müsse, hier hatte er, wie er nun fest glaubte, die letzte Geduldsprobe, die ihn fast zur Verzweiflung getrieben hätte, bestehen müssen, um dann den Weg zu seinem Glücke nach dem geheimnißvollen Fingerzeige des Geschickes sichrer gehen zu können! — — Mit seiner Hoffnung wuchs auch seine Heiterkeit; er ging auf den Traum des Wirthes aber nicht näher ein, sondern drückte ihm blos die Hand und sprach: „Ich bin Euch Dank schuldig, denn Ihr habt mich wieder auf den rechten Weg gebracht! — Jetzt laßt uns aber nach Eurem Hause

eilen, damit ich mich reisefertig machen kann, weil ich morgen mit dem Frühesten den Rückweg anzutreten gedenke!"

Der Wirth glaubte seinen Gast vollkommen verstanden zu haben, ging mit ihm von der Brücke weg durch mehrere Gassen der großen Reichsstadt, und Beide langten im Halbdunkel in dem Gäßlein an, wo der Wirth wohnte. Sie boten den Leuten, welche an den Thüren saßen, einen freundlichen „guten Abend!" und mehrere Male schon hatten einige Männer den Gruß mit den Worten erwiedert: „Guten Abend, Stelzen-Christoph!" — Je näher aber die Beiden dem Wirthshause kamen und je öfter ihnen Leute begegneten, desto häufiger erscholl der nachbarliche Zuruf: „Guten Abend, Christoph!" oder: „Gute Nacht, Stelzen-Christoph!"

Zuletzt wurde es doch dem erstaunten Christoph zu arg; er stutzte, hielt im Weitergehen an, und sprach: „Hört einmal, Freund Baier, ich weiß nun wahrlich nicht mehr, ob ich verzaubert und behext bin, oder ob mir gar meine Sinne verloren gegangen sind. Da haben mich in Eurer Gasse schon so Viele beim Namen genannt, obgleich mich hier kein Mensch kennt. — Nicht einmal Ihr wißt, wie ich heiße und doch fällt es Euch nicht auf, daß man mich hier von allen Seiten anruft."

„'s ist wahr," versetzte der Wirth, „ich konnte Euch längst schon nach Eurem Namen fragen! — Nun so sagt mir heute, wer Ihr eigentlich seid und wie Ihr heißet!"

„Ich," — antwortete Christoph zögernd, „ich? — Ich heiße Christoph, — ich bin der Stelzen-Christoph!"

Der Wirth lachte laut auf, daß es weithin durch die Gasse hallte und rief: „Nun, ich heiße auch Christoph und werde von meinen Freunden und Nachbarn stets der Stelzen-Christoph genannt, weil ich, wie Ihr schon wißt, in meiner Jugend gern auf Stelzen gegangen und dabei zu meinem lahmen Beine gekommen bin. Ich habe es gern gelitten, daß man mir den Namen gab, denn derselbe hat mich stets an meine Jugendstreiche erinnert und später vor den Thorheiten des Alters bewahrt. Aber, Voigtländer, wie seid Ihr denn zu demselben Namen gekommen?"

Christoph antwortete: „Das kann ich Euch nicht

ſagen! Uebrigens kennt man mich in der Heimath auch noch als den Traum-Chriſtoph und woher der Name kommen mag, brauche ich Euch wohl nicht erſt zu erklären."

„Ich kann mir's wohl denken!" meinte der Wirth und fügte mit aufgehobenen Finger hinzu: „Laßt Euch nur durch den Namen auch von den Thorheiten des Alters abhalten uns macht um eines Traumes willen nicht wieder große Reiſen!"

„Das wird wohl nicht wieder geſchehen!" verſetzte Chriſtoph und folgte dann vergnügt und froh dem Wirthe, der mit ihm bald darauf in ſein Haus eintrat. — Abgeſpannt durch die ſich kreuzenden Aufregungen des Tages ſagte der Mann aus Stelzen ſeinem ehrlichen Herbergsgeber gute Nacht und fand auf ſeinem Lager bald die ihm ſo nöthige Ruhe.

Am nächſten Morgen wollte Chriſtoph die Zeche bezahlen, aber der Wirth nahm keinen Pfennig, ſondern er ſagte zum Voigtländer: „Ich nehme von Euch nichts, weil Ihr doch umſonſt nach Regensburg gereiſt ſeid und weil ich in Euch einen Namensbruder von mir erkannt habe, der auf der Erde wohl kaum noch einmal da iſt. Reiſet glücklich nach Hauſe und kommt Ihr ſpäter in wirklichen Geſchäften wieder einmal in unſre Reichsſtadt, dann kehrt ja in meinem Hauſe ein; Ihr ſollt als Freund empfangen werden!"

Chriſtoph wurde durch die Güte ſeines Namensbruders faſt zu Thränen gerührt. Er bedankte ſich für die empfangenen Wohlthaten auf's Innigſte, drückte dem Wirthe noch oft die Hände und verabſchiedete ſich bei ihm mit den Worten: „Will es mein Glücksſtern, ſo ſehe ich Euch im Leben noch einmal; dann ſollt Ihr auch das erfahren, was ich jetzt noch verſchweigen muß. So lebt denn wohl; der Himmel ſegne Euch Eure Liebe!"

Der Wirth hinkte neben Chriſtoph noch eine Strecke mit fort, dann aber trennten ſich Beide und der voigtländiſche Stelzen-Chriſtoph zog nun allein ſeine Straße. Sein Heimweg erſchien ihm ſehr kurz, obgleich er mehrere Tage dazu brauchte. Nach einer vier- bis fünftägigen Wanderung zog er in den Abendſtunden in Stelzen wieder ein. Durch ein Hinterpförtchen gelangte er unbemerkt in ſeinen

Garten und wenige Minuten darnach ſtand er mitten unter den Seinen, die ihn ſchon für verloren angeſehen hatten. Er wurde mit vielen Fragen beſtürmt, vorzüglich wollte ſein Weib viel von ihm hören, aber er theilte über den Erfolg ſeiner Reiſe gar nichts mit, ſondern ſchilderte nur weitläufig, was er Alles geſehen, gehört und geſchmeckt hatte. Endlich riß ſeiner Frau der Geduldsfaden; ſie ſprach etwas heftig: „Nun, wie ſteht's denn mit dem Glücke, dem Du entgegen reiſen wollteſt? Du ſcheinſt ärmer nach Hauſe gekommen zu ſein, als Du ausgezogen biſt. In Deinem Geldbeutel, den Du in's Schränklein legteſt, ſteckt leider nicht viel mehr.“ —

„Immer hin,“ ſprach Chriſtoph, „morgen ſollſt Du das Weitere hören.“ — Dabei warf er das Reiſegewand ab, wünſchte den Seinen gute Ruh und legte ſich nieder. — Am andern Morgen war der Traum- oder Stelzen-Chriſtoph, ehe der Hahn noch krähete, wieder wach. Er ſchlich ſich hinaus, ohne daß die Schlafenden etwas merkten, ergriff Schaufel und Hacke, ſtieg hinauf nach der Höhe und fing dort unter dem Stelzenbaume an zu ſchürfen. Die Morgenröthe begann ſchon aufzuſteigen und noch immer hatte Chriſtoph nur Erde und Steine aufgewühlt, aber plötzlich ſchlug er mit ſeinem Werkzeuge auf etwas Metallenes und ein ſchöner heller Ton drang in ſeine Ohren, wie er noch keinen gehört hatte. Er bückte ſich nieder, um die berührte Stelle genauer zu unterſuchen, und ſiehe da, er fand einen großen kupfernen Keſſel, mit einem ſchweren Deckel verſehen. Hocherfreut ſetzte er die Hacke ein, ſprengte den Deckel auf, und vor ſeinen Blicken öffnete ſich ein Keſſel mit großen Goldmünzen gefüllt. — Chriſtoph nahm in höchſter Eile von den Münzen ſo viel an ſich, als er zu tragen vermochte, dann ſtürmte er hinab in ſein Haus, rief ſchnell ſein Weib und die Kinder zuſammen, verſah ſie mit Körben und Gefäßen und rannte mit ihnen wieder nach der Stelzenhöhe. Unter Mithülfe ſeiner Angehörigen förderte Chriſtoph den Keſſel mit dem Schatze zu Tage und nach kurzer Zeit war der Reichthum in ſeinem Hauſe in ſichres Verſteck gebracht.

Als Chriſtoph an demſelben Tage mit ſchmunzelnder Miene in die Schänke eintrat, wurde er mit ähnlichen

Spötteleien empfangen, wie man sie früher sich gegen ihn erlaubt hatte; das Höhnen wurde sogar ärger, als man auf seine Reise zu reden kam und über ihren Erfolg nur wenig erfuhr. „Traum-Christoph," hieß es, „wo warst Du denn so lange? Wir dachten schon, Du könntest Dein Glück allein nicht nach Hause tragen, oder wärest in der Freude darüber umgekommen!"

„Immer hin," entgegnete Christoph, „spottet nur! — Laßt mich in Frieden; ich lache für mich, doch nicht über Euch!"

Etwas verletzt verließ der Traum-Christoph seine Dorfnachbarn und beschloß im Stillen, nur allmählig mit seinem Reichthume hervorzutreten. Er kaufte anfangs einige Feldgrundstücke — und das machte die andern Bauern stutzig; er erwarb sich später das größte Gut im Dorfe — und das war den Bauern außer dem Spaße; er fuhr zuletzt mit Weib und Kindern gleich einem Edelmanne umher, gab an Arme und Verlassene reiche Gaben, lieh den von harten Gläubigern bedrängten Gewerbsleuten viel Geld und brachte große Opfer für gemeinnützige Zwecke, — und das bekehrte die Bauern. Von nun an nannten sie seinen Namen stets mit der größten Achtung und Liebe, ohne seiner jemals wieder zu spotten. Woher der Christoph das Geld erhielt, erfuhr nicht Einer von seinen Nachbarn; nur seinem Pfarrer soll er es am Hochzeitstage seines Sohnes in fröhlicher Weinstimmung mitgetheilt haben.

Einige Jahre nach Auffindung des Schatzes reiste Christoph mit seiner Familie nach Regensburg und verlebte dort in der sehenswürdigen Reichsstadt, besonders aber in dem Hause seines Namensbruders, des hinkenden Wirthes, recht frohe, glückliche Tage. Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Wirth auch, daß Christoph einst auf der regensburger Brücke nicht umsonst nach seinem Glücke gespähet hatte. Der baierische Namensbruder beneidete ihn deshalb nicht im Mindesten, denn er meinte, er habe selbst viel mehr im Besitze, als er im Leben brauchen könne.

Als der voigtländische Stelzen-Christoph alle seine Kinder versorgt hatte und die Hochzeit seiner jüngsten

Tochter ausrichtete, war auch ein Herr aus Regensburg, der etwas hinkte, mit bei dem Feste. — Dieser soll der beste Freund vom Traum- oder Stelzen-Christoph gewesen, auch, wie einige wissen wollen, mit ihm an einem und demselben Tage im hohen, glücklichen Alter gestorben sein.

Vor länger als 100 Jahren ist der alte Stelzenbaum eingegangen. Man hat bald darauf an seine Stelle eine Kiefer, nach Andern einen Ahornbaum, gepflanzt. Der Baum wuchs bald zu einer bedeutenden Größe heran, so daß er in einem Umkreise von fünf Meilen gesehen werden konnte. — Die Sage vom alten Stelzenbaume, der dem dürren Stabe des hingemordeten greisen Hirten entsproß, wollen Einige auf einen Baum bei Kloschwitz bezogen wissen.

Das Dorf Stelzen liegt nicht weit vom sächsischen Bahnhofe Reuth nahe an den Straßen von Zeulenroda nach Hof und von Plauen nach Lobenstein auf der Grenze des Saale- und Elstergebietes.

Die Sage vom Stelzenbaume ist eine rein voigtländische, wird aber sehr verschieden erzählt. Die obige ist die gangbarste im Volke. Nach andern Mittheilungen findet nicht ein Traum- oder Stelzen-Christoph, sondern ein alter Schäfer „Johannes" den Schatz unter dem Stelzenbaume, auch weiset dann der Glückestraum-den Träumer nicht auf die regensburger, sondern auf die mainzer Brücke, wo nicht ein Wirth gleiches Namens, sondern ein alter bärtiger Soldat ohne Namen figurirt, der ganz dasselbe geträumt hat und in gleicher Weise, wie der Wirth, den Weg zum Reichthume angiebt. Den alten, von Hunger und Noth gepeinigten Schäfer Johannes läßt die Sage erst nach mancherlei Irrfahrten und in vollständigster Unkenntniß des Landes und der Wege bis nach Mainz wandern. — Im Uebrigen stimmen die Sagen ziemlich überein.

Daniel Knappe,

der Entdecker der Silbergruben im Schreckenberge bei Annaberg.

Vor drei bis vier Jahrhunderten sah es da, wo jetzt die sächsische Bergstadt Annaberg steht, höchst rauh und unwirthlich aus. Wohl ragte dort der große Basaltkegel des Pöhlbergs zu den Wolken empor, aber an menschliche Thätigkeit in seiner Nähe war noch nicht zu denken, denn dicke, finstre Wälder hüllten ihn ein und selten betrat ein menschlicher Fuß die urwaldähnliche Wildniß. An Bären, Wölfen und andern Raubthieren der deutschen Hochwälder war kein Mangel, daher die Gegend mit vollem Rechte, „die wilde Ecke" genannt wurde. Nur in dem Thale zwischen dem Pöhl- und Schreckenberge, in welchem die Sehma mit ihrem lebendigen Wasser durch die Felsblöcke sich Bahn gebrochen hatte, standen einige Hütten, in uralter Zeit von den thätigen Wenden aufgebaut. Auch diese Hütten waren noch vom Walde umschlossen; sie bildeten den Anfang zu einem der ältesten sächsischen Dörfer, zu Frohnau. Hier wohnten wenige Bergleute, die in der kupferhaltigen Grube Briccius ihren Unterhalt fanden und sich höchstens bis nach dem nahen Geyer wagten, um in den dortigen Bergwerken ihr Brod zu suchen.

Unter diesen Leuten lebte nun auch ein Bergmann, Daniel Knappe, der unter den armen Hüttenbewohnern der ärmste war. Bei allem Fleiße, bei der strengsten Rechtlichkeit konnte er für sich und die Seinen nur das trockne Brod erschwingen, da es ihm an Nebenverdiensten fehlte und sieben Kinder täglich seiner Hülfe harrten. — Knappe's Frau suchte ihren braven Mann zu unterstützen, wo sie es vermochte, aber eine Verbesserung ihrer äußeren Verhältnisse wollte demohngeachtet nicht eintreten. Mitten in ihren Sorgen rückte den braven Aeltern ein Feind entgegen, an den sie gar nicht gedacht hatten. Eine furchtbare Theurung brach aus, und mit ihr kam die schrecklichste Hungersnoth. Viel Jammer und Elend zog in die

Hütten der Armen ein. Knappe und ſeine Frau arbeiteten ſich die Hände wund, um Brod zu verdienen; ſie brachen ſich ſogar von der Nachtruhe ab, damit der furchtbare Hunger nicht auch unter ihrem einfachen Dache Platz greifen ſollte; aber alles Sinnen und Sorgen, alle Mühe und Anſtrengung war vergebens, — die Noth und der Mangel zogen ein.

Einige Tage lang hatte Daniel Knappe im finſtern Schachte der Erde gearbeitet und nur mit wenigen Biſſen Brodes ſich begnügt. Der Nahrungsreſt daheim war kleiner und kleiner geworden. Daniel wollte mit ſeinem Weibe lieber ſelbſt hungern, als die Seinen brodlos wiſſen. Was war aber der geringe Reſt unter ſo Viele? — Am Mittag gab's in der Hütte Knappe's kein Krümchen mehr. Der beſorgte Vater wendete die letzten Heller auf und ſättigte die hungernden Kinder, dann zog er ſeine Gattin bei Seite und ſagte ihr leiſe in das Ohr: „Nun iſt's zu End', nun helf' uns der Himmel!" — Ein ſchwerer Seufzer entquoll der Bruſt des armen Mannes; ſeine Frau ging hinaus und weinte.

Der Abend kam. Die Kinder ließen es ſich einmal gefallen, hungrig das dürftige Lager aufſuchen zu müſſen, aber am andern Morgen baten ſie ihre Aeltern nur noch inniger um Brod. Die Bitten der Lieblinge, die leider nicht erhört werden konnten, zerſchnitten den armen Aeltern das Herz, obgleich dieſe noch ärger hungerten, als ihre Kinder, ohne ſich davon etwas merken zu laſſen. Die mehrere Tage lang ruhig erduldete Entbehrung hatte die arme Bergmannsfrau dermaaßen geſchwächt, daß dieſe nicht einmal mehr im Stande war, ihr jüngſtes Kindlein, einen Säugling, zu nähren; ihr Naturquell war vertrocknet, und umſonſt ſchrie das arme Kind nach ſeiner einzigen Erquickung, — nach Milch. Die Folge war, daß das kleine Weſen ſehr bald zu kränkeln anfing und daß es nach einigen ſchmerzensreichen Tagen ſtarb.

Die übrigen Glieder der Bergmannsfamilie mußten ſich in fortgeſetztes Entſagen zu ſchicken ſuchen, um nicht ein Raub des Hungertodes zu werden. Brachte Knappe für ſchweres Geld ein leichtes Brod nach Hauſe, ſo wurde es auf mehrere Tage in beſtimmte Theile getheilt und

jedes Kind hatte ſich mit dem zu begnügen, was ihm unter Thränen in die Hand gelegt wurde. Den treuen Aeltern that dabei freilich das Herz weh, aber ſie wußten auch keine anderen Mittel und Wege, ſich in der furchtbaren Noth aufrecht zu erhalten. Mit matten, gramerfüllten Blicken beobachteten ſie die ſonſt ſo lebensfriſchen, nun aber täglich krankhafter ſich zeigenden Geſichter ihrer Lieblinge, beſonders das Antlitz ihrer älteſten Tochter Gertrud, die der Engel im Hauſe war und ihrer Mutter mit der dankbarſten Liebe, mit der treueſten Hülfe zur Seite ſtand.

Und grade dieſen holden Engel ſollte das ſchwergeprüfte Aelternpaar verlieren! — Gertrud hatte ſich jedenfalls zu ſehr angeſtrengt, hatte mit übermenſchlicher Kraft zu entbehren geſucht, um einen Theil ihrer wenigen Biſſen an die heißgeliebten Geſchwiſter abzutreten. Dies war zu viel für ihren zarten Körper. Das Mädchen ſah ſehr blaß, ſchlich matt umher und wurde auf das Krankenlager geworfen. Mit jedem Tage nahm ihre Schwäche zu. — Ihre Aeltern ſaßen abwechſelnd bei ihr und ſuchten durch die liebevollſte Pflege das fliehende Leben zu erhalten. Einſt war ſie in einen, wie es ſchien, ſehr feſten Schlaf verſunken. Sie lag regungslos, als habe der Tod ihre Blüthe vollends geknickt. Der fromme Daniel fühlte ſein Herz faſt brechen; er ſank am Lager des theuren Kindes auf die Kniee, blickte zum Himmel empor und betete: „Ach Gott und Vater, der Du da droben wohnſt, willſt Du mich denn ganz verlaſſen in meiner Trübſal, in meinem Elende? O ſende uns Hülfe, daß wir nicht unterliegen in unſrer Noth, und gieb meiner lieben Gertrud die Geneſung wieder.“ —

Gertrud hatte nur leicht geſchlummert; ihr war darum die Hiobsklage ihres Vaters und ſein Gebet nicht entgangen. Sie ſchlug die treuen Augen auf, ſah ihren Vater recht innig an, dankte ihm und der Mutter für die erzeigte große Liebe und Theilnahme, lächelte wie in himmliſcher Verklärung und ſprach: „O verzagt doch nicht, Ihr guten Aeltern, Gott iſt gnädig und getreu; er wird Euch bald erretten aus Eurer großen Noth; ſeine Hülfe iſt nahe! — Um mich ſorgt nicht; ich fühle mich ſo leicht,

so wohl; ich sehe den Himmel offen! Bald wird mein Herz ausgeschlagen haben, bald werde ich droben bei den Engeln sein und am Throne Gottes für Euch Alle beten! —"

Die Worte gingen den Aeltern durch's Herz. Gertrud blieb wach bis zum Abende. Sie war ruhig und so heiter, daß Daniel, der schon Alles verloren gegeben hatte, wieder an die Möglichkeit ihrer Genesung zu glauben wagte.

Nach Einbruch der Nacht übernahm Daniel bei seinem Lieblinge die Wache. Gertrud schlief recht sanft. Ihr Vater, angestrengt vom Sorgen und Wachen, schlummerte neben ihrem Lager auf einem Lehnstuhle ein, ohne zu bemerken, daß in derselben Stunde auch der Bote des Friedens erschien und sanft und leicht von dem entkräfteten Körper der Gertrud die Seele hinweg nahm und hinauf geleitete in die ewigen Wohnungen.

Daniel erwachte nach kurzer Ruhe; Alles um ihn herum war still. „Sie schlummert noch!" dachte er bei sich und neigte sich ihrem Antlitz zu, um sie athmen zu hören. — Sie athmete nicht mehr. — Ein furchtbarer Schreck durchbebte die Glieder des Bergmanns. Er zündete schnell sein Grubenlämpchen an und leuchtete der Gertrud in's Gesicht; er rief sie laut, daß all die Seinen erwachten, aber sie antwortete nicht; er breitete sich über sie hinweg und sprach: „Gertrud, meine Gertrud, noch einmal blick' mir in's Aug'! Gertrud, scheid' nicht von uns, bleib' bei uns!" Doch seine Worte verhallten von ihr ungehört und mischten sich mit den Jammerlauten der Mutter und Kinder. Gertrud war todt. — Unter herben Thränen folgten die schmerzerfüllten Aeltern und Geschwister dem Sarge des Lieblings und trauernd betteten sie die entseelte Hülle in das frische Grab, auf welches Daniel ein Kreuzlein steckte, das er selbst gezimmert hatte. Die Kinder brachten Blumen und legten sie auf das Grab der holden Gertrud, indem sie versprachen, recht oft wiederzukommen, um den lieben Hügel aufzuschmücken, welcher ein so treues, gutes Herz deckte.

Daniel Knappe und seine Gattin hatten sich schwer von Gertrud's Grabe trennen können. Als sie in ihre Hütte zurückkehrten, wurde ihr Schmerz über den Verlust

des besten Kindes erst recht heftig; sie fanden keine Ruhe daheim und fühlten sich unwillkührlich zu dem vor wenigen Stunden verlassenen Grabe wieder hingezogen. Gesenkten Hauptes schritten sie nochmals zu dem stillen Orte des Friedens. Der Hügel sah in seinem Blumenschmucke recht lieblich aus. Die Aeltern benetzten das Grab ihres Engels mit vielen, vielen Thränen, dann knieten sie nieder und beteten zum Herrn über Leben und Tod. Lange lagen sie im Gebete. Ihr Gesicht nahm nach und nach einen heitrern Zug an; es war ihnen, als öffne sich der Himmel und als winke ihnen Gertrud von oben herab einen Gruß des Friedens und der Freude zu. Gestärkt und ermuthiget erhoben sie sich. Ein Thränenstrom und eine innige Erhebung über die Leiden und Mühseligkeiten der Erde hatte ihren Lebensmuth gekräftiget. Hand in Hand verließen sie das theure Grab und gelobten sich dabei gegenseitig, unter Gottes Beistande in ihren Kindern lauter Gertrudsherzen heranzuziehen. — Es begann schon zu dunkeln, als sie ihre Hütte wieder betraten. Hier strahlten ihnen die freundlichen Gesichter ihrer Kinder entgegen, die mit Frohlocken erzählten, daß der Fundgrübner aus Geyer plötzlich in das Stüblein getreten sei und mit den Worten: „Hier, lieben Kinder, habt zu essen!“ zwei große Brode auf den Tisch gelegt, dann aber sich eilig entfernt habe.

„Laß sie, Mutter,“ sprach Daniel; „in Kinderherzen ist noch kein Boden zu langem Grame; gieb ihnen einmal satt zu essen! — Gott aber vergelt's dem edlen Geber!“

Die gesättigten Kinder schliefen bald ein und auch ihre Aeltern fanden nach vielen Nachtwachen bald die langersehnte Ruhe. Daniel schlummerte auch recht fest. Liebliche Bilder umgaukelten seine Sinne; er träumte von seiner guten Gertrud. Sie erschien ihm nicht mit dem bleichen Antlitz, wie er sie in den Sarg gelegt hatte, sie sah vielmehr noch schöner, als in ihren gesunden Tagen. Freundlich winkte sie ihm zu und sprach: „Vater, grämt Euch nicht um mich; ich bin glücklicher als Ihr Alle! Der Gott der Liebe hat mein Flehn erhöret; Euer Leid soll in Freude verkehret werden, denn Euch wird noch ein reiches Erdenglück erblühen. Morgen früh eilt hinaus in

den Wald, der sich am Fuße des Schreckenberges hinzieht, dort steht eine mächtige Tanne, die alle andere Bäume hoch überragt, da werdet Ihr ein Nest finden, in welchem güldne Eier liegen. Diese nehmt mit; sie werden Euch reich und glücklich machen. — Doch fällt Euch dann der Reichthum zu, so hängt das Herz nicht daran, sondern bleibet fromm und gerecht, wie bisher!"

Gertrud sprach's. Daniel wollte antworten, aber seine Lippen versagten ihm den Dienst. Gertrud winkte dem Vater mit mild lächelndem Blicke zu, faltete die Hände und schwang sich aufwärts zum Wohnplatze der Seligen.

Der fromme Bergmann erwachte und sah sich in seine traurige Wirklichkeit versetzt; doch der Traum stand ihm noch lebhaft vor der Seele. Die Seinen ruhten noch. Auf den Kuppen der Berge lockte die aufsteigende Sonne das goldne Roth des neuen Tages. Still, ohne die Seinen zu stören, ging Daniel mit seinem Gezäh*) hinaus an den, im Traume ihm angewiesenen Ort. Die Tanne war bald gefunden; sie stand in der Nähe des Wolfsteines. Ohne sich lange zu besinnen, kletterte Daniel auf den riesigen Baum, durchsuchte die Aeste desselben von unten bis oben, schaute im Wipfel umher, schüttelte und rüttelte, betrachtete die Risse und Löcher am Stamme, fand aber nicht ein einziges Ei. — Traurig glitt er am Baume herab; weinend setzte er sich auf eine der dicken Tannenwurzeln und rief klagend aus: „O, wie elend, wie unglücklich bin ich doch; ich hoffte so fest und bin nun bitter getäuscht! Der Traum war ja wie lauter Wirklichkeit, aber nun muß auch ich erfahren, daß Träume Schäume sind!" —

Die Klage war kaum verhallt, da hörte Daniel über sich ein Flüstern. Er blickte empor und sah über sich als Engelsbild seine Gertrud schweben, die ihm zurief: „Vater, Glück auf! Ein frommer Bergmann zaget nicht; er duldet, hoffet, sucht und findet. — Des Baumes Wurzeln sind auch Zweige, die er in der Erde ausbreitet; nehmt Euer Gezäh und schürfet!"

---

*) Werkzeug.

Die Erscheinung verschwand. Jetzt verstand Daniel Knappe den Fingerzeig des Schicksals. Er griff rüstig nach seinem Werkzeuge, schlug in der Nähe der Tannenwurzeln ein, beseitigte das Moos und die leichte Erddecke, kam bald auf Felsen, hieb mit wuchtigen Schlägen hinein, schmetterte von dem Gestein ein Stück nach dem andern hinweg, und siehe, bald blinkte ihm ein herrlicher Glanz in's Auge; ein Silbergang lag angebrochen vor ihm und schien nach mehrern Seiten hin in reichen Gängen fortzustreichen. — Entzückt, sich selbst fast ganz vergessend, arbeitete Daniel mit seiner Haue mehrere Stunden lang emsig fort. Manche schöne, werthvolle Stufe, die fast zu Tage lag, hatte er schon neben sich aufgeschichtet, und je weiter er den Silbergang verfolgte, desto mehr nahm der Reichthum zu. So häufte der Bergmann in kurzer Zeit eine große Masse edlen Erzes auf. Als er endlich müde ward, ergriff er von seinem Reichthume so viel, als er fortzuschleppen vermochte, dann eilte er nach Hause, um Frau und Kinder zu holen und mit ihnen den unerwarteten, reichen Fund in Sicherheit zu bringen. Oft noch lief er nach dem Silbergange und stets kehrte er schwerbeladen in seine Wohnung zurück. — Nun war er reich; nun schwand alle Noth, und Freude und Glück zog in sein Haus ein. Wie gern hätte er Alles mit seiner Gertrud getheilt.

Daniel gehörte nicht zu den Leuten, die Alles für sich allein haben wollen; er theilte vielmehr seine Entdeckung den benachbarten Berufsgenossen mit, und auch diese vermochten dann bald ihrer Noth ein Ende zu machen.

Der redliche Daniel Knappe ließ sich aber durch Reichthum nicht verblenden. Täglich dachte er des Gebers aller Gaben dankbar in seinem Gebete, und er versäumte nicht, mit helfender Hand in die Hütten der Armen, Verlassenen und Verwaisten einzutreten. Auf ihm und den Seinen ruhte fortan des Himmels Segen.

Die Kunde von dem Silberreichthume im Schreckenberge drang bald über Berg und Thal. Aus den fernen Theilen des sächsischen Landes eilten viele Bewohner nach der „wilden Ecke," um Silber zu holen, und so kam es, daß in der Waldwildniß, die früher nicht gern ein mensch-

licher Fuß betrat, bald ein sehr reges Leben sich kund gab, daß große Strecken des düstern Hochwaldes abgetrieben und viele neue Wohnungen errichtet wurden. Die Landesfürsten (Albrecht der Beherzte und Herzog Georg) begünstigten die Ansiedelung der Fremdlinge, und so erhob sich (von 1499 an) in unglaublicher Schnelligkeit die „neue Stadt am Schreckenberge," die später den Namen Annaberg bekam und als die wichtigste Bergstadt im Erzgebirge sich heute noch unter ihren Schwestern vortheilhaft auszeichnet. —

Nach einer andern Mittheilung über die vorstehende Sage wohnte Daniel Knappe in einer Hütte am Schreckenberge, in welcher er oft vor dem Bilde der heil. Anna betend knieete. Einst erschien ihm im Traume ein Engel, welcher ihn auf das Gestein unter der alten Fichte aufmerksam machte und veranlaßte, nachzugraben. Knappe ging sofort nach Wittenberg, meldete Alles dem Kurfürsten Friedrich und dieser ritt — trotz des Kopfschüttelns seines Kanzlers — mit seinem Troß nach dem Erzgebirge, ließ sich von Knappe nach der bezeichneten Stelle führen und veranlaßte ihn dann, mit seiner Haue einzuschlagen. Knappe gehorchte. Unter seinen kräftigen Schlägen brach die Haue und neben ihr blinkte plötzlich reiches Silbererz hervor. Der Kurfürst war hoch erfreut. Er schenkte dem Knappe zum Lohne viele Acker Feld, Wiese und Wald und legte sogleich den Grund zu einer Kapelle. Die reich ausgebeutete Silbermenge wurde in die Münze gebracht und zum Theil zu sogenannten Engelsgroschen geschlagen.*)

In der prächtigen Stadtkirche Annabergs, zu deren

---

*) Die ersten aus dem Schreckenbergssegen in einer Mühle bei Annaberg im Jahre 1496 und 1497 geschlagenen Münzen wurden Mühlsteine oder Schreckenbergsgroschen, auch kurzweg Schreckenberger genannt; seit 1498 erhielten dieselben aber ein neues Gepräge und stellten auf der einen Seite das Bild eines Engels dar, welcher ein kurfürstliches Wappenschild hielt. Diese Münzen hießen nun Engelsgroschen. 1621 münzte man während des Kipper- und Wipperunfugs in Annaberg neue Engelsthaler.

ſtattlichen Aufbaue man innerhalb 26 Jahren (1499 bis 1525) viele Tauſende vom Schreckenbergsſegen aufwendete, befindet ſich heute noch hinter dem ſogenannten Bergaltare ein Gemälde, welches der Nachwelt den Inhalt der vorſtehenden Sage in Bildern vorführt.

Die große Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg.

Stehen wir unter Baumrieſen, welche ſchon Jahrhunderte lang gegrünt haben, ſo fühlt ſich unſre Seele von einer gewiſſen Ehrfurcht ergriffen; aus den Aeſten ſcheint ein Geflüſter von vielen tauſend Geiſtern an unſer Ohr zu dringen, die uns ernſt mahnend die Geſchichte längſt vergangener Menſchengeſchlechter predigen. Im ſächſiſchen Lande kann wohl kein Baum dieſer Art unſer Intereſſe mehr erregen, als die ehrwürdige, rieſige Linde auf dem Friedhofe zu Annaberg. Dieſelbe hat einen Stamm von außerordentlicher Dicke, kann aber ihre gewaltigen, weit ausgeſtreckten Aeſte nicht ſelbſt tragen, weil ſie zur Erde niedergreifen würden, ſondern muß durch untergelegtes, von vielen ſtarken Säulen geſtütztes Gebälke aufrecht erhalten werden. Unter ihrem weitausgedehnten Schattendache und in ihrer ſchönen Umgebung ruhen Tauſende von Todten, deren Gebeine längſt vermodert ſind und deren Augen, als ihre Leiber noch lebten, gewiß zum größeren Theile denſelben Baum ſchon grünen und blühen ſahen, den wir heute noch als einen erhabenen Zeugen einer grauen Vergangenheit bewundern.

Wie bei mancher alten Rieſenlinde mit faſt eben ſo dickem, als langem Stamme die geſpreizte Stellung der Aeſte den aufmerkſamen Beobachter zu dem Gedanken führen kann, daß die Baumkrone eher ungeheuren, mit Zweigen und Blättern behafteten Wurzeln gleiche, ſo laſſen ſich auch viele einfache Annaberger die Annahme heute

noch nicht streitig machen, daß ihre Friedhofslinde einst mit den Aesten in die Erde gepflanzt worden sei und aus ihren Wurzeln die große Baumkrone sich gebildet habe. Hierüber hat sich im Volke eine Sage erhalten, die zwar mit einigen Abweichungen erzählt wird, in ihrem Grundgedanken sich aber immer gleich geblieben ist. Sie wird in einer seltner gewordenen Niederschrift aus früherer Zeit wörtlich also erzählt:

„„Man hat von der schönen großen und mit Aesten stattlich ausgebreiteten Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg eine Tradition, daß dieselbe umgekehrt in die Erde gesetzt worden, die Aeste unten, statt der Wurzel, in die Erde, und die Wurzeln oben in die Höhe gekehret, welche hernach ausgeschlagen, Blätter getrieben, und sich in Aeste ausgebreitet hätten. Die Gestalt dieser Linde machet auch den Augen die Sache wahrscheinlich. Es wäre aber diese Linde bei folgender Gelegenheit umgekehret hieher gesetzet worden. Ein Marstaller allhier uff St. Annaberg habe einen ruchlosen Sohn gehabt, welcher sonderlich keine Auferstehung glauben wollen, daher ein Priester allhier sich alle Mühe gegeben, diesen bösen Menschen auf bessere Gedanken zu bringen, welcher mit diesem ruchlosen jungen Burschen auf den Gottesacker gegangen, und ihm daselbst vorgestellet, daß dieses das Feld des Herrn sei; wie der ausgestreute Saame auf dem Felde aufginge und herfür wachse, so würden auch die Begrabenen so zu sagen, als ein Saame, wieder aus der Erden am jüngsten Tage herfür kommen. Darauf habe dieser junge Mensch eine noch kleine Linde auf dem Kirchhofe erblicket, solche angesehen und zu dem Priester gesagt: so wenig, als diese Linde, wenn man sie ausreißen und umgekehrt mit den Aesten in die Erde setzen wollte, bekleiben und ausschlagen würde, so wenig würden auch diejenigen, welche einmal todt wären, wiederum lebendig werden und auferstehen. Hierauf habe der Priester, in göttlichem Eifer entbrannt, geantwortet: er wüßte gewiß, Gott würde so gnädig sein und, um solche Ruchlosigkeit zu strafen, ein Zeichen seiner Allmacht sehen lassen; er wollte diese Linde umgekehret lassen in die Erde setzen, und würde sie ausschlagen, so

sollte er hiervon seinen bösen Unglauben erkennen lernen, welches auch hernach also geschehen."

Welches hohe Alter die annaberger Linde haben muß, läßt sich daraus erkennen, daß man dieselbe schon im Jahre 1693 wegen ihrer großen, weit ausgreifenden Aeste durch Gebälke zu stützen sich genöthiget sah, wobei 17 Holzstämme verwendet wurden. Ein noch bedeutenderer Unterbau ward dem Baume 1718 gegeben.

Dieselbe Linde ist es, „unter welcher E. E. Rath und die Vornehmsten aus der Stadt Annaberg auf Stühlen zu sitzen pflegen, wenn die solenne Trinitatis-Predigt unter freyem Himmel jährlich zu Mittage gehalten wird."

Der gute Brunnen bei Assalter.

Im Dienste eines Grafen von Hartenstein zeichnete sich ein Leibjäger, genannt Ehrbert, vor allen Genossen seines Standes aus. Der Graf wußte die Vorzüge des Ehrbert wohl zu würdigen, daher nahm er diesen gern mit auf Reisen und ließ ihm sonst noch mancherlei Begünstigungen zu Theil werden. Der Aufenthalt in der Schweiz, in Italien, Frankreich und in andern Ländern hatte Ehrbert zu einem gewandten, kenntnißreichen Manne gemacht und eine schwere Krankheit, welche ihn in Rom befiel, wurde für ihn insofern nützlich, als er sich der frommen, uneigennützigen Thätigkeit der barmherzigen Brüder in seinen Leidenstagen selbst erfreuen durfte und später sein dankbares Herz ihn nöthigte, der Kirche und ihrer Diener stets freundlich zu gedenken. In dem Leibjäger Ehrbert bildete sich auf diese Weise der Sinn für Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit gegen Arme und Verlassene aus; in seinem Herzen wurzelte ein inniges Gottvertrauen und gern träumte er von Wundern und von

der Thätigkeit aller Heiligen. Der Graf schätzte und liebte ihn, wie einen erprobten Freund.

Als Ehrbert älter geworden war, und in seiner lieben Martha eine treue Lebensgefährtin gefunden hatte, machte sein Herr ihn zum Förster, indem er ihm eine schöne Wohnung bei Streitwald anwies und die Aufsicht über die nach dem jetzigen Lößnitz und Zwönitz hin sich weit ausstreckenden Waldungen übertrug. — Niemand war glücklicher, als Ehrbert und seine Martha. Zufrieden saßen sie an heitern Sommerabenden unter der riesigen Linde, welche die Försterei beschattete, fröhlich und wohlgemuth hörten sie bei einbrechendem Winter in ihrem warmen Stübchen die Schneestürme durch die Wälder brausen und mit stiller Beseligung hingen ihre Blicke an einer kleinen Wiege, in welcher ihre größte Herzensfreude, ihre liebliche Anna, lag. Das „goldige Annel" — so wurde das Mädchen von ihren Aeltern genannt — sah frisch und munter; es gedieh sichtlich, zeigte mit jedem neuen Tage neue Liebenswürdigkeiten, lernte bald gehen und plaudern und war für Ehrbert wie für Martha der Gegenstand der größten Liebe und Freude.

Aber kein Erdenglück ist beständig; dies sollte auch das glückliche Ehepaar im Försterhause bald erkennen lernen. Während Ehrbert eines Tages in den ferneren Waldstrecken seines Forstes dem Waidwerk nachging, war sein Töchterlein daheim krank geworden. Als der Förster zurückkehrte, fand er sein Kind im heftigen Fieber liegend und neben ihm die Gattin mit verweinten Augen.

„O, unser liebes Kind," seufzte Martha, „unsre goldige Anna!" —

Die besorgte Mutter wagte weiter nichts zu sagen, obgleich ihr Herz schon von vielfachen Befürchtungen erfüllt war. Ehrbert betrachtete den Liebling auch mit sehr besorgten Blicken, ergriff aber dann die Hand seines Weibes und sprach: „Wenn der Herr uns prüfen will, müssen wir uns in Geduld fassen! Ungeduld und übermäßige Sorge erschwert nur das Leid. Laß uns Gott bitten, daß er unser liebes Kind schützen und behüten wolle und — sollte Schlimmes kommen —, daß er es uns erträglich mache!" —

Eine Regung des Kindes unterbrach das Gespräch. Das Fieber nahm zu; Anna redete irre. Die Aeltern wichen nicht von ihrem Lager. Nach einigen Tagen erkannten sie, was in dem zarten Körper ihres Lieblings getobt hatte, — die Blattern waren ausgebrochen.

Was liebende Theilnahme nur irgend zu thun vermochte, das thaten Ehrbert und Martha an der Kranken, die von der giftigen Krankheit sehr gefoltert wurde. Nach einigen Wochen stellte sich Besserung ein; die bösen Blattern fielen ab, Anna wurde heiterer und verlangte öfter nach Speise und Trank. Bald fühlte sie sich ziemlich gekräftiget, klagte nicht mehr über Schmerzen, rief aber ihren Aeltern mehrmals zu: „O, die Nacht ist lang; wie kommt's nur, daß es nicht Tag werden will?"

Als der Vater diese Worte hörte, wor's ihm, als ginge ein Schwert durch sein Herz. Er blickte in den lichten Himmel hinein, an dem die helle Sonne glänzte, murmelte vor sich hin: „nicht Tag, nicht Tag?", nahm alle männliche Fassungskraft zusammen, schritt nach dem Bette der Tochter, untersuchte ihre von den Folgen der Krankheit äußerlich befreiten Augen und bemerkte zu seinem Schrecken, daß sein Kind — blind geworden war. Wie niedergeschmettert schlich er vom Lager und theilte seinem Weibe die traurige Entdeckung mit, wagte aber dabei noch die leise Hoffnung anzudeuten, daß nach völliger Abheilung der Blattern das Augenlicht der unglücklichen Anna vielleicht wiedergegeben werden könnte.

Doch die armen Aeltern hofften umsonst. Ihre Tochter genas vollständig, wurde holder und lieblicher, als sie vorher schon gewesen, entfaltete einen reinen, engelgleichen Sinn und trug ihr Leiden mit unendlicher Sanftmuth und Geduld. Sie blieb aber blind. —

Als Anna des irdischen Lichtes beraubt war und nicht mehr vermochte, die herrliche Natur, den Seelensblick ihrer treuen Aeltern und andere liebe Erscheinungen des einst so wonnereichen Jugendlebens zu schauen, da war es, als wenn ihre geistigen Augen mit zehnfacher Kraft sich entfalteten und die Empfindungen ihrer Seele jedes irdische Sehen ihr entbehrlich machten. So vergeistigte sich Anna in einer Art, welche ihr die Achtung

und Liebe Aller sicherte, die mit ihr in Berührung kamen. Mit jedem Jahre nahm auch ihr Körper an Schönheit und Lieblichkeit zu. Der Förster Ehrbert fühlte sich unendlich glücklich, wenn die nach und nach zur Jungfrau herangereifte Tochter in ihrer schlanken Gestalt, in ihrem frommen, bescheidenen, heiteren Sinne sich ihm nahete, wenn sie ihn und seine Martha liebreich umhalsete und dabei ihr die wallenden Locken um Hals und Nacken wogten. Anna verdiente es aber auch, daß man sie so warm verehrte, denn Niemandem that sie weh, Alle wollte sie erfreuen; sie war, so weit ihre Verhältnisse es nur zuließen, der Armen Schutz, Hülfe und Trost.

Unzählige Male hatte Ehrbert im Laufe der Jahre mit dem gnädigen Grafen, sowie mit seinem Weibe Rath gepflogen, ob nicht der Anna doch noch geholfen werden könne; alle nur denkbaren Mittel waren an der Blinden versucht worden, doch es zeigte sich auch nicht der geringste Erfolg. So mußte sich denn die sonst so glückliche Familie in das Geschick, das die Vollkommenheit ihrer Erdenfreude trübte, still ergeben. „Gott hat's so gewollt," sprach Ehrbert oft, „will es der Himmel, so kann es doch noch anders werden!"

Als Anna in der herrlichsten Blüthe des Jungfrauenalters stand, wurde sie von einigen Freundinnen zur Theilnahme an dem, auf den 26. Tag des Heumondes fallenden Annafeste eingeladen, was die Blinde mit Freuden annahm. Der Tag der heiligen Anna brach an. Das Sonnengold schimmerte auf den Kuppen der Berge. Der Annaaltar stand schon prächtig aufgeschmückt in der einfachen Kapelle. Muntere Mädchen, mit Blumen und Kränzen geziert, versammelten sich in der Nähe ihrer Mütter, und kräftige Jünglinge, mit dem Eichenzweige am Hute, folgten im Zuge ihrer Väter. Vater Ehrbert und Mutter Martha erschienen auch unter der Menge, nachdem sie daheim am Hausaltare ihre Andacht verrichtet und dem Ewigen ihr Leibes- und Seelenwohl empfohlen hatten.

Die Musik ertönte; Festgesänge folgten den freudigen Klängen. Der Zug zur Wallfahrt entfaltete sich. Er wogte hin zur Kapelle der Schutzheiligen, zum Altare der

heiligen Anna. Dort lagen bald Viele im Gebete, dort knieete auch die blinde Förſterstochter an der Seite der treuen Aeltern. Ehrbert und Martha hatten längſt ihr Amen geſprochen, da lag ihr Kind immer noch in Andacht verſunken. Anna hatte die Augen geſchloſſen und glich in ihrer holdſeligen Geſtalt einem betenden Engel. Sie rührte ſich nicht; ſie ſchien ein lebendiges Marmorbild zu ſein. — Mit einem gewiſſen Bangen ruhten die Blicke ihrer Aeltern auf dem Mädchen. Faſt erſchrocken ſprach Ehrbert zu Martha: „Sieh unſre Anna! Was iſt ihr? — Iſt's doch, als ob ſie ſchlummerte!“

Schon wollte der Vater ſie mit der Hand berühren, ſchon wollte er rufen: „Erwache, lieb Kind, erwache!“ da bewegte ſich die Betende wieder. Sie hob das Haupt empor; ſie bewegte ihre Lippen. Hohe, himmliſche Wonne ſchien ihre Seele zu durchbeben und ein heller Glanz umleuchtete ſie. Ihr Geiſt mußte ſelig träumen und in höhere Welten verſetzt ſein.

Ehrfurchtsvoll ſtanden die Aeltern neben dem Kinde; ſie wagten nicht, es mit einem Wörtlein zu ſtören; der Förſter wendete ſich vielmehr zu ſeiner Gattin und ſprach ihr leiſe in die Ohren: „Eine Glorie umzieht das Haupt unſrer Tochter, — ihr hat ſich die Heilige genaht, — laß uns wieder mit ihr beten und auf die Gnade Gottes bauen!“

Heilige Stille umgab das Aeltempaar und die blinde Jungfrau. Dieſe erhob ſich nach wenigen Minuten in großer Heiterkeit und rief: „O, wie ſchön, wie mild und lieblich war doch die St. Anna, die mir erſchienen iſt! Im Geiſte habe ich ſie nun geſehen, wie ich als kleines Kind ſie auf dem Bilde des Altars erblickte und bewunderte. Engel umſchwebten die Heilige; herrliche Harmonieen tönten in ihrer Nähe; ich glaubte, im Himmel zu ſein. Ich wollte meine leiblichen Augen öffnen, um mit mir ſelbſt klar zu werden, ob ich wachte oder träumte, aber ich hatte ja in den beſeligenden Augenblicken vergeſſen, daß ich blind war. Ach, rief ich, heilige Anna, ich wandle nun wieder in Finſterniß und freute mich doch ſo innig des wohlthuenden Lichtes! Um mich iſt Nacht; hilf, daß ich ſehend werde! — Da neigte ſich die Heilige zu

mir, öffnete mir die Augen, erfaßte meine Hand, führte mich dort hinauf nach dem Dickicht des Streitwaldes, zeigte mir dort ein Brünnlein auf einer vom finstern Walde umschlossenen Wiese, hieß mich niederknieen in das hohe Gras, erhob sich dann, segnete den kleinen Brunnen und verschwand. Mit ihrem Weggehen verlor sich auch meine Sehkraft wieder; mein Traum war zu Ende; — ich kam zu mir selbst und lag hier an den Stufen des Altars. Aber im Geiste erblicke ich jetzt noch dort auf moorigem Grunde die kleine Quelle, an der ich im hohen Grase knieete, sehe die frische, grüne Kresse, die mit dem fetten Lattig den Brunnen umzog, und noch immer umweht mich der Duft der schönen Wasserlilien, die aus dem Grunde so lieblich emporwuchsen!" —

Die Mutter Martha nahm ihre begeisterte Tochter bei der Hand und versicherte ihr, daß sie an den Stufen des Altars jedenfalls in einem schönen, beglückenden Traume gelegen habe.

„Nicht Traum, nicht Traum!" versetzte die Jungfrau, „die heilige Anna ist mir wirklich erschienen, hat mit mir gesprochen, hat mir das Brünnlein im Streitwalde gezeigt, und ich habe einige Augenblicke hindurch reiner und heller sehen können, als ich in meinen ersten Kinderjahren zu sehen vermochte!"

Vater Ehrbert wendete sich ernst an sein Weib und sprach: „Sahst Du nicht die Glorie, die das Haupt unsers Kindes umgab? Das war nichts Gewöhnliches! — Wissen wir denn, was der Himmel beschlossen hat und ob Gott unsrer frommen Tochter nicht noch besondre Gnade erzeigen will? — Drum, Martha, laß ihr den tröstenden Glauben, die ermuthigende Hoffnung auf die Zukunft!"

„Hast recht, guter Ehrbert," entgegnete Martha, „ich that übel, daß ich zweifelte; dem Herrn unsers Lebens sei Alles anheimgestellt!"

Der fromme Förster ergriff nun seinen Wanderstab und sprach: „So komm denn, Martha, wir wollen mit unsrer Tochter zu dem Brunnen gehen! Haben wir schon so viele Mittel versucht, um der Anna das Augenlicht wieder zu verschaffen, und sind wir oft mit ihr in die

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Ferne gewandert, ohne einen glücklichen Erfolg zu erlangen, so können wir wohl auch das einfache Mittel noch anwenden, das uns auf eine fast wunderbare Weise in der Nähe, ich möchte sagen in unsrer Nachbarschaft, angewiesen worden ist. Ich kenne den Quell recht wohl und habe mich in heißen Tagen oft mit seinem frischen Wasser erquickt."

Die Drei gingen nun nach einem schmalen Fußsteige, der von Zwönitz aus nach dem Altare der heiligen Afra*) führte. Bald wanderten sie im tiefsten Walddunkel, und in diesem fanden sie nach kurzer Zeit die bezeichnete Moorwiese des Streitwaldes. Hier lag der Brunnen, der eigentlich aus drei Quellen**) bestand.

Als die Aeltern mit ihrer Tochter die Wiese betreten hatten, wurde Anna von einer eigenthümlichen Aufregung ergriffen. Bisher war sie an der Seite ihrer Mutter, deren Arm sie kaum los ließ, vorwärts geschritten; jetzt aber ging sie ohne Leitung grad auf den Brunnen zu, blieb an der Stelle, wo die meisten Luftbläschen wie krystallene Perlen emporstiegen, stehen, und rief: „Hierher, liebe Aeltern, führte mich die Heilige; hier hoffe ich Genesung von der Blindheit zu finden, wenn ich irgend auf die Wiederkehr meines Augenlichtes hoffen darf!"

Anna knieete nieder. Ihre Aeltern thaten es auch in andächtiger Stille. Anna neigte sich mit dem Gesicht nach der Quelle und tauchte die zarte Hand ein, indem der Vater den Blick zum Himmel richtete und sprach: „O Gott der Liebe, segne uns mit Deinem besten Segen!"

Einmal benetzte Anna mit der Hand ihre blinden Augen und es that ihr wohl. Sie ruhte dann eine Weile und richtete den Blick nach den Wolken.

„Es ist," sprach sie, „als ob's nicht mehr so finster wäre!"

Zum zweiten Male beugte sie sich nieder, wusch sich

---

*) Afrae altare, woraus Affalter, der Name des Dorfes entstanden sein soll, in dessen Nähe der gute Brunnen liegt.

**) Später wurden die Quellen mit besonderen Namen bezeichnet; eine Quelle hieß der gute Brunnen, die andre der Augenbrunnen und die dritte der Kreßbrunnen

die Augen, richtete ihr Antlitz nach der grünen Wiese und nach dem Waldessaume und rief: „Es flackert mir in den Augen; dunkle Schatten kämpfen drinnen mit dem Lichte!“

Mit gefalteten Händen, in der höchsten Spannung knieeten die Aeltern neben ihrem Kinde.

Anna senkte das Haupt wieder zur Quelle, griff mit größerer Lebhaftigkeit in das Wasser, benetzte die Augen zum dritten Male, blieb noch eine kurze Zeit in der gebeugten Stellung und schien dabei zu träumen. Plötzlich aber erhob sie sich und stieß einen Schrei aus, indem sie mit den Händen nach den Augen fuhr, als habe sie drinnen einen Schmerz empfunden.

„Was ist Dir, Kind?“ frug die besorgte Mutter.

Anna ging aber gar nicht auf die Frage ein, sondern trat einige Schritte zurück und rief: „Licht! Licht! — Heil mir, ich kann sehen!“

„Gelobt sei Gott!“ sprach Ehrbert und schaute unverwandt nach seiner Tochter, die ihre Augen immer noch mit den Händen bedeckt hielt, während die Thränen des heißesten Dankes und der innigsten Rührung dem Förster und seinem Weibe über die Wangen flossen.

Von den Gefühlen unbeschreiblicher Freude durchbebt, stürzte Anna in die Arme ihrer Aeltern und bat, ein Tuch über ihr Gesicht zu hängen, weil das Licht sie noch so sehr blende. Als ihr Kopf mit einer schleierähnlichen Hülle bedeckt war, da fiel sie wieder auf ihre Knie und betete: „Gott und alle Heiligen, ich sehe! — Vater des Lichtes, nimm den Dank hin, den Dein schwaches Kind Dir stammelt! Ich sehe Deinen Himmel und Deine Erde; ich sehe Deine Wolken ziehen und beuge mich demüthig vor Dir, Du Allerbarmer! — Mein Herz, mein ganzes Leben soll Dir geweiht sein, bis Du einst nach Deinem Rathe meine Augen auf immer schließen wirst!“ —

Ehrbert und Martha fühlten sich von einem heiligen Schauer ergriffen. Sie nahmen ihre überselige Tochter bei der Hand und leiteten sie unter Lobpreisungen des Höchsten nach dem heimathlichen Försterhause. Hier suchten die Beglückten das dunkelste, vom Grün der großen Linde völlig überschleierte Zimmer auf, und hier vermochte

Anna ohne unangenehme Empfindungen die Augen zu entblößen. Die Nebelhülle war gefallen. Mit unendlicher Luſt ſog Anna des Lichtes Strahlen ein und freudetrunken ruhte ihr Blick auf den liebenden und geliebten Aeltern. — Das war mehr, als Erdenfreude, das glich himmliſcher Wonne. Voll Entzücken ſchloſſen die Aeltern ihr theures Kind in die Arme. —

Gegen Abend, als die Wallfahrer zurückkehrten vom Annafeſte, lief Ehrbert hinaus an den Weg und verkündigte der heimziehenden Menge das Wunder, das geſchehen war. Wer es hörte, ſtaunte.

Dem Brunnen ſtrömten von dem Tage an Hunderte zu, um durch Anwendung ſeiner Quellen ſich Geneſung von mancherlei Leiden zu holen. Zu Ehren der heiligen Anna ertönten dort viele Dank- und Lobgeſänge; man nannte nun das kräftige Waſſer: Gnadenbrunnen, auch St. Annens guten Brunnen.

Ehrbert und die Seinen ſahen bald viele Kranke an ihrem Hauſe vorüber von Löſnitz her durch den Streitwald ziehen, und kam Einer oder der Andre gekräftigt und geneſen zurück, ſo war die Freude in der Förſterwohnung groß, denn in demſelben wurde man nicht müde, die Gnade des Himmels zu preiſen, durch die der geliebten Tochter das Augenlicht wieder gegeben worden war.

Anna's Augen hatten ſich binnen wenigen Tagen ſo gekräftiget, daß ſie jeden Lichteindruck ohne irgend eine ſchmerzende Empfindung ertragen konnte. Die Jungfrau ſchien nun nachholen zu wollen, was ihr in der jahrelangen Nacht der Blindheit vorenthalten worden war. Der Wald mit ſeinen mächtig großen Bäumen, die grünende Wieſe mit ihrer Blumenfülle, der blaue Himmel im Sonnenlichte und ſein Sternenheer im Dunkel der Nächte, die Menſchen und Thiere, Alles — Alles war ihr intereſſanter, als andern Leuten, weil ſie den Anblick der Erde und des Himmels viele Jahre lang hatte entbehren müſſen.

Nachdem Anna alles Irdiſche und die unſchuldigen Freuden der Jugend noch einige Zeit genoſſen hatte, nöthigte ſie ein geheimer Drang ihres Herzens, die Stille des Kloſters aufzuſuchen. Sie wurde Nonne. Es war

grade St. Annens Jahrestag, als sie den Schleier nahm. Das Schwerste war der Abschied von den theuren Aeltern; denn ein gutes, treues Kind reißt sich nur schmerzvoll von dem Vater- und Mutterherzen los. Doch, es mußte geschieden sein. Nach langer inniger Umarmung, unter heißen Thränen sagte Anna ihren lieben Aeltern Lebewohl und zog dann ein in die ernsten Mauern, in welchen die Jugendlust und Erdenfreude keine Nahrung mehr fand.

Ehrbert aber ging hinaus an den guten Brunnen, setzte um denselben drei Tannen im Dreieck ein, baute daneben einen Altar und hing dort das Bild der heiligen Anna auf, das später von allen Vorübergehenden und Genesungsuchenden gläubig verehrt wurde.

Dem frommen Ehrbert schenkte Gott noch mehrere Kinder, die ihm und seinem Weibe viel Freude machten. Die Nonne Anna war für alle ihre Schwestern ein Muster wahrer Gottesfurcht.

Vater Ehrbert kaufte bei heranrückendem Alter ein Gut in Niederzwönitz und erwarb mit dem Gute zugleich die Moorwiese, aus welcher der gute Brunnen quoll. Ehrbert ließ die Quelle in Marmor fassen, um sie der Mit- und Nachwelt rein zu erhalten, und er hatte die Freude, viele Kranke schon hoffnungsvoll zu ihr, gestärkt und geheilt aber von ihr gehen zu sehen.

Der Förster Ehrbert starb als ein ehrwürdiger Greis; er ward auf dem Friedhofe zu St. Blasius in Niederzwönitz in geweihter Erde begraben. Seine treue Lebensgefährtin Martha überlebte ihn nur wenige Tage. Fromme Kinder drückten ihr die Augen zu und betteten sie in Dank und Liebe neben dem ihnen unvergeßlichen Vater.

Der Gnadenbrunnen quillt heute noch, und mancher einfache Erzgebirger schreitet zu seinem Wasser, um dort Linderung und Heilung für seinen kranken Leib zu suchen.

Die der heiligen Anna zu Ehren errichtete Kapelle soll im Jahre 1498 erbaut worden sein. Sie scheint nicht lange gestanden zu haben.

Die Tellerhäuser bei Oberwiesenthal.

Es ist noch nicht ganz 400 Jahre her, daß am Fuße des höchsten sächsischen Berges, am Fichtelberge, die hoch und rauh gelegene Stadt Oberwiesenthal gegründet wurde. Bergleute waren es, die dort sich vorzüglich ansiedelten, um aus dem Innern der Erde die metallenen Schätze heraufzuholen. Ihre Hütten standen noch sehr zerstreut umher, doch waren sie stark bewohnt, denn nicht selten überfüllten zwei, drei, vier Familien eine einzige Stube, in welcher jede Familie den Raum, den sie sich ermiethet hatte, mit einem dicken Kreidestriche begrenzte. Auf diese Art halfen sich freilich nur die ärmsten Leute fort; wer es irgend ermöglichen konnte, richtete sich selbst ein Hüttlein her, oder miethete wenigstens ein Stübchen für sich und die Seinen. Zu solchen bevorzugteren Bewohnern von Oberwiesenthal gehörte auch der fromme Häuer Steffen Teller, der sich durch Fleiß und Treue in seiner bergmännischen Thätigkeit sogar einen kleinen Nothpfennig zurückgelegt hatte. Sein liebes, jugendlich frisches Weib Eva stand ihm in seinem Streben nach einer besseren Lebensstellung treulich bei und waltete unter ihren Kindern als eine kluge, brave Hausmutter. — So gingen mehrere Jahre hin in Glück und Freude. Doch, es sollte bald ganz anders kommen. Der Bergsegen verminderte sich; viele Gruben gaben keine Ausbeute mehr, und verschiedene Zechenherren schickten, der großen Zubußen satt, ihre Arbeiter fort. Teller hatte als ausgezeichneter Häuer zwar noch einigen Verdienst, aber derselbe wurde ihm mit jedem Monate vom Grubenbesitzer geschmälert, und in der Familie des Bergmannes machte sich nach und nach großer Mangel bemerkbar. Der Häuer gerieth bald in Schulden; seine Gläubiger nahmen ihm die Hütte und er sah sich fast an den Bettelstab gebracht. Da half es denn nichts, Teller mußte mit andern Leuten in einer Stube zusammen wohnen, mußte drinnen mit Thränen den abgrenzenden Kreidestrich ziehen und war zu-

letzt froh, wenn er nur so viel verdienen konnte, daß seine lieben Kinder nicht zu hungern brauchten.

Ein Unglück kommt jedoch selten allein. Durch Sorgen und Darben waren Eva's Kräfte geschwunden; sie wurde auf's Krankenlager geworfen. Die Krankheit war heftig und hielt lange an; die arme Eva trug die blasse Farbe des Siechthums und wurde so matt, daß sie sich kaum noch emporrichten konnte. Teller's karger Erwerb reichte für seine Familie nicht mehr aus. Mancher Tag verging, an welchem seine Kinder sich kaum halb satt essen konnten. In ihren bleichen Gesichtern lagen die Spuren des Elends und der Entbehrung. Es war um das Jahr 1550, als die Noth in den armen Häuerfamilien furchtbar um sich gegriffen hatte und die meisten Bergleute in Wiesenthal brodlos waren. Auch Teller sah voraus, daß er bald auf längere Zeit Schicht machen werde. Dabei drückte ihn noch die stille Sorge, daß er bei dem Grubenherrn schon einen Wochenlohn vorausgenommen hatte und doch kein Mittel fand, den Vorschuß wieder zurückzuzahlen.

Mit seinem kranken Weibe wollte es sich nicht bessern, obgleich Teller ihr Thee aus allen guten Kräutern des Erzgebirges bereitet und gereicht hatte. Seufzend nahm der arme Mann von ihr Abschied, wenn er zur Grube ging und oft dachte er bei sich: „Wie wird's sein, wenn der Abend kommt!"

Einst — es war in den Morgenstunden eines Sonnabends vor Ostern — verließ Teller fast in Schwermuth versunken die Seinen. Eva schien zu schlafen. Um ihr Lager spielten die Kinder, die der Vater recht innig gebeten hatte, die ruhende Mutter ja nicht zu stören. — Teller war nicht lange fort, da regte sich seine leidende Gattin auf ihrem Lager und blickte seelenvoll nach ihren lieben Kleinen. Diese näherten sich ihr sogleich, küßten sie und schlangen schmeichelnd die Aermchen um ihren Hals. Eva richtete sich mit großer Anstrengung halb empor, um die Lieblinge alle an sich ziehen und ihre Liebkosungen erwidern zu können.

Während dies geschah, sprach der kleinere Knabe im

bittenden Tone: „Mutter, mich hungert ſehr; haſt Du noch Brod?“

Eva wußte wohl, daß die Kinder den Abend vorher die letzten Krümchen bekommen hatten, daß aber auch den Tag über an Herbeiſchaffung von Brod nicht zu denken war. Große Thränen rannen ihr über die bleichen Wangen; es waren die bitterſten Zähren, die ſie weinen konnte, denn ſie galten ihren hungernden Kindern, bei deren Anblick ihr faſt das Herz brach. — Die kummervolle Mutter ſtreichelte ein Kind nach dem andern und beruhigte dann alle mit den Worten: „Seht, Euer Vater iſt ſelbſt hungrig nach der Grube gegangen und es that ihm und mir weh, daß Ihr bis zum Nachmittag nichts zu eſſen habt; aber geduldet Euch nur, lieben Kinder, einige Stunden noch! — Hat unſer Vater Schicht gemacht, ſo wird ihm der Grubenherr Ahlhardt ſeinen Lohn auszahlen und vielleicht auch noch eine kleine Oſtergabe dazu ſpenden. Herr Ahlhardt hat es ja ſtets gethan und wird, da heute der heilige Oſterabend kommt, ſeine Häuer gewiß nicht ohne eine beſondre Unterſtützung nach Hauſe ſenden!“

Dieſe Worte hatten Frau Eva dermaßen angeſtrengt, daß ſie ermattet auf das Lager zurückſank und in einen ſchlafähnlichen Zuſtand verfiel. Die Kinder ſahen dies, glaubten das Herz ihrer Mutter betrübt zu haben und ſchwiegen darum, indem ſie den Hunger niederzukämpfen ſuchten. — Das Warten auf den Vater war für ſie eine keineswegs leichte Prüfung, doch hielten wenigſtens die größeren Kinder ſich ſtandhaft, um ihrer ohnehin ſchwerbedrückten Mutter nicht noch ſchwereres Leid zu machen.

Die Zeit, in welcher Teller zurückkehren wollte, war vorüber. Von Minute zu Minute warteten die Seinen ängſtlicher auf ihn. „Was mag ihn aufhalten,“ fragten ſich die Kinder einander, „daß er heute grade länger bleibt? Alle Bergarbeiter, mit denen er gewöhnlich heim kommt, ſind ſchon zurück.“

„Wer kann es wiſſen!“ meinte der ältere Sohn und wendete ſeine Blicke nach dem Fenſter, durch deſſen trübe Scheiben er die in der Ferne ſich bewegende Geſtalt eines Mannes erkannte. Er lief ſogleich hinaus vor die Thüre

und kam mit dem freudigen Rufe in die Stube zurück: „Der Vater kommt!“

Diese Nachricht wirkte höchst belebend auf die ganze Familie ein. Die vier Kinder eilten dem Ankommenden entgegen, und Eva strengte sich wiederholt an, eine sitzende Stellung einzunehmen und ihren Gatten möglichst heiter zu empfangen.

Teller trat ein. In seinem Gesichte war nichts Erfreuliches zu lesen; Niedergeschlagenheit und Kummer stand in jedem Zuge seines Antlitzes geschrieben. Auch die sich liebreich an ihn schmiegenden Kinder, die ihn sonst immer zu erheitern wußten, konnten seinen Unmuth nicht verscheuchen. Eva bemerkte sogleich seine schwerbedrückte Stimmung und sprach: „Ach, Steffen, der Tag war wohl für Dich und uns kein glücklicher!“

Teller antwortete seufzend: „O, wir werden ein trauriges Ostern feiern! — Ich wollt's ja allein so gern ertragen, aber daß ich Dich, Eva, und daß ich Euch, meine Kinder, so im Elend sehen soll, das ist mir der schrecklichste Schmerz! — Und ich habe Euch doch so gern ernährt, für Euch so gern gearbeitet; — nun ist Alles aus, — wir sind an den Bettelstab gebracht!“

„Steffen,“ versetzte Eva mit großer Erregung, „Steffen, wo ist Dein Glaube, Dein Gottvertrauen? — Hast Du uns nicht alle Tage auf den himmlischen Vater bauen lehren, der in der höchsten Noth uns am nächsten ist?“

„Wohl wahr!“ sprach Teller etwas beruhigt, indem er hinzufügte: „Der Gedanke an Gott und seine Hülfe ist auch nur noch der einzige Anker, an den wir uns anklammern können; denn der Menschen Herzen werden täglich härter, und in ihnen regt sich keine Barmherzigkeit mehr für die Armen. — Wie treu bin ich unserm Herrn Ahlhardt in der Arbeit gewesen, und wie schlimm ist mir's bei ihm ergangen! — Als ich heute ausgefahren war und den Herrn um mein Wochenlohn bat, erklärte er mir, daß ich ja Alles schon vorausgenommen hätte und darum keinen Heller zu bekommen habe. Zum Schluß gab er mir noch zu verstehen, daß seine Grube gar keine Ausbeute mehr gäbe, und ich nach Ostern zu

ihm nicht wieder in Arbeit kommen möchte. Nun stehe ich hier, ein geschlagener Mann, ohne Verdienst, ohne Brod!" —

Eva wurde von der Mittheilung Teller's tief erschüttert, daher sie eine kurze Zeit mit gesenktem Haupte sich einem stummen Grübeln hingab, dann aber faßte sie ihre schwache Kraft zusammen und rief: „Gott lebt ja noch, lieber Mann, darum laß uns nicht verzagen! Mir ist's, als wenn ich auf einmal mehr Muth und Kraft besäße. Die Stärkung muß mir vom Himmel gekommen sein und ich glaube fest, daß uns Gott nicht verlassen wird! — Du gehörst ja zu den besten Arbeitern in der Umgegend, bist überall gern gesehen, wirst auch wieder Arbeit finden und dann sagen, daß der Himmel die Treue des Frommen lohnt, daß wir nicht versucht werden über unser Vermögen!"

Teller hörte die Worte seiner kranken, aber geistig starken Gattin bewundernd an, knieete zu ihr an das dürftige Lager hin, ergriff ihre abgemagerten Hände und sprach: „Eva, Herzensweib, bleibe Du mir nur; Du bist mein guter Engel, Du richtest mich auf in der Trübsal und beschämst mich in meiner Kleinmüthigkeit! — Ja, ich will, gleich Dir, mit Ergebung der Zukunft entgegensehen und morgen früh schon ausgehen, um neuen Erwerb zu suchen; ich will . . . . ."

„Ein Stückel Brod, Vater!" unterbrach die kleine vierjährige Tochter.

„Rosel," begütigte die Mutter sanft, „Rosel, gedulde Dich doch noch; erst morgen sollen wir Brod bekommen!"

Diese Vertröstung fruchtete aber bei dem hungernden Kinde nicht mehr, denn die Natur verlangte ihr Recht. Unter Thränen sprach Rosel nochmals in herzbrechendem Tone ihre Bitte aus: „Nur ein klein Stückel, Vater, mich hungert gar zu sehr; wir haben heut' noch nichts gegessen!" — Die zwei älteren Kinder saßen im Winkel und weinten still; das jüngste war den Tag über noch nothdürftig gesättiget worden.

Wie aus einem Traume erwachend, fuhr Teller nach den Worten der Rosel empor und sprach: „Halt,

lieben Kinder, etwas hab' ich doch für Euch! — Als ich heute Herrn Ahlhardt unter Thränen verließ und über den Hof ging, da begegnete mir seine Magd, die im Begriffe stand, den großen Hund, den Sultan, zu füttern und zwei große Stücke Brod in der Hand trug. Ich sagte ihr Lebewohl auf lange Zeit; dies wunderte sie und sie fragte mich, warum ich nicht wieder kommen wollte. Als ich ihr nun Alles ehrlich erzählte, da erwachte in ihr das Mitleid und sie gab mir den größten Theil von dem Brode, das für den fetten Sultan bestimmt war. Ich hab's dankbar angenommen; dort steckt's in meinem alten Wamms!" — Teller ergriff sein Kleid, zog das Brod aus der Tasche, gab jedem ein Stück und schickte sich an, seinen Lieblingen sogleich eine warme Brodsuppe zu bereiten.

Nach kurzer Zeit saßen die Kinder an der dampfenden Schüssel, aus welcher sie die einfache Speise mit wahrem Heißhunger zu sich nahmen. Die Suppe wurde dankbarer und erfreuter eingenommen, als das köstlichste Mahl auf der reichbesetzten Tafel vornehmer Leute.

Gleich nach dem Essen legten sich die Kinder erquickt und heiter auf ihre harten Strohkissen, zogen die zum Theil zerrissenen Decken über sich weg und schliefen bald ein. Da die heißgeliebten Kleinen nun vom Hunger nicht mehr gequält waren, so schlugen auch die Herzen der Aeltern ruhiger. Teller ließ sich neben Weib und Kindern nieder, schlief aber spät erst ein, weil ihn die Sorge um die Zukunft wiederholt und in ärgerem Grade ergriff. Um Mitternacht kam ihm Ruhe. Diese wurde jedoch durch allerlei Träume geschmälert, die ihm bald das frühere Glück seines Lebens, bald die ungeheure Noth in seiner gegenwärtigen Lage, bald auch einen Zustand des Reichthumes und Ueberflusses vor die Seele führten. Ein Traumbild haftete, die andern trüben Bilder verjagend, am festesten in ihm. Es war ihm nämlich, als habe er sein sonntägiges Häuergewand an, und als trage er auf seiner Schulter eine große, reiche Silberstufe, die im Scheine seines flackernden Grubenlichtes köstlich flimmerte. — Während er so träumte, vernahm er ferne Glockentöne, durch welche er wach ge-

rufen wurde. Teller richtete ſich auf, ſah Weib und Kind im ſanften Schlummer liegen, glaubte deutlich das Morgengeläute von Wieſenthal her zu hören und liſpelte leiſe: „Oſtermorgen! — der Herr iſt erſtanden!“ — Sein Traum von der ſchönen Silberſtufe umgaukelte ihn noch, als er mit wehmüthigem Schmerze des Oſterfeſtes dachte, an welchem er das erſte Mal in ſeinem Leben für ſich und die Seinigen keinen Biſſen Brodes beſaß.

Die Töne der Glocken hallten, vom Winde getragen, immer lauter in ſeine Ohren. Unruhe peinigte ihn; er mußte hinaus. Schnell war der geflickte und erdfahl gewordene Grubenkittel umgeworfen, ſchnell und ohne Lärmen die Thüre geöffnet, und draußen ſtand nun der arme Häuer, nicht wiſſend, was er eigentlich vornehmen wollte. Hier und da ſah er Lichter blinken, getragen von glücklicheren Leuten, die ſorgenloſer denn er zum Gotteshauſe pilgerten. Es war noch Nacht; die Sterne funkelten am Himmel.

Teller ſchritt vorwärts, ſchritt den wandelnden Lichtern nach, fühlte ſich leichter in der friſchen Luft des Oſtermorgens, kam unvermerkt bis an die erleuchtete Kirche von Wieſenthal und ſtand an ihrer Pforte ſtill, um den Tönen des feierlichen Geſanges zu lauſchen. In die Kirche hinein wagte er ſich nicht, weil er ein ſchlechtes Kleid trug und dieſes nach ſeiner Meinung nicht in die vom Lichtglanze umſtrahlte Verſammlung der frommen Chriſtenſchaar paßte. Er lehnte ſich an die Thürſäule, fühlte ſich zu innigſter Andacht erhoben, faltete die Hände und betete halblaut: „Du, Gott und Vater, nimm Dich meiner an! Wende die Trübſal von mir; laß meine Eva geneſen und zeige mir einen Weg, mich und die Meinigen vom Hungertode zu erretten. In Jeſu Namen bitte ich Dich, Herr, hilf mir gnädig aus meinem Elende!“

Kaum hatte der fromme Teller ſein Amen geſprochen, da brauſte aus der Kirche heraus durch die geöffnete Thür das Halleluja:

Der Herr iſt erſtanden!
Halleluja!

Heiliger Schauer durchbebte das Herz des einsam stehenden Häuers und im andächtigen Lauschen vergingen ihm auf Augenblicke die quälenden Sorgen. Da legte sich eine Hand sanft auf seine Schulter und eine männliche Stimme frug: „Warum allein hier an der Pforte? Willst Du nicht eintreten in das Haus des Herrn?“

Teller erschrak fast. Er wendete sich rasch um und sah vor sich einen gutgekleideten, steinfremden Mann stehen, dem antwortete er: „Ich möchte wohl gern drin sein in dem Gotteshause, aber ich schäme mich, im schlechten Kittel unter die Andächtigen zu treten. Noch vor'm Jahre war's anders, da hatte ich mein Festkleid noch; nun habe ich's versetzt für's kranke Weib und für die hungernden Kinder!“ —

Der Fremde schien an Teller's Geschick lebhaften Antheil zu nehmen und erkundigte sich angelegentlich nach seinen Verhältnissen. Der Häuer erzählte offen und ehrlich seinen ganzen Lebenslauf und schloß mit den Worten: „Seht, lieber Herr, so ist's mir ergangen! Meine Schuld war es nicht, daß ich so herabkam; ich habe treu gearbeitet und nichts verbrochen, drum denke ich auch, daß Gott sich meiner in Gnaden erbarmen wird!“

„Brav so,“ sprach der Fremde, „bleibe nur bei Deinem Glauben, Freund, und halte Dich rechtschaffen, dann wirst Du wieder gute Tage sehen! — Krankheiten sind zu heilen, Trübsal trifft die meisten Menschen einmal im Leben, und Hunger und Durst lassen sich bald stillen, aber Sünde macht elend, und ihre Folgen sind am schwersten zu ertragen. — Doch, damit Ihr daheim ein freundlicheres Ostern feiern könnt, so nimm dieses da und kaufe Speise für Deine Familie und Arzenei für Dein krankes Weib!“

Der Fremde hatte, indem er diese Worte sagte, einen Beutel hervorgezogen und dem Häuer ein schweres Goldstück in die Hand gedrückt. Teller war überglücklich. Er küßte dem Geber die Hand und fand nicht Worte genug, die Gefühle seines wärmsten Dankes zu erkennen zu geben.

„Hast nicht zu danken!“ rief der freundliche Mann abwehrend, setzte jedoch hinzu: „Wende die Gabe nur

recht an; sie wird Dir Zinsen tragen. Kaufe sparsam ein, und wenn Du von dem Gelde etwas übrig behältst, so nimm den Rest und gehe damit zu Deinem Grubenherrn Ahlhard; er haßt seine Grube und giebt sie Dir gewiß um ein Spottgeld hin. Jetzt ist also gerade die rechte Zeit für Dich gekommen, darum beeile Dich und muthe sobald als möglich die aufläßige Grube!"

Der Häuer glaubte fast, daß er gefoppt worden sei; er schaute dem Fremdlinge, der sogleich in die Kirche eintrat und sich unter der Menge verlor, zweifelnd nach und schüttelte bedenklich das Haupt. Als aber im Gotteshause wiederholt das Halleluja ertönte, da fühlte sich Teller innerlich erhoben und begeistert, da steckte er das schwerwiegende Goldstück mit Bedacht in seine Tasche und bereitete sich, dem Himmel für die Hülfe, die ihm so schnell geworden war, zu danken. Er richtete seinen Blick nach dem Altare der Kirche, auf welchem helles Kerzenlicht strahlte. — Doch, o Wunder, was sahen dort seine Augen! Fast wäre er vor Erschütterung zusammen gesunken. Dicht unter dem Chore schien eine feine, höchst durchsichtige Nebelwolke zu schweben, und in ihr erblickte er sich selbst, wie er leibte und lebte, in neuer stattlicher Häuerkleidung, auf der Schulter eine große Silberstufe tragend. Das Bild stand einige Minuten ganz so da, wie Teller es in seinem letzten Traume gesehen hatte. Der Häuer starrte es, sich selbst vergessend, an und richtete die Augen erst dann wieder weg, als die ganze Erscheinung in einen dichteren Nebel verschwamm und bald darauf verschwand. —

„Es muß mir doch etwas Besonderes beschеert werden sollen," meinte Teller bei sich, „weil sich mir wahrhaftige Wunder zeigen! — Nun denn: Glück auf!" — Er überblickte wiederholt die andächtige Versammlung in der Kirche, um den merkwürdigen Fremdling noch einmal zu schauen; da er ihn aber nicht herausfinden konnte, so beschloß er, nach Hause zu gehen und auf dem Rückwege zugleich Mehl, Brod, Salz und Fleisch für seine Familie einzukaufen, um den abgemagerten Kindern eine kräftigende Ostermahlzeit zu bereiten.

Als der Häuer zu dem Stadtbäcker kam, seine Ein-

käufe zu machen, blickte der behäbige Bäckermeister den Kauflustigen, nachdem dieser Brod und Mehl gefordert hatte, ziemlich mißtrauisch an und sprach: „Wie steht's, Steffen, kannst Du gleich zahlen? Seit so viel Gruben ausfässig geworden sind, will alle Welt bei mir borgen."

„Gott sei Lob, ich kann zahlen," entgegnete Teller und legte ihm das große Goldstück auf den Tisch.

„Ah, Steffen," rief der Bäcker verwundert aus, „solche Füchse hast Du noch? Hab' lange keinen dergleichen in unsrer Gegend angetroffen. Du thatest doch oft so arm, und gleichwohl führest Du Münzen bei Dir, die selten ein Häuer gesehen hat; bist ein rechter Schalk! Verzeihe nur, daß ich vorhin vom Borg sprach."

Teller ließ sich mit dem Bäcker nicht weiter ein; er antwortete ihm vielmehr kurz: „Den Schalk magst Du für Dich behalten; ich kenn' Dich schon! Gieb mir Brod und Mehl, zieh vom Goldstück ab, was Dir gehört, und zahl' heraus, was ich bekomme, dann sind wir fertig!"

Diese kurze Antwort half. Teller kannte den Bäckermeister als einen höchst neugierigen Menschen und hatte nicht Lust, sein Geheimniß sich sogleich abfragen zu lassen, wozu der sprachselige Brodfabrikant sich eben fertig zu machen schien. Dieser blinzelte das Goldstück nochmals mit besonderer Freude an, dann machte er mit Kreide die Rechnung und zahlte darauf dem Steffen eine für ihn sehr bedeutende Summe heraus. Teller hatte ja selbst noch keine solche Münze gesehen, und es ergriff ihn freudiges Erstaunen, als er ihren hohen Werth erkennen lernte. — Mit Brod, Mehl und Geld versehen, verließ er eiligst den Bäcker, besorgte noch die übrigen Einkäufe, bestellte den Arzt zu sich und schritt wohlgemuth seiner Hütte zu. Hier fand er wider Erwarten Alle schlafend. Dies war ihm gerade recht erwünscht, denn er hatte ja nun die Mittel, den Seinen eine große Ueberraschung zu bereiten und bat darum seine Nachbarn, die jenseit des Kreidestriches wohnten, größeren Lärm noch ein Weilchen zu vermeiden, damit ihm seine Osterfreude nicht gestört werde.

Leiſe trippelte Teller auf ſeinem kleinen Miethraume umher, legte die eingekauften Vorräthe auf den Tiſch und ſchürte das Feuer an, um ſeinen Lieblingen ein kräftiges, gut geſchmalztes Oſterſüppchen zu kochen. Die andern Bewohner der Stube, die dem Häuer und deſſen Frau auch in der Noth mit beſonderer Achtung und Liebe entgegen kamen, ſahen das Treiben Teller's nicht ohne Verwundern an, da ihnen ja hinlänglich bekannt war, daß er bisher gleich ihnen litt und mit den ſchmerzlichſten Beſorgniſſen an die Zukunft dachte.

Als Teller die Morgenſuppe auf den Tiſch geſtellt und neben dieſelbe Brod, Salz, Butter und Fleiſch gelegt hatte, blickte er dankend zum Himmel empor, dann wendete er ſich zu den Schlafenden und rief freudig aus: „Glück auf, meine Eva, Glück auf, meine Kinder! Die Oſterſonne lacht ſchon zum Fenſter herein!“

Der heitere Zuruf brachte ſchnell alle Schläfer zum Erwachen. Eva ſchlug zuerſt die Augen auf. Sie fühlte ſich durch eine längere, ungeſtörte Ruhe ſichtbar geſtärkt, richtete ihre Augen nach dem freudeſtrahlenden Antlitz ihres Mannes und nach dem reichbeſetzten Tiſche, fuhr ſich mit der Hand nach der Stirn, als wollte ſie ſich überzeugen, daß ſie nicht träume und ſprach endlich: „Steffen, woher das? Iſt ein Engel über Nacht hier geweſen, um Gottes Hülfe in der höchſten Noth zu bringen?“ —

„Ja wohl,“ meinte Teller, „es iſt Segen vom Himmel, deſſen wir uns erfreuen!“

Die Aeltern konnten nicht weiter reden, da das Frohlocken der erwachten Kinder ſie unterbrach und Thränen des Dankes und der Freude jedes fernere Wort erſtickten. — Betend lag die ganze Familie auf den Knieen. — Nach dem Amen ging es an's Frühſtück. O wie groß war das Glück der Kinder, ſich nun wieder ordentlich ſatt eſſen zu dürfen, und wie trefflich ſchmeckte die Suppe, auf der kleine, ſeit langer Zeit nicht geſehene Fettäuglein ſchwammen! — Doch ganz allein wollte Teller auch nicht den Genuß der Segensgaben Gottes empfinden, darum lud er die zwei Kinder ſeines Nachbars zur Suppe ein, und dieſe hüpften gar ſchnell

über den Kreidestrich, was sie früher oft schon gethan hatten, da sie sich mit den Kleinen Teller's recht wohl vertrugen.

Kaum waren Alle gesättiget, da trat der vom Häuer auf dem Rückwege bestellte Arzt ein, um Eva's Zustand zu untersuchen. Er fand denselben nicht mehr bedenklich, meinte, daß die Gefahr jedenfalls vorüber sei und hielt Arznei gar nicht für nöthig, ordnete aber an, daß die abgemagerte Frau nach und nach stärkende Speisen genießen sollte. Das Mittagsmahl, zu welchem der sparsame Teller jedem Kinde einige dünne Streifchen Fleisch zumaß, wurde ebenfalls mit freudigem Danke gegen Gott angefangen und beendiget. Die arme Familie war überglücklich. — Nach Tische eilten die Kinder hinaus in's Freie, um an dem schönen Ostertage sich durch harmlose Spiele zu erfreuen.

Teller saß mit Eva, die sich etwas gestärkter vom Lager aufgerichtet hatte, allein in der Zimmerabtheilung. Sie schienen wichtige Dinge zu besprechen. Der Häuer hatte nämlich seiner Gattin mitgetheilt, was ihm während des Gottesdienstes vorgekommen war, und es galt nun, die auflässige Grube Ahlhardt's zu muthen, womit sich Frau Teller nicht gern einverstanden erklärte, da der Bergbau, wie sie meinte, einmal keinen Segen geben wolle und das schöne Muthgeld dann gewiß als weggeworfen zu betrachten sein werde. — Nach vielseitiger Erwägung sprach endlich Teller: „Frau, Du hast mir zwar immer treu gerathen und geholfen, doch diesmal kann ich Deiner Ansicht nicht folgen. Hättest Du mit mir an der Kirche gestanden und Alles mit gehört und gesehen, so würdest Du gewiß andern Sinnes sein. Siehe: gestern bei uns Hungersnoth, heute Gottessegen. Denke ich nun an meinen Traum, an den Mann am Gotteshause und an mein Bild unterm Chore im Nebelschleier, wahrlich, da möchte ich gleich heute fort, um den Muthzettel zu kaufen; aber ich will das heilige Osterfest vorüber lassen und dann erst den Weg antreten, den mir, wie ich hoffe, Gott gezeigt hat."

„Du stehst so fest, Mann," antwortete Eva sanft, „drum mag ich Dein Vertrauen auch nicht schwächen;

thue nun das, was Dir das eigne Herz zu thun gebietet!"

Die Sache war abgemacht. Am Tage nach den Osterfeiertagen fand sich der Häuer Teller im Bergamte ein, eröffnete dem Bergmeister sein Vorhaben in Betreff der, von Ahlhardt aufgegebenen Grube; zahlte den sogenannten Muthgroschen, empfing den üblichen Muthzettel und ging als „Zechen- oder Grubenherr" davon. — Nach seinem Weggange sahen sich die Bergbeamten einander verwundert an und schüttelten die Köpfe. —

In Wiesenthal wurde bald allgemein von Steffen's „sinnlosem" Unternehmen gesprochen; man glaubte, er habe den Verstand verloren, obgleich er noch eben so verständig sprach, als früher. Die Knappen, welche früher mit ihm arbeiteten, wagten es sogar, den „neuen Grubenherrn, der nur einen einzigen Arbeiter, nämlich sich selbst, hatte," zu höhnen und zu verspotten, er aber ließ sich Alles ruhig gefallen und antwortete höchstens: „Laßt mich in Frieden!"

Steffen Teller ließ sich nicht so leicht wankend machen; er vertraute einmal seinem Geschicke und war darum fest entschlossen, den betretenen Weg eifrigst zu verfolgen. Nach Bezahlung des geringen Muthgeldes war ihm immer noch ein leidlicher Rest zum Unterhalte für seine Familie geblieben, daher er in den ersten Wochen nicht ängstlich zu sorgen brauchte. — Er befuhr alle Tage seine Grube und arbeitete in ihr mit unabläßigem Fleiße. Mit unendlicher Mühe war er in dem harten Gestein schon eine bedeutende Strecke vorwärts gedrungen, aber noch kein Körnlein Silbererz zeigte sich. Sein Weib glaubte an ihm, wenn er heimkehrte, eine nach und nach zunehmende Verstimmung zu bemerken, hielt jedoch für besser, ihn nach dem Erfolge seiner Arbeit nicht zu fragen. So verstrich Woche um Woche. Steffen kam täglich grämlicher nach Hause und beobachtete ein trübes Schweigen, in welchem ihn selbst seine lebensfrohe, wiedergenesene Eva nicht zu erheitern vermochte. Die fortgesetzte Anstrengung in der Grube hatte seine Kräfte zu sehr in Anspruch genommen, daher er sehr leidend aussah und wie ein Gemüthskranker

einherschlich. — Dies konnte Eva nicht länger mit ansehen; sie brach endlich das Schweigen.

„Steffen," sagte sie, als der Häuer einst ernster als je heim kam, „Steffen, Du weißt doch, daß Gesundheit unter den Erdengütern mehr gilt, als Gut und Geld; warum willst Du in der Grube Dich denn ganz nieder machen? — Suche doch anderswo Brod, damit wir nicht wieder zu Hungertagen kommen. Diese sind leider nicht mehr fern! Ich habe unser Geld mit der größten Sparsamkeit verwendet, und doch ist's so auf die Neige gegangen, daß wir morgen kaum noch einige Pfennige zu Brod übrig haben werden. — Deine Grube hat einmal keinen Segen mehr; lasse sie auf, lieber Steffen! —"

Der Häuer schien ein Wort der Art längst erwartet zu haben und es war ihm lieb, daß es zuerst aus dem Munde seines theilnehmenden Weibes kam. Er antwortete: „Hab' schon selbst so gedacht, wie Du, Eva! Ich glaubte bisher, es müßte in meiner Grube endlich einmal ein reicher Anbruch kommen; ich arbeitete, wie Du weißt, über meine Kräfte, sann Tag und Nacht nach, scheute keine Gefahr bei der einsamen Arbeit, aber kein Segen ist mir geworden. Alles war Trug, was ich für Wahrheit hielt, und meine schönsten Hoffnungen sind verschwunden, wie das Nebelbild unter dem Chore der Kirche. — Länger in der Grube zu arbeiten, wäre Thorheit von meiner Seite, und ich selbst könnte wohl gar närrisch dabei werden, wofür mich die Leute schon ansehen. Mein Entschluß ist gefaßt: ich arbeite höchstens noch zwei Tage in der unglücklichen Grube, und zeigt sich dann nichts, dann befahre ich sie nie mehr! —"

„Gut so," sprach Eva, „ich will Dir nicht weiter darein reden."

Am nächsten Tage eilte Steffen, ehe der Morgen graute, nach seiner Zeche. In ein Tuch gewickelt trug er ein Stück Brod, das seine ganze Nahrung in der Grube sein sollte. Er stieg hinab in den finstern Schacht, trat im mühsam fortgetriebenen Gange vor Ort und arbeitete einige Stunden lang, ohne sich umzusehen. Als der Hunger sich einstellte, setzte er sich auf das taube Gestein nieder und brach einige Bissen von seinem Brode ab. Um

ihn herum war Todtenstille. Es kam ihm, der tief unten im Schooße der Erde so seelenallein saß, fast ein Grauen an, das er seit Jahren nicht empfunden hatte. Ein Aufblick nach Oben verscheuchte die Furcht. — Plötzlich wurde ein kleines Geräusch zu seinen Füßen hörbar. „Die Steine bröckeln!" meinte er, blickte aber doch nach der vom Grubenlichte beleuchteten Stelle. Und was sah er? — Eine Maus, die jedenfalls seinem Brode nachgegangen war. — Teller wollte das Thier verscheuchen, besann sich jedoch schnell, sprach vor sich hin: „Bist vielleicht das einzige lebende Wesen neben mir in meiner Grube!" und warf der Maus einen Bissen Brodes mit den Worten zu: „Der Gerechte erbarmet sich auch des Viehes!" — Das Mäuslein kroch aus einer Spalte hervor, erfaßte das Brod und eilte hinweg. Der Häuer legte den Rest seiner Mahlzeit bei Seite und überließ sich noch auf kurze Zeit einem stummen Hinbrüten, um dann wieder an die Arbeit zu gehen. Auf einmal drang wieder ein Geräusch zu seinen Ohren. Teller blickte nach der Stelle, woher es kam, und sah abermals das Mäuslein, das eben beschäftigt war, an seinem Tuche zu nagen und ihm einen Theil von dem, auf den Mittag versparten Brode zu entwenden. Diese Kühnheit verdroß den Häuer. Der sonst so gutherzige Mann rief im Aerger: „Willst mir mein letztes Stück Kummerbrod noch holen?", griff nach seinem Fäustel und warf es mit solcher Gewalt dem fliehenden Thiere nach, daß sich beim Anschlagen des Werkzeuges an den Flötz ein großes Stück Felsen ablöste. — In demselben Augenblicke verrauchte aber auch schon sein Zorn und er sprach: „Was that ich? Hunger thut ja weh! — Komm wieder, Mäuslein, wir wollen redlich theilen; hab' Dich sicher nicht getroffen und Du bist mit dem Schreck davon gekommen!"

Teller griff nach seinem Grubenlichte, um das in's Dunkle gefallene Fäustel zu suchen. Er leuchtete nach der Stelle, wohinwärts er geworfen hatte, ergriff sein Fäustel, sah zu seiner Beruhigung die Maus nicht in ihrem Blute liegen und wollte eben weiter arbeiten, da fielen seine Augen an den Flötz, von welchem er ein Stück abgesprengt hatte. „Herr Gott," rief er, „was ist das?" —

Er ſtierte die Stelle an wie ein Wahnſinniger; er griff mit der Hand hin, rieb ſich Augen und Stirn und frug ſich ſelbſt: „Bin ich bei Sinnen? Träume ich? Necken mich die Berggeiſter? Iſt's Wahrheit?“ —

Steffen mußte ſich erſt ſammeln. Bei einem Manne, wie er war, fand ſich die ruhige Ueberlegung bald wieder. Es war keine Täuſchung, was er erblickte. An der von ſeinem Fäuſtel getroffenen Stelle zeigte ſich ein reicher Anbruch gediegenen Silbererzes. Seine Freude war ſo groß, daß er ſich ſelbſt kaum faſſen konnte. Er löſte mit ſeinem Gezäh nur einige Stücken des koſtbaren Erzes, die Werths genug hatten, um ſeine Familie einige Wochen anſtändig zu erhalten, nahm die Segensgabe an ſich und fuhr eiligſt aus. Mit beflügelten Schritten eilte er ſeiner Hütte zu, umhalſete Weib und Kinder, hüpfte jauchzend in der Stube umher, ſprang ſelbſt über den Kreideſtrich hinüber und zog die Stubengenoſſen in ſeinen Bereich mit hinüber, indem er immer nur ausrief: „O, wie glücklich bin ich! Gott hat mich nicht verlaſſen!“

Eva konnte ihren Mann anfangs gar nicht beruhigen. Mehrmals hatte ſie ſchon ängſtlich gerufen: „Steffen, Gott der Herr behüte Dich, was haſt Du?“ Die erſchrockene Frau fürchtete faſt, daß ihr Gatte den Verſtand verloren habe.

Die Glieder der Familie, ſowie die Nachbarn umſtanden den überfrohen Häuer ebenſo geſpannt, wie beſorgt und Eva bat: „Biſt ja ſonſt ein ſo ruhiger Mann, Steffen! — So komme doch zu Dir und ſage, was es giebt!“

„Was es giebt, meine Eva,“ rief Teller, „was es giebt? Glück giebt's, reinen Gottesſegen!“ — Dabei griff er in die Taſche und legte einige Stücken des mitgebrachten Erzes mit den Worten auf den Tiſch: „Da, ſchaut einmal!“ —

Der alte Freund des Häuers, ein jenſeits ſeines Kreideſtrichs wohnender Steiger, warf einen einzigen Blick auf die Erzſtufen, ſchlug die Hände erſtaunt zuſammen und ſprach: „Glück auf! Gediegenes Silber!“

„Ja, Bruder,“ jubelte Teller, „gediegenes Silber! Ach, wie ſegnet mich Gott! In meiner Grube ſteht ein reicher Anbruch offen.“

Eva und ihre Kinder, die der beglückte Vater noch öfter wonnetrunken umhalsete, mußten nun doch glauben, daß der Vater nicht im Irrsinn redete, daß kein Wahn ihn störte. — Nach und nach beruhigte sich auch der Häuer und erzählte alle bei seiner Entdeckung vorgekommenen Einzelheiten. Die Nachricht von seinem Funde durchflog die Stadt Wiesenthal in wenigen Minuten. Die Bergbeamten erschienen, um dem Häuer Glück zu wünschen, und die Neider und Spötter zogen sich ärgerlich zurück und — schwiegen.

Am nächsten Tage befuhr Teller mit einigen bisher arbeitlosen Knappen seine Grube, um binnen wenigen Stunden noch manche werthvolle Silberstufe zu Tage zu fördern. Die Ausbeute war sehr reich und konnte doch nur als die erste Gabe des Grubensegens in Teller's Zeche betrachtet werden.

Noch war keine Woche vergangen, da fuhren in dem vorher verachteten Schachte schon viele Knappen an, um die Gänge nach der Anweisung ihres Bergherrn weiter zu treiben und dabei die weitführenden Silberadern zu verfolgen. Die Arbeit war ihnen eine Lust, denn der ehemals so arme Teller lohnte nicht blos gut, sondern er war auch mild und barmherzig gegen alle Nothleidende und wurde von Reich und Arm innig geachtet und geliebt. Obgleich er täglich reicher wurde, so blieb er doch stets bei seiner Einfachheit und Biederkeit; er haßte jede Selbstüberhebung und erklärte, wenn man ihm schmeichelte, in der Regel: „Was ich habe, ist mir Alles durch Gottes Gnade geworden! Ich habe es im Leben vor vielen Tausenden erfahren, daß alles menschliche Thun nichts ist ohne den Segen des Himmels!"

Nach dem Sinne Teller's waltete auch sein Weib im Kreise seiner Kinder. Das elende Stübchen, in welchem sie so schlimme Tage verlebten, wurde bald verlassen und mit einer freundlichen, bequemen Wohnung vertauscht. Später errichtete sich Teller auf einem hochgelegenen Punkte ein eignes Wohngebäude.

Die Kinder des reichen Teller wuchsen kräftig und wohlgeartet empor. Sie wurden alle gut versorgt und blieben ihrer Aeltern schönste Freude, denn sie waren

nach ihren Herzen gerathen und lebten nach ihrem Vorbilde.

Eine lange Zeit war der Grubenherr Teller mit sich darüber zu Rathe gegangen, wie er im Gotteshause zu Oberwiesenthal ein Denkmal errichten könne, um der Nachwelt die wunderbare Wendung seines Geschickes in Erinnerung zu erhalten. Endlich kam er auf eine Idee, die er auch wirklich ausführte. Er ließ nämlich an der Stelle der Kirche, wo einst am Ostermorgen sein Bild im Nebelschleier schwebte, einen Betchor aufrichten, der von einer schön geschnitzten Häuerfigur, die eine Erzstufe auf der Schulter trug, gestützt wurde. Die Figur stellte den Steffen Teller selbst in festlicher Häuerkleidung vor.

Kein Ostermorgen verging, an welchem nicht Teller mit seiner ganzen Familie in der Kirche zu Oberwiesenthal erschien, um im Andenken an seine Vergangenheit, sowie insbesondere an den ihm einst erschienenen Fremdling, dem Gotte der Liebe und Gnade seines Herzens gerührtesten Dank darzubringen. — Viele Jahre waren in Glück und Freude dahingeeilt. Die Tage des hohen Alters rückten auch für Steffen und seine Gattin immer näher. Ihre Haare erglänzten im Silberweiß, ihre Kraft nahm ab und sie fanden ihr Glück nur noch im Wohlthun und im Genusse ihrer Kinder und Enkel.

Ostern kam wieder. Der Berghrr Teller und Eva wankten früh zur Kirche. Auf dem Wege dahin glaubte Teller im flüchtigen Vorüberstreifen denselben Mann zu bemerken, der ihm einst den Weg zu seinem Glücke gezeigt hatte. Eine ungewöhnliche Unruhe befiel ihn, die seiner Frau nicht entging. „Was ist Dir?“ fragte Eva. —

„Es wird vorübergehen; es war mir so eigen!“ antwortete Steffen, dann fügte er hinzu: „Wer weiß, ob wir den Ostermorgen noch einmal auf Erden erleben; wir sind alt und unser Herz schlägt matt! — Nun, wie der Herr will; ich bin bereit!“ —

Das ehrwürdige Paar betrat die Kirche und wohnte in Andacht dem feierlichen Gottesdienste bei. Als dieser fast zu Ende war, erblickte Steffen vor sich abermals sein Bild im feinen Nebelgewande, doch sah er nicht frisch

und kräftig aus, wie ehemals, sondern sein Gesicht war blaß, seine Backen waren eingefallen und seine Augen halb erloschen. Niemand außer ihm bemerkte die Erscheinung, wohl aber erkannte sein Weib die mit ihm vorgehende Veränderung, und selbst seinen Kindern und Enkeln fiel die bleiche Farbe seines Gesichtes auf.

Ernst und gottergeben ging Teller mit seiner Familie nach Hause. Er fühlte sich matt; der Weg ward ihm sauer. Daheim ordnete er schnell alle seine irdischen Angelegenheiten, dann sammelte er die Seinen um sich und sprach: „Ich weiß, daß ich bald sterben werde. Wie viel mir Gott noch Tage schenken wird, ist mir zwar unbekannt, doch lange kann's nicht mehr dauern, dann ruft mich Gott. Meine Erdensorgen sind nun abgethan; ich habe nur noch an das Ewige zu denken. Des Herrn Wille geschehe!" — Hierauf erklärte sich Teller noch näher über seinen letzten Willen, dann richtete er noch Worte der Liebe und des Dankes an sein Weib und freundliche Ermahnungen an die Kinder und Enkel und schloß mit den Worten: „Seht, meine Lieben, nun ist mein Haus bestellt; nun bin ich bereit zur letzten Stunde, und diese kommt vielleicht schnell."

Wider Erwarten schenkte Gott dem frommen Teller noch mehrere Monate zu seinem hohen Alter, welche der Greis zu allerhand guten Werken und insbesondre dazu benutzte, daß er für seine drei Söhne mit einer unerklärlichen Eile drei neue Häuser errichten ließ, welche vor Eintritt des Winters fir und fertig wurden.

Steffen Teller erlebte noch den nächsten Ostermorgen, doch sah er von Minute zur Minute seinem Ende entgegen. Die Glieder seiner Familie umstanden sein Sterbebett. Er schien sich in seiner letzten Stunde vorzüglich mit dem räthselhaften Fremden, der ihm einst das Goldstück gab, zu beschäftigen, ja er bemühte sich sogar, seine Hand aus dem Bett hervorzuziehen und sie ihm zu reichen, indem er mit schwacher Stimme rief: „Dank Dir, der Du mein Glück mir brachtest!" — Zuletzt wendete er sich an sein Weib, sowie an die Kinder und Enkel, nahm von ihnen mit bebenden Lippen Abschied und schlief dann in den Augenblicken sanft ein, in welchen die Kirchenglocken

von Oberwieſenthal läuteten, um die Andächtigen zum Oſtergottesdienſte zu rufen. — Seine Eva folgte ihm bald nach.

Der reiche Bergſegen bei Oberwieſenthal war längſt ausgebeutet, da erinnerte dort immer noch der Mann mit der Silberſtufe unter dem Betchore der Kirche an den edlen Teller und heute noch ſtehen zwiſchen Wieſenthal und Rittersgrün auf rauher, bedeutender Höhe drei Hauptgebäude, die man ſonſt „der Teller Häuſer“ nannte, die jetzt aber kurzweg mit dem Namen „die Tellerhäuſer“ bezeichnet und als diejenigen Wohnungen betrachtet werden, welche urſprünglich von dem reichen Häuer und Bergherrn, Steffen Teller, für deſſen drei Söhne gegründet wurden.

Der Lindwurm in der Gegend des jetzigen Leipzig.

Am Ausfluſſe der Pleiße und Parthe, wo jetzt die berühmte Handelsſtadt Leipzig ſteht, lag vor vielen Jahrhunderten ein Dörflein, von welchem aus ſich nach Oſten hin ein großer Lindenhain zog. In dieſem Haine ſtand eine alte, alte Burg, die einem Könige als Wohnung diente. Der König herrſchte zwar nur über ein kleines Gebiet, aber demohngeachtet gehörte er zu den glücklichſten Regenten ſeiner Zeit, denn er war gut und brav, er hatte eine liebliche, engelgleiche Tochter, ein ſchönes, fruchtreiches Land, und drinnen wohnten ehrliche, brave Unterthanen. Im Glücke ſeiner Umgebung fand der gutmüthige Herrſcher ſein eignes Glück. — Dieſer erfreuliche Zuſtand dauerte freilich nur wenige Jahre, dann kamen Tage des Schreckens und des Jammers. Ein furchtbarer Drache oder Lindwurm zeigte ſich im ſchönen Lande der Linden, nahm ſein Lager in einer ſumpfigen Gegend, zog von da aus in gefräßiger Wuth umher und würgte alles Lebendige nieder, was er in ſeine ungeheuren Krallen bekam. Aus ſeinem Rachen ſtieg über die Doppelreihen der ſcharfzackigen Zähne glühender Gifthauch, ſeine Augen ſchillerten im gelblichen

Feuer, gewaltige Schuppen umpanzerten ſeinen walzigen, geſchwollenen Leib und ſein furchtbarer, dicker Krokodillenſchwanz ſchlug wie ein rieſiger Schaft von Erz auf die Erde nieder, wenn er den Pfuhl verließ und die auf dem Rücken ſitzenden häutigen Flügel, die mit Stacheln verſehen waren, ausbreitete. Von ſeinem Schnaufen und Brüllen wurde die ganze Umgegend erfüllt.

Der König hatte die Kunde von der Ankunft des ſcheußlichen Lindwurms gehört und ſofort ſeine kräftigſten Männer bewaffnet ausgeſendet, um das Unthier vernichten zu laſſen; aber die tapfern Kämpfer waren leider nicht zurückgekehrt, ſondern dem Ungeheuer zur Beute gefallen. Ihre ſchärfſten Lanzen und Schwerter hatten den Schuppenpanzer des Wurmes nicht einmal zu ritzen vermocht und die ſtählernen Speere und Streitkolben waren zwiſchen den Drachenzähnen wie Rohr zerknickt und zerſplittert worden.

Später zogen noch viele Ritter aus, um das Ungethüm zu vernichten, doch keinem wollte der Streit gelingen; der Tod war Aller Loos. — Das Jammern und Wehklagen im Lande wurde immer herzbrechender, da ſo viele Menſchen vom Lindwurme ſchon gefreſſen und durch ihn die Rinder- und Schafheerden der Einwohner bedeutend kleiner geworden waren.

Der ehemals ſo glückliche König ging ſchwermüthig umher und ſann vergebens auf Rettung für ſein armes, unglückliches Land. Die Sorge um ſeine lieben Unterthanen hatte ihm binnen wenigen Wochen das Haar gebleicht. — Einſt ſaß er ernſt und grämlich in ſeinem Schloſſe, da erſchienen einzelne Bewohner aus dem nahen Dorfe des Lindenhaines und erzählten, daß das Ungeheuer immer näher komme und zuletzt noch alles Lebendige auffreſſen werde, wenn nicht bald Hülfe erſcheine.

„'s iſt furchtbar," ſprach der König, „und doch weiß ich kein Mittel, das helfen könnte. Eine Anzahl meiner beſten Männer hat ſich dem Drachen ſchon geopfert; — kein Ritter wagt es mehr, dem ſichern Tode in den Rachen zu laufen. — Vielleicht hilft uns der Himmel, da Menhülfe nicht möglich iſt. — Um Eure Heerden im Dorfe zu ſchonen, ſuchet das Unthier von Euren Häuſern abzu-

halten. Dies wird geſchehen, wenn Ihr alle Tage einige Schafe hinaustreibt, damit das gefräßige Ungeheuer ſich an ihnen ſättige!"

Die Dorfbewohner gingen und thaten täglich, wie der König geſagt hatte. Nach wenigen Wochen kamen ſie aber wieder und riefen wehklagend: „Herr König, was fangen wir nun an? Wir haben alle unſre Schafe hinausgetrieben, und der wüthende Drache rückt unſerm Dorfe immer näher!"

Der König ſeufzte tief bei der Klage ſeiner armen Unterthanen und rieth, täglich ein Pferd oder ein Rind hinauszujagen, um den Lindwurm zurückzuhalten und ſeiner Gefräßigkeit nicht Alles auf ein Mal preis zu geben."

Einen beſſern Rath konnte man leider nicht finden, und darum thaten die furchtgequälten Leute alſo. Die Friſt, welche ſie ſich dadurch erkauften, war freilich eine ſehr kurze, denn in wenigen Wochen waren alle Ställe im Dorfe des Lindenhaines geleert, und der häßliche Wurm brüllte und ſchnaufte ärger als je nach Blut und Fleiſch.

Von Entſetzen ergriffen ſtürzten die Bewohner des Dorfes nach der Burg des Königs und ſchrieen um Rath und Hülfe. Der milde Herrſcher ſaß wie vernichtet auf ſeinem Stuhle; er vermochte kaum ſein ſorgenſchweres Haupt empor zu heben. Nach langem Sinnen erhob er ſich endlich und ſprach: „Alle unſre Thiere haben wir dem Drachen geopfert; nun wird er kommen und nach unſerm Blute lechzen. Unſre Lage iſt zwar fürchterlich, aber wir dürfen die letzte Hoffnung nicht verlieren. Hört darum, Ihr Kinder des Landes, meinen Rath! — Da nun einmal Menſchen dem Ungeheuer zum Opfer fallen müſſen, ſo wollen wir Alle, Hoch und Niedrig, Groß und Klein, unter uns durch das Loos entſcheiden laſſen, wer von uns dem Unthiere zuerſt übergeben werden ſoll. Ich, Euer König und Herr, mag dabei nicht ausgeſchloſſen ſein und ſelbſt mein heißgeliebtes Kind, meine Tochter Ankomarinda, ſoll mit looſen; denn alſo erfordert es meine Liebe zu allen meinen Unterthanen."

Viele weiße Looſe wurden gefertiget und unter dieſelben miſchte man ein einziges ſchwarzes. Wer dieſes letztere

zog, verfiel dem schrecklichen Tode. — Man warf die Loose in eine tiefe Urne, rüttelte sie und stellte sie auf einem erhöhten Platze auf, welchen die von dem Könige nach der Burg entbotenen Unterthanen in Menge umstanden.

„Mein Leben gehört meinem Volke!“ rief der König seinen Landeskindern zu und bemerkte dabei: „Es ist darum auch meine Pflicht, daß ich zuerst den Griff in die Urne wage.“ — Er stieg darauf nach dem erhöhten Platze, nahete sich der Urne, griff hinein und zog ein — weißes Loos heraus. — Als er das Loos dem Volke zeigte, jubelte dieses und von allen Seiten erscholl der Ruf: „Heil unserm theuren König! Heil!“

Im Gesicht des Regenten war aber kein heitrer Zug zu lesen; er war vielmehr wehmüthiger ergriffen, als vorher, und wendete sich mit den Worten zu seinen Unterthanen: „Nun ist die Reihe des Loosens an meinem lieben Kinde!“

Auf einen Wink ihres Vaters nahete sich Ankomarinda der Urne. Ihre Hände zitterten; sie erblaßte. „Ach, Vater,“ sprach sie, „eine furchtbare Ahnung erfüllt mein Herz, — wehe mir! — ich sehe es kommen, daß ich — das schwarze Todesloos ergreife!“ —

Die herrliche Jungfrau griff in die Urne, zog drauf sogleich die geschlossene Hand mit einem Loose heraus und öffnete bebend die schöne Hand. In demselben Augenblicke sank sie aber auch, wie vom Blitz getroffen, zusammen und stieß einen fürchterlichen Schrei aus, der sich sofort mit dem Wehklagen des Volkes mischte. Das Loos entglitt dabei ihren Händen, — es war das schwarze, das Todesloos.

Der König lag wie zerschmettert auf den Knieen, während alle Umstehenden jammerten. Später erhob er sich und schwankte wie ein zitternder Greis nach seiner Burg, wohin man auch seine ohnmächtige Tochter brachte. Diese kam bald wieder zur Besinnung. Sie fühlte sich von einem außerordentlichen Muthe beseelt und bemühte sich sogar, durch eine gewisse Todesfreudigkeit ihren Vater aus seinem stumpfsinnigen Hinbrüten herauszureißen.

Am andern Tage sollte Ankomarinda ihren Todesweg antreten. Man schmückte die holde Jungfrau wie

rine liebliche Braut und brachte sie dann zu ihrem Vater, damit sie von ihm Abschied nehmen sollte. Das Volk stand versammelt vor der Burg. Als nun die Königstochter in wehmüthigem Ernste an der Seite ihres gebeugten Vaters aus der Burg trat, da ließ sich im Volke ein allgemeines Schluchzen vernehmen, das sehr bald in laute Jammertöne und herzzerreißendes Wehklagen überging. — An der Schwelle ihres heimathlichen Hauses umhalsete Ankomarinda ihren Vater nochmals; doch kaum hatte sie ihm den Abschiedskuß gegeben, da regte sich im Könige die höchste Macht der Vaterliebe. Er riß mit dem Muthe der Verzweiflung sein Schwert aus der Scheide, umfaßte den Leib seiner theuern Tochter und rief: „Nicht allein sollst Du gehen, mein Kind; ich will Dich begleiten, will für Dich kämpfen und, wenn es so beschlossen sein sollte, auch mit Dir sterben!“

Während der König dies sprach, zeigten sich auf der Straße, welche den Lindenhain durchschnitt, gewaltige Staubwolken. Schon glaubten die Unterthanen, der Lindwurm wälze sich einher und treibe die flüchtigen Bewohner vor sich hin, da lüfteten sich die Staubwolken und ein geharnischter Reiter wurde sichtbar. Derselbe kam bald näher. Sein Helm und sein silberbesternter Harnisch blitzte im Sonnenlichte so hell, daß die Augen den Glanz kaum ertragen konnten. Er trug einen braunen Wappenrock, eine hellgrüne Feldbinde und saß in einem köstlichen Sattel, unter welchem eine herrliche, mit Gold gestickte Decke lag. Bald hatte der Ritter die Stelle erreicht, wo der König mit seinem Kinde stand. Mit funkelnden Augen, aus welchen der unbändigste Muth herausleuchtete, zugleich aber auch mit dem Gefühle der Ehrerbietung begrüßte er den Regenten und seine Tochter, indem er sprach: „Heil Euch, Herr König, und Heil dieser holden Jungfrau! — Ich komme aus dem fernen Morgenlande; ich heiße Georg und erscheine vor Euch, um Euch meine Dienste anzubieten, im Fall Ihr der ritterlichen Hülfe bedürfen solltet. Vieler Augen sehe ich hier in Thränen, — bedroht Euch etwa ein mächtiger Feind?“ —

„Der schrecklichste der Feinde,“ antwortete der König dem geharnischten Reiter, — „ein Lindwurm vernichtet

alles Lebendige in meinem Lande, und eben hat sich mein süßes Kind, meine Tochter hier, dem scheußlichen Tode geweiht. Allein soll sie aber nicht den furchtbaren Weg gehen; ich will sie begleiten und für sie bis auf den letzten Blutstropfen kämpfen!"

„O König," versetzte der Ritter Georg, „Euer und Eurer Tochter Leben gehört dem Lande, das Ihr regiert; darum schont Euch und Euer liebliches Kind und laßt mich hinaus ziehen zum Kampfe mit dem häßlichen Unthiere!"

„Ihr seid vom Himmel gesandt," rief freundlich der Herrscher, „Euch wird der Himmel auch schützen!"

Der Ritter verneigte sich darauf, ließ sich die Gegend bezeichnen, wo der Lindwurm hauste, schwang die erzene Lanze über seinem Helmbusche, wendete sein schnaubendes Roß und ritt hinaus nach dem Pfuhle, nach welchem sich das Ungeheuer, wenn es sich gesättiget hatte, stets zurückzog. Einige beherzte Landeseinwohner folgten ihm in der Ferne nach, um den Kampf zu beobachten.

Georg hatte sich dem Lager des Lindwurms noch nicht genähert, da brüllte und schnaubte dieser ihm schon in den schrecklichsten Tönen entgegen. Er kam gleich einer geharnischten Schaar rasselnd und mit weit aufgerissenen Rachen herbeigestürzt, zischte mit der gespaltenen Zunge, schlug mit den Stachelflügeln in gieriger Wuth den schuppigen Bauch, schwang mit dem geschlängelten Schwanze einen Reif in der Luft, schlug mit dem riesigen Schweife schmetternd auf die Erde nieder und raste schäumend und giftsprühend auf Ritter Georg los. — Doch Georg wich zu vielen Malen behend und klug auf die Seite, bis es ihm gelang, dem Wurme die Lanze tief in die Lende zu bohren. Ein mächtiger Blutstrom schoß aus der Wunde hervor*). — Der Drache brüllte und schnaufte so wüthend, daß es dem Georg grausete. Durch schnelle Wendungen auf dem treuen Rosse wußte er dem Bäumen und Schnap-

*) Diese erste Verwundung soll in der Nähe der jetzigen Thomaskirche erfolgt sein. Auf dem Thomaskirchhofe wurde bis in die neueste Zeit ein Haus, über dessen Thüre der Kampf mit dem Drachen abgebildet war, gezeigt und dieses Haus läßt die Sage auf dem Orte stehen, wo der erste Angriff statt fand.

ren des Ungeheuers zu entgehen, und dieſes wälzte ſich nach dem Dörflein im Lindenhaine zu, während der Ritter ihm immer wieder eine neue Wunde beizubringen ſuchte. — Plötzlich wollte Georg's Roß, das ſchon in vielen heißen Kämpfen ausgedauert hatte, nicht mehr vorwärts; es wich mehr und mehr zurück und achtete nicht auf die Winke ſeines Herrn. Dieſer ſtutzte, betrachtete ſein gutes Thier und bemerkte mit Schrecken, daß es im heftigen Andrängen und Weichen ein Hufeiſen verloren, am Fuße ſelbſt aber ſich eine ſtark blutende Wunde geſchlagen hatte*).

Hielt das edle Roß im Kampfe nicht aus, dann mußte der Ritter Alles für verloren geben. Er ließ darum dem guten Thiere, daß ſonſt ſeinem Reiter ſtets zu Willen war, einen Augenblick Ruhe; er ſtreichelte es ſanft; er redete mit ihm und ſprach: „Rößlein, Du lieber Gefährte in Kampf und Sieg, acht' nicht den Schmerz, nimm Deine ganze Kraft noch einmal zuſammen, ſonſt iſt's um uns Beide geſchehen!" — Das edle Thier ſchien jedes Wort in der Zuſprache ſeines Herrn zu verſtehen; es wieherte muthig und bäumte ſich hoch empor, als eben der Lindwurm ſich umwendete und in gräßlichen Windungen dem Ritter Georg entgegen kam. Das Ungeheuer geberdete ſich neunmal fürchterlicher, als vorher. Sein Hauch war mehr einem Dampfe, von Feuerzungen durchzuckt, zu vergleichen, ſeine Schuppen raſſelten wie Schwerter im Kampfe, und ſein dicker Leib ſchwoll in gleichem Verhältniſſe an, wie ſein brüllend gähnender Rachen ſich erweiterte.

Georg gab bei der Annäherung des Lindwurmes ſeinem Roſſe die Sporen, ſprengte ſchnell zur Seite des wild ſchnaufenden Feindes, neigte ſich und bohrte ſein großes, ſpitzes Schwert tief ein in das Gekröſe des Unthiers, ſchlitzte ihm die Weichen weit auf und ſah eben den furchtbaren Rachen ſich ſchließen, als er ſich und ſein Roß von dem ſchuppigen Schwanze umwunden und von der Schwere deſſelben niedergezogen fühlte. Dies geſchah

*) Nach der Sage geſchah dies in der Gegend, in welcher ſich jetzt die Ritterſtraße befindet, die vom Ritter Georg ihren Namen haben ſoll.

aber glücklicherweise nur im krampfhaften Verenden des schrecklichen Wurmes, denn dieser schnappte und zuckte nur noch einige Male, dann schlossen sich auch seine giftgeschwollenen Augen und er war todt.*)

Georg kniete nieder und dankte den himmlischen Mächten für den schwer errungenen Sieg.

Der König hatte mit den Seinen den Kampf von der Burg aus zum Theil beobachten können. Seine Unterthanen brachten ihm die Kunde von der Vertilgung des Ungeheuers und lauter Jubel ertönte im ganzen Lindenhaine. — Im Triumphzuge rückten der König, Ankomarinda und Viele aus dem Volke dem kühnen Streiter entgegen; im Triumphe geleiteten sie ihn und sein Roß nach der Burg, wo das Jauchzen und Frohlocken kein Ende nehmen wollte.

Der König war überglücklich. Er schmückte den Ritter Georg mit allen ihm zu Gebote stehenden Ehrenzeichen und erhob sich dann im Angesichte seines Volkes, also zu Georg sprechend: „Herr Ritter, Ihr habt das Größte gethan, was männliche Kraft nur zu thun vermag und Euer Ruhm wird ewig währen, nun gebietet mir das wärmste Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit, Euch zu fragen, was ich Euch zum Lohne geben darf. Alles, was ich besitze, will ich gern mit Euch theilen, drum sprecht nur gütig aus, womit ich Euch erfreuen kann!“

Georg lächelte und entgegnete: „Um des Lohnes willen, Herr, hab' ich mein Leben nicht gewagt; ich that es, weil es Ritterpflicht gebot! — Doch, wollt Ihr etwas für mich thun, so bitte ich Euch, laßt meinem guten, lieben Rosse das verwundete Bein verbinden und ihm ein neues Eisen geben, damit ich dann meine Straße weiter ziehen kann. Ihr aber mögt mit Eurer holden Ankomarinda und mit Eurem Volke lange noch in Glück und Frieden leben!“

---

*) Ueber der Thür des Georgenhauses zu Leipzig befindet sich der Kampf mit dem Drachen in Stein gehauen. Wo dieses Haus steht, soll der Drache den Tod gefunden haben. Auch die Benennung „Georgenhaus“ läßt die Sage als eine Erinnerung an Ritter Georg gelten.

Auf einen Wink des Königs erschien ein Schmied, welcher die Wunde des Rosses mit Balsam tränkte, den Fuß sorgsam verband und drauf das verloren gegangene Hufeisen durch ein neues ersetzte. — Als dies geschehen war, drückte der Ritter dem Könige und seiner Tochter die Hand zum Abschiede und er bestieg, so dringend man ihn auch zu bleiben bat, sein Roß. Noch einmal winkte er dem Landesherrn und seinem lieblichen Kinde freundlich zu, dann ritt er unter dem Zujauchzen des Volkes davon, um sich nach dem Muldenthale zu wenden.

Die Kunde von Georg's herrlicher Ritterthat durchlief alle deutsche Gauen und verbreitete sich mit Windesschnelle von Mund zu Mund. Auch der König im Lindenhaine sorgte dafür, daß der wunderbare Sieg, den Georg über den Lindwurm errang, auf seinem Gebiete in stetem Andenken bleibe und dies geschah auf folgende Weise: Es waren nämlich die Unterthanen zu Hunderten nach dem Orte gezogen, wo der häßliche Wurm sich verblutet hatte, theils um dieses Unthier selbst zu sehen, theils um die Stellen des heftigsten Kampfes genauer zu betrachten. Dabei hatte ein Bewohner des Dörfleins unter einer großen Linde das Eisen gefunden, das im wilden Streite dem Hufe des Ritterpferdes entfallen war. Das Hufeisen wurde dem König überbracht. Dieser sprach: „Seinesgleichen haben wir nicht mehr im Lande!" — Er befahl darauf seinem Schmied, sogleich mit Nägeln und Hammer nach der merkwürdigen Linde hinauszugehen und an ihrem Stamme unter einer Blende das Hufeisen zu befestigen. Und es geschah, was der Herr des Landes geboten hatte. Das merkwürdige Hufeisen blieb ein Wahrzeichen auf ewige Zeiten.

Der König verlebte mit Kind und Volk noch viele frohe Jahre. Das alte Glück zog wieder im Lande ein und im Genusse desselben wurde das ertragene schwere Leid gar bald vergessen. — Als alle Zeugen der Ritterthat Georg's längst in ihrem Grabe vermodert waren, da lichtete sich nach und nach der schöne Lindenhain; das Dörflein darinnen vergrößerte sich durch Handel und Wandel und wurde im Laufe der Zeiten zuletzt eine große Stadt, die man einst oft „die Lindenstadt" hieß und die

jetzt unter dem Namen Leipzig in allen Gegenden auf Erden mit Ehren genannt wird. — Als die Stadt immer mehr empor kam, mußte auch die alte Linde mit dem Hufeisen fallen, weil man eine Kirche bauen wollte, und als diese fertig war, wurde das Eisen auf der Morgenseite des neuen Gotteshauses in einer Nische unter einem Gitter festgemacht, wo es bis auf den heutigen Tag verblieben ist. — Die Kirche weihte man dem heiligen Nikolaus. Sie wird, als die Nikolaikirche Leipzig's, theils von der Ritter-, theils von der Nicolaistraße berührt. —

An den heiligen Ritter Georg knüpfen sich viele Legenden. Nach seinem Namen sind Inseln, Städte und Flüsse benannt worden. Er soll ein cappadocischer Prinz gewesen sein und, nach der Sage, durch Tödtung eines Lindwurms bei der Stadt Silea in Libien eine Königstochter vom Tode errettet haben. Außer der Stadt Leipzig eignen sich noch viele andre Städte das Mährchen vom Kampfe Georg's mit dem Drachen zu. Die Sage nimmt an, daß Ritter Georg, nachdem er die Burg im Lindenhaine verlassen hatte, nach dem Dorfe Staupitz (zwischen Leisnig und Döbeln) geritten sei und sich dann in Steinau bei Hartha aufgehalten habe. — In Steinau — so berichtet die Sage weiter — wurde Georg einst von Feinden überfallen und bis auf den Spitzstein verfolgt. Hier sah er gar keinen Ausweg mehr, mit seinem Rosse davon zu kommen, da vor ihm ein Abgrund lag, der in das Muldenthal hinunterführte. — Was that der Ritter? Er gelobte, wenn er aus der argen Bedrängniß gerettet würde, eine Kirche zu bauen, gab dem Rosse die Sporen, ließ im Absprunge ein Stück Papier fortfliegen, setzte hinab nach dem Muldenthale und kam in demselben glücklich an. Das Papier, welches der Wind fortgetragen hatte, wurde in der Gegend von Leisnig aufgefunden. An dem Orte, wo es lag, baute Georg eine Kirche und dort entstand später das Dorf Rauenhain. In der Kirche allda wurde in alter Zeit das Bildniß Georg's aufgehangen und dies war jedenfalls die Veranlassung zur Fortführung der Sage bis in jene Gegend.

In den meisten Gegenden, wo die Sage vom Lindwurme oder Drachen Boden gewonnen hat, wird auch des Ritters Georg gedacht. Selbst der moskowitische Zaar führt den heiligen Georg, wie er den Lindwurm ersticht, im Herzschilde als Wappen.

Da man unter dem häßlichen Lindwurme sinnbildlich nicht selten die grausamen Sarazenen verstand, so lag es sehr nahe, daß man sich allegorisch unter der geretteten Prinzessin die von den Türken bedrohte Christenheit vorstellte, — und gleichwohl erzählt die Legende, daß der vermeintliche Bekämpfer der Sarazenen, der Ritter Georg, schon in der Christenverfolgung durch Diocletian als Märtyrer seinen Tod gefunden habe, daß er 303 enthauptet worden sei.

In den allerältesten Zeiten fabelte man fast in allen Theilen der Erde von einem Drachen, dessen Gestalt man nicht schrecklich genug schildern konnte und dessen Länge oft zwischen 20 und 70 Ellen angegeben wurde. Seinen furchtbaren, beschuppten Leib, oft mit einer Mähne versehen, stellte sich die abergläubische Vorzeit wie ein schlangenähnliches Ungeheuer ohne Füße vor, das ausgezeichnete Sinneswerkzeuge, besonders ein sehr scharfes Gesicht besaß, und so stark war, daß es mit leichter Mühe einen Elephanten erwürgen konnte. Sonderbar genug hielt man es auch für möglich, das Unthier einzufangen und zu zähmen. — Jedenfalls gaben zu den sich häufig ganz widersprechenden Erzählungen von dem Drachen die Mittheilungen über die riesige Abgottsschlange, die bei der frühern Unkenntniß in der Naturgeschichte höchst irrig und übertrieben waren, Veranlassung.

Der Drache, den sich die menschliche Einbildungskraft im Mittelalter schuf, ist von dem vorstehend geschilderten Ungeheuer sehr verschieden. Man stellte ihn dar mit vier Löwenfüßen, mit einem furchtbaren Rachen, aus welchem Flammen schossen, mit einem dicken, beschuppten Leibe und mit einem langen, starken Schwanze. — Sicher verbreiteten sich die fabelhaften Nachrichten über ein solches Thier meist durch die Kreuzzügler, welche mangelhafte und übertriebene Mittheilungen über das

Krokodil mitbrachten und durch ihre Erzählungen die zum Theil ohnehin falschen Beschreibungen gewisser Thiere noch mehr verunstalten halfen. — Kein Wunder, wenn in den Ritterzeiten der Drache oder Lindwurm — denn beide erscheinen oft als ein und dasselbe Ungeheuer — eine Hauptrolle spielte, und wenn die abergläubische Menge sich graufige Kämpfe mit dergleichen Thieren gern erzählen ließ, da man an Naturkenntniß so arm war und in der Mittheilung außerordentlicher Dinge einen ganz besondern Reiz fand. —

Das Schloßfräulein auf der Dobenau, die Bruderfichte und die Kapelle bei Reusa.

Als das Voigtland noch dicht mit Schwarzwald bedeckt war, ragte über viele riesige Stämme eine Fichte empor, von welcher man sich erzählte, daß an ihrem Fuße kein Moos grüne, kein Blümlein blühe, daß in ihren Zweigen nie ein Vogel singe und niste und daß sie wohl altern, brechen und verkrüppeln, aber nie absterben werde. Die Fichte stand Jahrhunderte hindurch in der Nähe von Reusa; ein jedes Kind kannte sie unter dem Namen Bruderfichte. Von diesem, der Sage nach ewig sprossenden Baume aus wandert man in einem Thale hin nach dem freundlichen Schlosse Reusa, wo wieder ein bemooftes Denkmal der Vorzeit, ein Denkmal menschlicher Leidenschaft steht, — eine Kapelle, die in ihrem Grunde unerschütterlich ist. Von hier führt der Weg durch das freundliche Syrathal nach dem Berge, auf welchem wenige Ueberreste von den Mauern der Burg Dobenau liegen, der stattlichen Burg, die einst kühn und trotzig über dem üppigen Grün des Waldes thronte.

Die Dobenau war ehedem ein Sammelpunkt bärtiger Ritter, die zu mittelalterlichen Vergnügungen und Zechgelagen sich dort vereinigten. Der Burgherr war für dergleichen Freuden sehr eingenommen; als ihm aber in höherem Lebensalter seine Gattin noch ein holdes Töchterlein schenkte, da erstarb in dem alternden Paare der Sinn für das tobende Ritterleben, und die Seelen der glücklichen

Aeltern waren vollständig befriedigt durch den beseligenden Besitz der holden Tochter. — Herrschte auch auf der Dobenau nun friedliche Stille, so war doch die Freude dort größer und dauernder, als ehedem.

Die Jahre eilten schnell dahin. Aus dem zarten Töchterlein war eine herrliche, blühende Jungfrau geworden. Als solche lebte sie harmlos und zufrieden bei ihren greisen Aeltern, ohne sich nach der gefahrvollen Außenwelt zu sehnen. Wie aber eine versteckt und stillerblühte Blume mit ihrem Zauber den glücklichen Entdecker erfreut und fesselt, so fühlten sich auch zwei Brüder, welche das Schloßfräulein der Dobenau einst unerwartet erblickten, von demselben unwiderstehlich angezogen.

Die Brüder wohnten nämlich auf der Burg Liebau im schönen Elsterthale. Sie waren junge, stattliche Ritter und darum wohl geeignet, einem jungfräulichen Herzen den Frieden zu rauben. Wohl mancherlei Abenteuer mochten die Beiden schon gesucht und bestanden haben, da wurden sie beim Umherstreifen in den Wäldern vom Zufalle in die Nähe der Dobenau geführt. Recht bald fanden die zwei Ritter einen Vorwand, um Eintritt in der Burg zu erlangen. Die greisen Bewohner der Dobenau nahmen die Gäste mit großer Freundlichkeit auf, stellten ihnen in der lieblichen Tochter ihren größten Reichthum vor, luden die Ritter zur Tafel und fanden nichts Arges darin, daß ihr harmloses Kind den Fremdlingen in gastlicher Heiterkeit entgegen kam.

Nach einigen frohdurchlebten Stunden verließen die Ritter die Burg, indem sie versprachen, ihren Besuch baldigst zu wiederholen. Dies geschah denn auch. Bei öfterem Verweilen auf der Dobenau schlichen sich die Brüder in das Vertrauen der Aeltern ein und diese ahnten noch nicht im Mindesten, welch herbes Geschick ihnen im eignen gastlichen Hause bereitet werden sollte.

Das Burgfräulein war nicht mehr das heitre Kind früherer Tage; ein wehmüthiger Zug durchwehte das Herz der einst so fröhlichen Tochter, der sich nur verlor, wenn die Zither am Fuße der Burg zu ihren Ohren drang und wenn das Brüderpaar auf der Dobenau erschien. Die Jungfrau liebte vorzüglich den Jüngeren von

den Rittern, diese aber waren beide von gleicher Leidenschaft für die Eine erfüllt.

Erst als der Funke schon zur Flamme geworden war, erkannten die alten, treuen Aeltern leider zu spät das traurige Verhältniß, in welches ihr Kind, von der Liebe zweier Brüder berückt, sich versetzt hatte. Alles wurde versucht, der Vernunft die Oberherrschaft wieder zu erringen, doch die herzlichsten Bitten, die rührendsten Ermahnungen und selbst die ernstesten Drohungen blieben ohne Erfolg. Die Leidenschaft, die auch der treuesten Stimme Hohn spricht, grub sich tiefer und tiefer ein.

Der Hochsommer war gekommen. Die beiden Ritter durften nicht mehr auf der Dobenau erscheinen und schwermüthig schlich das Fräulein in der Burg umher. Oft stand die Jungfrau um Mitternacht, wenn die Aeltern von schöneren Tagen der Vergangenheit träumten, von ihrem Lager auf, eilte im leichten Gewande nach der Burgmauer und flüsterte in die Tiefe hinab. Wie vom Echo gebracht, stieg ein Geflüster wieder hinauf zu den lauschenden Ohren. — Das Alles beobachtete der Thorwächter, doch dieser schwieg wie ein Grab, weil man ihn als einen feilen Mann erkannt und mit Gold bestochen hatte. Durch seine scheinbare Nachlässigkeit gelang es der ungetreuen Tochter einst auch, unter dem Schleier der Nacht, freilich mit pochendem Herzen, aus der Burg zu entkommen und den zwei Rittern zuzueilen, die, im geheimen Einverständnisse mit ihr, schon längst auf ihre Ankunft gewartet hatten. Die Brüder hoben die Jungfrau auf ein Roß, bestiegen ihre eignen Renner und jagten mit ihrer listig umstrickten Beute davon. Fort ging es durch Wald und Flur, über Berg und Thal bis nach dem Schlosse der Ritter, wo man beim ersten Morgengrauen ankam und zunächst nach langem Ritte der Ruhe sich hingab. — Das Erwachen der Geflüchteten war nicht so süß, als sie es sich auf ihrer Burg geträumt hatte. Dem einen Bruder heftig zugeneigt, durfte sie den andern nicht kränken und verletzen, wollte sie das Band des Friedens nicht zerreißen. Die Liebe der Brüder zu Einer erweckte natürlich, da Keiner entsagen wollte, im Verlaufe weniger Tage die furchtbarste Eifersucht; aus dieser aber wuchs der Bruderhaß hervor und dieser führte

zur Entzweiung. Die Tochter der Dobenau wußte nicht, wie sie aus den unnatürlichen Verhältnissen sich herauswinden sollte und blickte darum schwerbedrückt nach der Gegend hin, wo die Burg ihrer Väter lag. Oft faßte sie den Entschluß, zu fliehen, und eben so oft beschloß sie wieder, zu bleiben. Im Fliehen mußte sie ja entsagen, und mit der Anstrengung des Entsagenwollens wuchs die Leidenschaft der Liebe.

Einst standen die Brüder im Begriffe, nach dem Walde zu reiten, um dort zu jagen. Sie kamen, ein jeder für sich, zur Geliebten, versprachen baldige Rückkehr und verabschiedeten sich. Schweigend ritten sie neben einander, im Stillen des Burgfräuleins gedenkend. Sie drangen tiefer und tiefer in den Wald hinein. Zuletzt unterbrach der ältere Bruder das Schweigen und meinte, daß ihm doch zunächst der Besitz des Burgfräuleins zukomme. Der jüngere Bruder trat dieser Meinung hitzig entgegen, stierte seinen Nebenbuhler an und rief: „Mein ist die Jungfrau, denn mir ist sie am meisten zugethan!“

Der Streit wurde ärger; die Brüder griffen zu den Waffen und es entspann sich ein wüthender Zweikampf. Lange klirrten die Schwerter aneinander; das Blut floß aus den Wunden der verschwisterten Kämpfer; Ermattung trat endlich ein und beide stürzten zu Boden. —

Der Tochter von der Dobenau blieben die Ritter zu lange aus. Eine unwiderstehliche Angst bemächtigte sich ihres Herzens, daher sie den Knappen befahl, ihr weißes Roß zu satteln und sie in den Wald zu begleiten. Nach wenigen Minuten saß sie zu Pferde, stürmte hinaus in gewaltiger Eile, ließ Hornrufe ertönen, erhielt aber keine Antwort. Nach langem Umherirren nahete sich ihr ein Diener und meldete, daß man die Ritter gefunden habe. In der blassen Miene des Boten las die verwaiste Braut das Schicksal der feindlichen Brüder. Sie ritt dem Boten nach bis zur bezeichneten Stelle; dort lagen die Leichen der Brüder mit abgewendeten Gesichtern, als wollten sie sich im Tode noch hassen, und zwischen den Gefallenen stand eine alte ehrwürdige Fichte, an deren Wurzeln die Schwerter gekreuzt übereinander lagen. — Die Braut brach vor dem Bilde des Schreckens zusammen; fast wäre ihr Herz mit gebrochen. Als sie sich ein wenig erholt

hatte, fand ſie Linderung in einem Strome von Thränen, die ſich mit dem Blute der Brüder miſchten.

Die alte Fichte, wo die Leichen der Ritter lagen, wurde fortan die Bruderfichte genannt. Obgleich ſie ſelbſt Jahr aus, Jahr ein ſproßte und grünte, ſo erſtarb doch auf dem Boden, wo Bruderblut gefloſſen, alles Pflanzenleben, und die Sänger des Waldes ſcheuten ſich, dem Baume nahe zu kommen.

Die Leichen der beiden Ritter trug man auf einer Bahre, von Baumzweigen gefertigt, hinweg. Der ernſte Zug bewegte ſich im Thale fort bis nach der Kapelle beim Schloſſe Reuſa. Hier bereitete man den im unnatürlichen Kampfe Gefallenen ein Grab und ſenkte ſie hinein. Hier ruhten ſie nun in Frieden. —

Aber im Herzen der verlaſſenen Braut wollte der Frieden nicht ſobald einziehen. Dieſelbe fand keine Ruhe im Schloſſe der Geſchiedenen. Unruhige Träume ſchreckten ſie aus dem Schlafe auf und trübe Bilder prägten ſich in ihrer erregten Einbildungskraft aus. Oft ſah ſie im Geiſte ihre greiſen Aeltern, die nie wieder nach ihr gefragt hatten, abgehärmt auf dem Sterbebett liegen. — Eine unendliche Sehnſucht nach der heimathlichen Burg ergriff ihr Herz; ſie beſchloß, nach der Dobenau zurückzugehen und dort ihr Leben in ernſten Betrachtungen zu beſchließen. In Begleitung eines ergebenen Dieners erreichte ſie die Burg ihrer Väter. Hier war aber Alles öde und leer. Die treuen Aeltern hatte der Gram um das einzige Kind getödtet und ſie ruhten ſchon ſeit mehrern Tagen in ihrer Gruft. Nun gab es für die Verwaiſte nichts Liebes mehr auf Erden, daher beſchloß ſie, unvermählt zu leben und den Schleier, der ihre Geſtalt umwob, nie abzulegen.

Sie hielt Wort, die arme Vereinſamte; ſie ſtärkte ſich durch Gebet und hoffte Vergebung durch innige Reue. Ihr ganzes Glück beſtand darin, daß ſie den Armen Wohlthaten erwies, daß ſie die Kranken ihrer Umgebung pflegte, daß ſie Nothleidende errettete und Bittenden und Rathloſen ein treuer Beiſtand, eine ſorgende Mutter war. — Spät erſt rief ſie der Tod ab und die Dankesthränen Vieler benetzten ihr Grab. —

Noch heute läßt die Sage die längſt geſchiedene Tochter der Dobenau als weiße Frau erſcheinen und

durchs Thal bis nach Reuſa hinauf wandern, wenn in milden Sommernächten der Walddufft die Luft erfüllt; heute noch betrachtet das frommgläubige Volk die weiße Frau als eine wohlwollende Mutter, die zuweilen guten Kindern goldne Semmeln und andre herrliche Gaben ſpendet, die Liebende, welche ſich im Thale ſuchen, durch gegebene Zeichen zuſammenführt und ihnen den Weg zum Glücke bahnen hilft. Auch reiche Schätze ſoll ſie auf Erden zurückgelaſſen haben, doch bewacht ſie dieſelben ſo lange im ſichern Verſteck, bis Einer ſie heben wird, der auf Erden als beſter Bruder und zugleich als Bräutigam der treuſten Tochter gilt. Bis jetzt wenigſtens hat man umſonſt nach den verborgenen Schätzen gegraben.

Die Kapelle, wo die Ritter begraben wurden, ſtand Jahrhunderte lang. Später wollte man ſie abtragen, aber man kam, ungeachtet es mehrmals verſucht wurde, damit nicht zu Stande, denn beim Beginn des Abtragens zeigte ſich ſtets eine gewaltige Aufregung in der Natur. Der Sturm brauſte einher durch Wald und Flur; die Bäume zerbrachen wie Halme, das Schloß erbebte in ſeinen Grundfeſten, der furchtbarſte Donner rollte durch die Berge und das Toben hörte erſt wieder auf, wenn die Menſchen das weitere Abbrechen der Kapelle einſtellten. — So mußte denn das alte Gemäuer, von einer geheimen Macht beſchützt, für immer ſtehen bleiben, und kein Menſch wagte es, die zerſtörende Hand an die Kapelle zu legen. Sie durfte nicht fallen, ſo lange die Bruderfichte grünte.

Die Dobenau wurde im Bauernaufruhr 1525 bei der Belagerung von Plauen zerſtört.

Die Bewohner von Thoſſen erzählen ſich von ihrer Bruderfichte folgende Legende: Als Chriſtus, der Herr, mit ſeinen 12 vertrauten Jüngern noch auf Erden umherging, um das Wort des Heils zu ſpenden, kam er in Begleitung der Jünger auch nach dem Thale, wo jetzt im lieblichen Schmucke das Dörflein Thoſſen liegt. Ein gewaltiger Regen ſtrömte vom Himmel herab und die Apoſtel ſpäheten umſonſt nach einem Obdach. Die heilige Schaar ſchritt im unaufhörlichen Regen noch ein

Stück vorwärts, da bemerkte einer von den Jüngern in geringer Entfernung einen Baum mit dickbelaubter Krone. Hocherfreut über die gemachte Entdeckung rief er: „O laßt uns nach jenem Baume eilen, damit er uns mit seinen Aesten vor allzugroßer Näſſe schütze!“

Der Herr aber antwortete und sprach: „Nicht also! Der uns den Regen sendete, wird auch bald wieder Sonnenschein geben!“

Doch der Jünger ließ sich durch den milden Ernſt des Meisters nicht zurückhalten, sondern er lief nach dem Baume, um dort ein Obdach zu suchen; kaum war er aber unter die Zweige getreten, so streckte der Baum alle seine Aeste niederwärts und eine große Menge des von der Fichte angesammelten Regenwassers ergoß sich über den ungeduldigen Schüler, der nun sofort der heiligen Schaar sich wieder anschloß und mit den Brüdern zufrieden weiter ging.

Uebrigens hat das Dorf Thoſſen eine uralte Kirche, welche auf einem Orte steht, wo einſt der Altar eines heidnischen Götzen gestanden haben soll. Heute noch zeigt man dort den Opferstein, auf welchem der unglückliche Wahn längſt vergangener Zeiten das Blut der geschlachteten Opfer verrauchen ließ.

Der Goldkeller und die Wunderblume auf dem löbauer Berge.

Mit der Stadt Löbau in der Oberlauſitz hängt ein Dorf zusammen, das weit über ein halbes Jahrtausend alt ist und sich Tiefendorf nennt. Es liegt nicht weit vom „löbauer Berge“, dessen vielbesuchter Rücken jetzt angenehme Wirthshäuser und einen eisernen Aussichtsthurm trägt. In alter Zeit zählte Tiefendorf nur wenige kleine Häuser und unter diesen befand sich, ziemlich abgelegen, eine Hütte, die einem ehrlichen Kohlenbrenner, dem Kaspar Michalk, gehörte. Michalk war ein armer, aber fleißiger Mann. Durch seine schweren Arbeiten im Walde erwarb er nur das Nöthigſte für's Leben. Dabei fühlte er sich jedoch immer glücklich, denn er besaß ein genügsames Herz und strengte sich mit Freuden an, weil er für zwei geliebte Wesen, für ein gutes,

treues Weib und für einen muntern Knaben, den er Bohumir nannte, zu sorgen hatte. — „Ein Glück, auf Einfachheit und Zufriedenheit gegründet," meinte der Köhler, „ist dauernder und werthvoller, als alle Freuden der Ehre und des Reichthums." — Bei solchen bescheidenen Ansprüchen glaubte Michalk kaum, daß für ihn im Leben auch einmal schwere Prüfungen kommen könnten; er sagte vielmehr oft: „Wer nicht hoch steigt, kann auch nicht tief fallen."

Und doch blieben die schweren Prüfungen nicht aus. Michalk's Weib genas eines Sohnes und starb bald darnach. Des armen Köhlers stilles Glück war nun auf einmal zertrümmert, da er seine freundliche, sparsame, tugendhafte Gattin und in ihr zugleich die sorgende Erzieherin seiner Knaben verloren hatte. — Seine alte Mutter nahm sich nun zwar einige Jahre lang der Enkel an, aber sie besaß nicht Kraft und Ausdauer genug, um die Pflegebefohlenen erwünscht zu gewöhnen und zu bilden. Körperlich wuchsen die Knaben empor, wie die frischen, üppigen Bäume des Waldes, doch geistig blieben sie sehr zurück. Was der ältere Bruder, Bohumir, that, das ahmte sein jüngerer Bruder, Joseph genannt, in der Regel nach und so wurden Beide einander sehr ähnlich. Ihre Herzen waren gut und es war wirklich zu bedauern, daß ihre schönen Anlagen so wenig geweckt wurden. Obgleich wild und rauh aufgewachsen, liebten sie sich doch gegenseitig mit großer Innigkeit. Ihre Großmutter starb, als Joseph noch nicht vier und Bohumir kaum acht Jahr alt war.

Der Köhler Michalk war seit dem Tode seiner Frau nie wieder heiter geworden. Er ging finster und wortkarg umher, er zog sich von seinen wenigen Freunden und Bekannten scheu zurück und war am liebsten draußen in den Wildnissen des Waldes. Dort fällte er mit riesiger Kraft die Bäume, dort trennte er die Stämme mit wuchtigen Artschlägen in Stücken und diese schleppte er nach seinem Meiler, um sie über der verdeckten Gluth verkohlen zu lassen. Wer ihn bei seiner Thätigkeit unbemerkt beobachtete, mußte sich versucht fühlen, zu glauben, daß er Vieles im Irrwahne that, denn sein hastiges Wesen schien nichts Natürliches zu sein. Stürzte ein Baum unter seiner Art, so rief er: „'s ist aus mit dir; mußt auch sterben!" und dampfte der Meiler, dann glaubte er in den Rauchwolken

das freundliche Bild seiner heimgegangenen Frau zu schauen. — Zu seinen Knaben sprach er ebenfalls nur wenig, wenn er nach Hause kam. Ihre Unarten verwies er ihnen kurz und streng, und seine wenigen Ermahnungen schloß er mit den Worten: „Müßt gut werden, wie Eure Mutter war!“ — Von seinem verstorbenen Weibe hatte er noch einige fromme Sprüchlein im Gedächtnisse; diese führte er selbst öfter im Munde und bald lernten sie auch die Knaben. An Schulunterricht für ihre Kinder dachten damals die armen Leute noch nicht, daher es auch nicht zu verwundern war, wenn Bohumir und Joseph als tüchtige Naturmenschen, aber übrigens geistig vernachlässigt aufwuchsen. — Nach wenigen Jahren waren die stämmigen Buben kräftig genug, um ihrem Vater bei seinen Waldarbeiten behülflich zu sein. Diese Beschäftigung gefiel ihnen gar wohl, denn sie bot hinlängliche Gelegenheit zu Anwendung der überschäumenden Jugendkraft. Binnen wenigen Jahren wurden die Söhne dem Vater bei seiner Köhlerarbeit eine bedeutende Stütze. Zu Jünglingen herangereift, thaten sie es ihrem Vater bei der Arbeit als geübte Kohlenbrenner zuvor.

Einst waren die drei schwarzen Männer im Walde mit dem Fällen einer riesigen Tanne beschäftiget. Die Säge fraß sich tief ein in den ehrwürdigen Stamm und der starke Hall von den gewaltigen Artschlägen schmetterte weit in den Wald hinein. Die Tanne begann sich ein wenig zu neigen. Im Nu riß Vater Michalk die Säge weg, warf sie zur Seite und wollte dann den Sturz des Baumes durch einige Arthiebe beschleunigen helfen. Die Tannenäste prasselten durch die Wipfel der Nachbarbäume; der Baumriese neigte sich ärger und zwar gerade nach dem Punkte hin, wohin Michalk die Säge gelegt hatte. Dies bemerkend, sprang der alte Köhler nach der Stelle, um sein Werkzeug schnell noch wegzunehmen; in demselben Augenblicke sauste aber auch der schwere Baum abwärts gerade auf Michalk los; dieser kam zum Fallen und der Stamm der Tanne stürzte ihm gerade auf den Leib. Die Söhne des Unglücklichen ergriffen sofort Hebebäume, zogen den blutenden Vater unter der gewaltigen Last hervor und legten ihn auf weiches Moos. Der Schlag war aber tödtlich gewesen. Michalk athmete schwer, entfärbte sich gänzlich und rief in gebrochenem Tone: „Ich hab' — genug! — 's ist aus —

mit mir! — Ich muß ſterben! — Lebt wohl! Die Mutter winkt mir!" — Noch einige Athemzüge und der alte Köhler war nicht mehr. Bei ſeinen letzten Worten, die ſeinem entſchlafenen Weibe galten, bei dem matten Ausrufe: „die Mutter winkt" lächelte er freundlich. Es war das erſte und letzte Lachen nach dem Tode ſeiner Lebensgenoſſin.

Bohumir und Joſeph ſtanden tief erſchüttert an der Leiche ihres Vaters. Große Thränen quollen aus ihren Augen. Sie hoben den Todten auf und trugen ihn heim in die Köhlerhütte, zimmerten ihm dort mit eigner Hand einen Sarg, betteten den Vater darein, gruben für ihn neben dem Grabe ihrer Mutter eine Ruhekammer, ſchmückten dieſe mit Tannenzweigen aus, holten den Sarg mit der Leiche und verſenkten ihn unter den Segensſprüchen eines Prieſters in die friſche Gruft. — Ein gewaltiger Schmerz ergriff dabei ihre Herzen; ſie fühlten nun erſt, was ihnen der Vater geweſen war, nachdem er ihnen nicht mehr angehörte. Heftig weinend traten die Verwaiſten den Heimweg an. In der einſamen Hütte vergoſſen ſie noch manche Thräne und erleichterten ſich dadurch ihre bedrückten Herzen. Nach und nach zog in ihre Gemüther wieder Ruhe ein. Sie gingen an die gewohnte Köhlerarbeit und lebten wie bei Vaters Zeiten kümmerlich von ihrem geringen Verdienſte. So verſtrichen mehrere Monate. Der Winter zog ein mit ungewöhnlicher Strenge. Die zwei Brüder mußten öfter Tage lang in ihrem verſchneiten Hüttchen aushalten, wobei ſich beſonders Bohumir ſehr langweilte. Dieſer war im Verlaufe des Herbſtes einige Male in Budiſſin geweſen, hatte das Leben und Treiben in größeren Städten ein wenig kennen gelernt und zuweilen einen innern Drang empfunden, das Köhlerleben zu verlaſſen und ſich einen andern und beſſern Beruf zu wählen. Vorzüglich intereſſant waren ihm die bewaffneten Truppen des Markgrafen geweſen, die er auf der Ortenburg geſehen hatte. —

Das Frühjahr kam endlich wieder. Die Waldſänger belebten die friſch duftenden Bäume, kriſtallene Quellen hüpften über die bemooſten Steine und aus dem Meiler der Kohlenbrenner wirbelten Dampfwolken auf. Da geſchah es juſt, daß in einiger Ferne ein ſchöner Reitersmann von den Truppen des Markgrafen luſtig dahin trabte, indeſſen Bohumir die Flammen ſeines Meilers ſchürte und Joſeph große Holzſtücken aufſpeicherte.

Bohumir hielt inne in seiner Arbeit und blickte sinnend dem Reiter nach, dann warf er den Schürbaum mit der Kraft eines Erzürnten aus den Händen und sprach: „Joseph, mich leidet's nicht länger zu Hause; ich muß die Welt sehen und draußen mein Glück versuchen! Sieh dort den Reitersmann, wie froh und frei trabt er über Wiese und Feld, und ich stehe hier in Pech und Ruß und sehe kaum einem Menschen ähnlich. Es ist bei mir nun fest beschlossen: morgen verlasse ich unsere Hütte und wandre zunächst nach der Ortenburg; vielleicht blüht dort schon mein Glück!"

Joseph wollte dem Bruder den Plan ausreden, aber seine Vorstellungen hatten keinen Erfolg. „Wozu bringen wir's denn beim Kohlenbrennen," sprach Bohumir, „wenn wir die Arbeit auch bis in's hohe Alter fortsetzen? Niemand schaut uns freundlich an; Burschen und Jungfrauen scheinen uns absichtlich zu meiden, und oft ist mir's vorgekommen, als hielte man uns in unserm ärmlichen, rußigen Gewande für Leute von unehrlichem Gewerbe."

Dieser Meinung konnte Joseph nichts Vollgültiges entgegen setzen; er mußte seinem Bruder in der Hauptsache sogar Recht geben und sprach darum: „Thue, was Du für gut findest; ich werde mich wohl auch darein schicken müssen, wenn Du mich allein lässest!"

Die letztere Bemerkung ging dem Bohumir zwar an das Herz, aber er war nun einmal fest entschlossen und ließ sich durch nichts wieder wankend machen. Am nächsten Tage packte er seine besten Kleider zusammen, ergriff seinen Wanderstab, sagte der einfachen Köhlerhütte Lebewohl und forderte den Joseph auf, ein Stück mit ihm zu gehen. Beide schritten rüstig vorwärts. Joseph ging weiter mit, als er sich anfangs vorgenommen hatte. Die Brüder fühlten jetzt erst lebhaft, daß sie sich einander lieb hatten, denn es wollte nimmer zur Trennung kommen. Zuletzt mußte doch geschieden sein. Bohumir reichte dem Joseph treuherzig die Hand, sagte ihm Lebewohl und griff nach den Augen, die feucht geworden waren. Dem Joseph ging es nicht anders; er erwiderte den nervigen Händedruck, sprach: „Nun denn, Bruder, auf Wiedersehn!" und wendete sich schnell um, der heimathlichen Hütte zu. Je weiter die Brüder sich von einander entfernten, desto fühlbarer

wurde ihnen das Band der Liebe, das die Natur um ihre Herzen geschlungen hatte. Einige Male winkten sie sich noch zu, dann verloren sie sich aus dem Gesicht.

Joseph fühlte sich bei seiner Köhlerarbeit recht vereinsamet, doch trieb er dieselbe ruhig fort. So angenehm wie früher erschien sie ihm freilich nicht mehr. Um im Alleinsein nicht mürrisch zu werden, fiel er auf den Gedanken, sich ein Weib zu nehmen; er klopfte daher an mancher Hütte in seiner Umgebung an, kam aber nie zu einem glücklichen Ziele, denn keine Jungfrau wollte den schwarzen Kohlenbrenner haben, noch weniger mit in seine Köhlerhütte ziehen. Hätte der übrigens schön gewachsene, körperlich kräftige Bursch kein so rußiges Gewerbe gehabt, dann würden seine Bewerbungen jedenfalls bessere Erfolge gehabt haben. — Aergerlich über sein Mißgeschick zog er sich ganz zurück und mied den Verkehr mit jüngeren Leuten. Von seinem Bruder erfuhr er nur so viel, daß derselbe sich von den markgräflichen Reisigen hatte anwerben lassen und später mit ihnen in den Streit gezogen sei.

Langsam schlich dem Joseph die Zeit hin; ihm fehlte der wahre Frieden des Herzens. Der Winter kam; er trat viel milder auf, als sein Vorgänger. Um Weihnacht lag nur eine leichte Schneedecke auf der Erde, durch die den Kohlenbrennern die Waldarbeit nicht im mindesten gestört wurde. Joseph plagte sich ehrlich, weil er dabei am ersten den Unwillen über die ihm öfter zu Theil gewordenen Zurücksetzungen zu unterdrücken vermochte. Drei Tage vor dem Christfeste führte ihn ein Geschäftsweg zu einem etwas entfernt wohnenden Bauer. Dieser war schlicht und recht, daher hielt er alle Menschen für seine Brüder und erhob sich nie über Andere. Auch den Joseph nahm er sehr freundlich auf. Er unterhielt sich mit ihm längere Zeit und drückte ihm beim Abschiede treuherzig die Hand, indem er ihm nachrief: „Kehre bald wieder!“ — Noch mehr als der Bauer, hatte dem Joseph die Tochter desselben, die freundliche Jitka, gefallen. Sie floh den schwarzen Köhler nicht, wie andre Mädchen es thaten; sie reichte ihm vielmehr die Hand, blickte ihm offen in's Auge, redete ungezwungen und zeigte sich mild wie eine Schwester. — Joseph ging mit einem frohen Sinne von dem Bauer weg, da er in dessen Hause erkennen gelernt hatte, daß es noch Menschen gab, die den Armen und Niedriggestellten nicht nach dem

Kleide und nach dem Beutel allein zu beurtheilen pflegten. Zitka's Blicke und Worte begleiteten ihn im Geiste nach Hause; ihr Bild schwebte ihm auf Tritt und Schritt vor Augen. Und doch konnte es der arme Kohlenbrenner nicht wagen, jemals an eine Verbindung mit der schönen Tochter eines reichen Bauers zu denken. — Seine Stimmung war daher, als der heilige Abend vor dem Christfeste gekommen war, eine ganz eigenthümliche; Hoffnung und Kummer kämpften zu gleicher Zeit in seiner Seele. Es fing an zu dunkeln. Joseph streckte sich unruhevoll auf sein Lager. Nicht lange lag er, da klopfte Jemand an seine Hütte. Es mochte die achte Abendstunde sein. Joseph ging zur Thüre, um zu öffnen. Ein altes gebücktes Männchen, mit langem, weißen Barte trat langsam ein und bat um ein Stück Brod. — Joseph führte den Fremden an sein Lager und sprach: „Da, Alter, setzt oder legt Euch; Ihr scheint sehr müde zu sein! Ruht aus, indessen ich Euch eine warme Suppe zur Stärkung bereite; das kalte Brod allein kann Euch nicht erquicken!“

Der Greis nahm das Anerbieten dankbar an, erholte sich auf dem Lager recht bald und ließ sich mit Joseph, während dieser die Suppe kochte, in ein weitläufiges Gespräch ein. Ein Wort führte zum andern; die Zungen wurden redselig. Nach kurzer Zeit wußte der Alte die ganze Lebensgeschichte von Joseph, wußte auch sein stilles Glück und Weh um Zitka. — Der Kohlenbrenner wollte etwas Näheres über seinen Gast erfahren, dieser aber wich in seinen Antworten auf die an ihn gestellten Fragen so geschickt aus, daß Joseph von ihm zuletzt so viel als nichts wußte. „Ich muß mich,“ sagte der Alte, „nun beeilen, denn ich will noch über den Rücken des Berges, von dem aus Du oft in's Land hinaus geschaut hast; der Berg ist hoch und steinig, daher habe ich mich doppelt zu sputen, wenn ich ihn hinter mir haben will, ehe sich droben um Mitternacht der Goldkeller öffnet und ehe die Ritter sich zum Mahle setzen.“

„Goldkeller? Ritter?“ fragte Joseph verwundert.

„Ja,“ antwortete der Greis, „Goldkeller und Ritter! Heute ist Christnacht und in jedem Jahre öffnet sich in dieser Nacht für ehrliche, wohlmeinende Menschen an einer gewissen Stelle der Eingang zu einer großen, goldgefüllten Höhle, in welcher verbannte Ritter um ihre Erlösung würfeln. Wer nun

ſo glücklich iſt, die Stelle zur rechten Stunde zu finden und wer es recht benutzt, der hat einem Ritter zur Ruhe des Grabes geholfen und braucht ſein Lebenlang um's Brod nicht mehr zu ſorgen. Doch, die Zeit drängt; ich muß fort!"

Bei dieſen Worten drückte der Alte dem Joſeph dankbar die Hand, nahm freundlich Abſchied und eilte hinweg. Der Kohlenbrenner gab ihm das Geleit bis vor die Hütte, ſah ihm lange nach und trat dann nachdenklich in ſein Stübchen zurück. Hier fand er aber keine Ruhe. „Höhle — Goldkeller — Jitka," dieſe drei Dinge nahmen ſein ganzes Sinnen und Denken ein. Er lief bald haſtig um den Tiſch herum, bald warf er ſich auf ſein Lager, bald trat er vor die Thür hinaus, wo es ſo winterlich ſtill, ſo friedlich war; doch alle Verſuche, den Sturm in ſeiner Bruſt zu dämpfen, waren vergeblich. Zuletzt beſchloß er, in der friſchen Luft des Waldes die verlorene Ruhe ſich wieder zu holen. Er griff nach Mütze und Stock, warf die Thüre ſeiner Hütte hinter ſich zu und lief in die von der Mondſichel halb erhellte Nacht hinaus. Je haſtiger er vorwärts ſchritt, deſto mehr fühlte er ſich zur Eile getrieben. Er lief durch Wald und über Feld; kein Geröll, kein Steinblock vermochte ihn aufzuhalten; er ſtieg gleich einem Geislein bergauf und merkte kaum, daß auf der Höhe der Sturm recht weidlich in den Tannenwipfeln zauſete; er ſchritt auf dem Bergrücken fort und war von ſeiner Hütte aus wohl über eine Stunde gegangen, ohne Müdigkeit zu empfinden, — da wurde ſeine unerklärliche Haſt auf einmal unterbrochen. Joſeph wagte keinen Fuß mehr vorwärts zu ſetzen, denn vor ſich erblickte er eine hohe Felsſpalte, die zu einer hellerleuchteten Höhle führte, in deren Hintergrunde viele Ritter an einer Tafel ſaßen und ſpielten. Die Rüſtungen derſelben glänzten wie Silber und ihre Bruſtharniſche und Helme ſtrahlten von Edelſteinen, in goldnen Grund gefaßt. Neben ihnen ſtanden Keſſel und Pfannen und Fäſſer, bis oben auf mit Gold gefüllt, welche von einem furchtbaren ſchwarzen Hunde, deſſen Augen Feuer ſprühten, bewacht wurden.

Joſeph ſtand wie eingewurzelt. „Der Goldkeller, — die Ritter!" bebte über ſeine Lippen. Seine Glieder zitterten; eine unnennbare Angſt befiel ihn. „Steig ich hinab, oder flieh ich?" fragte er ſich ſelbſt. Die Augen des Hundes glühten ärger; das häßliche Thier fletſchte die Zähne. Joſeph beſchloß, lieber

umzukehren. Da winkte ihm einer der bärtigen Ritter und der Köhler bekam wieder Muth. Bald winkten alle Ritter; der böse Hund kroch bei Seite, und Joseph fühlte sich wie von einer Zauberhand berührt abwärts gezogen. Er stieg unbeirrt hinab in den Goldkeller, stand ehrerbietig vor den Rittern und empfing von diesen ein Zeichen, sich aus den Kesseln, Pfannen und Fässern nach Belieben zuzulangen. Joseph folgte der Anweisung. Er füllte sich alle Taschen und zuletzt auch noch seine große, weite Mütze voll, verbeugte sich dankend vor den stummen Rittern und kletterte mit seiner theuren Last hinauf nach dem Platze, wo er kurz vorher so unschlüssig an der Pforte seines Glückes gestanden hatte. Als er mit dem Fuße die Stelle berührte, hörte er ein Glöcklein die Mitternachtsstunde schlagen. Es grausete ihm ein wenig; er drehte sich um nach der eben verlassenen Höhle und Goldkeller, Ritter, Hund, — Alles war verschwunden. Felsen und Büsche mit Schnee bedeckt lagen vor den Blicken des nun plötzlich reich gewordenen Köhlers und von der Kluft war nichts mehr zu sehen. Joseph trat unter dem falben Scheine der Mondsichel den Heimweg an. Je weiter er sich von der Stelle, wo der Goldkeller lag, entfernte, desto leichter wurde ihm sein Herz. Er hüpfte lustig bergab, fing an zu jodeln, machte tanzähnliche Bewegungen, lispelte oft: „Jitka! Jitka!“ und erreichte überglücklich seine Hütte, in welcher er still seinen Schatz verbarg. So groß auch seine Freude war, die ihn nicht zum Schlafe kommen lassen wollte, so siegte doch die Müdigkeit. Der lange Weg über Stock und Stein hatte ihn zu sehr angestrengt; er legte sich auf sein Lager und schlief bis zum hellen Morgen. — Als er früh erwachte, glaubte er Alles nur geträumt zu haben. Erst der Anblick seiner vielen schweren Goldstücke mußte ihn überzeugen, daß er wirklich im Goldkeller gewesen war und eine Last nach Hause getragen habe, die er jetzt nur mit Anstrengung heben konnte.

Kein Mensch auf Erden war glücklicher als Joseph. Er stellte sogleich die Kohlenbrennerei ein und kaufte sich das schönste Gut in der Umgebung; er kleidete sich schöner und reicher, als alle Jünglinge in seiner Nähe und sah nun zehnmal schmucker aus, als diese. — „Joseph hat Glück gehabt; er ist im Goldkeller gewesen!“ hieß es hier und da. Nun wollten Alle, die ihn ehemals verachtet hatten, gut Freund mit ihm sein; nun

ſchmeichelte man ihm, nun mochten ihm die bemittelten Väter gern ihre Töchter geben, und dieſe drängten ſich beim Tanze zu ihm hin, um ſich durch Blicke und ſchöne Worte bei ihm in Gunſt zu ſetzen. Joſeph blieb jedoch kalt und dachte bei ſich: „Eine närriſche Welt! Erſt wollte mich kein Menſch kennen, erſt flohen mich alle Jungfern, bis auf eine; nun ich aber Geld habe, hängen ſich mir Väter und Töchter an jede Fingerſpitze! — Bin ich nicht derſelbe Joſeph, der in dem Köhlerkittel ſtak?“ —

Eines Tages — es war im Sommer — tanzten die Tiefendorfer luſtig unter einer großen Linde. Viele Jungfrauen von Nah und Fern hatten ſich zuſammen gefunden. Auch Joſeph fand ſich mit den andern Jünglingen zu dem Feſte ein, tanzte aber nicht, obgleich die Mädchen theils ſehnſüchtig nach ihm hinlugten, theils ſich ganz in ſeiner Nähe hielten. Lange hatte ſchon das Drehen und Hüpfen gewährt, da geſellte ſich zu den Jungfrauen unvermerkt die ſanfte, beſcheidne Jitka. Sie blieb im Hintergrunde ſtehen und ſchien eine Aufforderung zum Tanze kaum zu erwarten. Auf einmal erhob ſich Joſeph. Er beſtellte einen Reigen, — alle Mädchenherzen klopften, denn jede Jungfer dachte und hoffte: „Vielleicht holt er mich!“ — Joſeph ſchritt nach der weiblichen Gruppe, ließ alle die verlangenden Blicke unbeachtet, drängte ſich hindurch und erfaßte im Hintergrunde die Hand der ſtillen Jitka. Der Tanz begann. Das Pärchen nahm ſich lieblich aus. Viele neidiſche Augen ruhten auf ihm und manche ſpitzige weibliche Zunge machte Verſuche, am ſchönen Paare auch Schattenſeiten aufzufinden.

Dies kümmerte Joſeph und Jitka wenig. Sie waren beide ſehr glücklich. Joſeph tanzte nur mit Jitka und begleitete ſie ſpäter auch nach Hauſe. — Wenige Wochen nachher legten Beide zum ewigen Bunde die Hände ineinander. Jitka zog in das ſchöne Gut Joſeph's, wirkte und ordnete dort als eine höchſt brave Hausfrau und bereitete ihrem Manne durch ihren heitern Sinn, wie überhaupt durch ihr ganzes liebenswürdiges Weſen Tage der ſchönſten Wonne. So vergingen zwei Jahre. Jitka ſorgte ſo gewiſſenhaft und emſig für die Wirthſchaft ihres Mannes, daß dieſer leider gar nicht mehr für nöthig hielt, ſich ſelbſt um ſein Haus zu bekümmern. Er glaubte müſſige Zeit zu haben und lief dem Vergnügen nach; er fand

lüderliche Männer, in deren Gesellschaft er nach und nach der Spiel- und Trunksucht verfiel. Anfangs hatten ihn die Bitten seiner Frau und die Vorstellungen seines Schwiegervaters noch öfter in seinem wüsten Leben aufgehalten, als dieser aber gestorben war, folgte er nur den Einflüsterungen seiner elenden Genossen und gab sich ganz und gar den verderblichen Lüsten preis. — Bald mußte er sein schönes Gut verkaufen und das Erbe seines Weibes überschulden. Jitka saß verlassen daheim und härmte sich. Alle ihre Vorstellungen wies ihr tief gesunkener Mann mit Härte zurück, daher sie zuletzt lieber schwieg. Ihr einziger Trost war ihr einziges Töchterlein. Blickte sie das kleine, liebliche Wesen an, dann ward ihr wohl in ihrem schweren Kummer. —

Joseph wüstete fort und mußte zuletzt von Haus und Hof laufen. Von seinem großen Reichthume war ihm nichts weiter geblieben, als die Köhlerhütte seines Vaters. In dieselbe zog beim Beginn des Frühlings die arme Jitka mit ihrer Tochter ein. Freundinnen, denen sie jahrelang Liebesbeweise in Wort und That gegeben hatte, spendeten ihr die nöthigen Vorräthe und nahmen sich der armen Frau, die ihr Unglück so unverschuldet, als würdig trug, in vielfacher Art treulich an.

Joseph trieb sich als wüster Bettler umher und kam in mancher Nacht gar nicht nach Hause. Alles Gefühl in ihm war erstorben, nur das quälende Bewußtsein eigner Verschuldung folterte ihn zu manchen Stunden fürchterlich. Am letzten Märztage fühlte er eine innige Sehnsucht nach Frau und Kind und deßhalb wankte er, wider Gewohnheit, schon mit einbrechendem Abende der Köhlerhütte zu. Als er derselben ziemlich nahe war, eilte ihm ein Licht entgegen. Es kam näher. Ein kleiner Mann, nicht größer als die Zwerge im Innern der Erde, trug das Licht und leuchtete dem Joseph in das Gesicht. Joseph erschrack, denn das Männlein glich aufs Haar dem Greise, der ihn einst an den Goldkeller erinnert hatte; die Gestalt sah nur älter und eingeschrumpfter aus. „Was willst Du? Fluch Deinem Goldkeller und Deinen Rittern!“ schrie Joseph.

„Fluch jedem Sünderleben!“ antwortete ruhig der Zwerg, blies drauf sein Lichtlein aus und verschwand.

Dem Joseph lief es eiskalt über die Haut. Zitternd nahete er sich seiner Köhlerhütte, zitternd trat er ein, zitternd erzählte er der Jitka, was ihm begegnet war. Die treue Jitka

fühlte inniges Mitleid für ihn, brachte ihn auf's Lager, hüllte ihn in Decken, gab ihm Thee und wachte neben ihm, bis er feſt eingeſchlafen war. Nun gab ſich die Frau auch einige Stunden der Ruhe hin. Als ſie am andern Morgen erwachte und nach ihrem Manne blickte, athmete er nicht mehr. Joſeph war todt. — Zu ſeinen Füßen lagen drei Goldſtücke auf einem Täflein von Erz und auf dem Täfelchen ſtand geſchrieben: „Nur treuen Seelen bringt der Goldkeller Segen!“ —

Zwei Tage ſpäter lag Joſeph im Grabe neben der Ruheſtätte ſeines Vaters.

Jitka ſchwieg von der Erztafel mit den Goldſtücken ſelbſt gegen die beſten Freundinnen. Als der Charfreitag, an welchem, wie man ſagte, der Goldkeller ſich zuweilen auch öffnete, näher rückte, fragte ſich Jitka täglich ernſter, ob ſie treu genug ſei zum Empfange des geheimnißvollen Reichthums. „Hab' ja nichts Uebles gethan!“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und blickte ſie ihr Töchterlein an, ſo fühlte ſie ſich doppelt ermuthiget zu dem ſchweren Gange und meinte: „Du, Liebling, biſt's werth, daß ich's wage!“ — Und ſie wagte es.

Kaum waren die Morgenſtunden des Charfreitags angebrochen, da kleidete ſie ſich an, hüllte ihr liebes Kind in einen weiten Mantel, weil der Morgen ſehr friſch war, und eilte mit ihm in die Dämmerung hinaus. Die Natur ſchien Frühlingsfeier zu halten. Die Vögel ſangen; Blumen öffneten ihre Kronen und die jungen Knospen des Waldes dufteten. — Jitka ſchritt kräftig vorwärts und kam bald an den Fuß des Berges; je höher ſie aber hinauf ſtieg, deſto beklommener wurde ihr das Herz. Viel heitrer, als ſie, war ihr Kind, das ihren Hals umſchlungen hielt und fröhlich nach den Blumen und Vögeln hinzeigte.

Langſamer und beſorgter lief Jitka auf dem bewaldeten Rücken des Berges hin. Plötzlich klammerte ſich die Tochter feſter an den Hals ihrer Mutter an und zeigte dabei auf eine glänzende Stelle hinter dem Gebüſch. Jitka ging noch einige Schritte vorwärts und ſtand — am Eingange des Goldkellers. „Ein gütiges Geſchick,“ meinte ſie, „hat mich geleitet; „ich darf es wohl wagen!“ — Sie ſtieg hinab an die Quelle unſchätzbarer Reichthümer; ſie ſah die ſilbernen Wände und die großen Keſſel voll edlen Goldes und ſprach: „Um meines theuren Kindes willen!“

Niemand hinderte sie, einen Theil der Schätze an sich zu nehmen; eine Schürze voll war hinlänglich zu ihrem Glücke. Sie bemühte sich, ihre Schürze zu füllen, doch dies gelang ihr nicht, da sie ihre Tochter auf dem Arme trug. Um zum Ziele zu kommen, setzte sie das Kind, welches die Händchen ungern von der Mutter Halse losließ, einstweilen nieder, griff dann nach dem Golde und füllte in die Schürze ein, so viel dieselbe nur fassen wollte. Bei Berührung der Schätze fühlte sich Jitka wie berauscht und alle ihre Gedanken waren nur auf den neuen Reichthum gerichtet. Alles Andre um sich vergessend und trunken vor Freude stürzte sie mit dem Golde aus der Höhle und stand schon oben am Gebüsch, wo ihr Töchterlein sie auf den Glanz aufmerksam gemacht hatte, da dachte sie an ihr auf den Boden des Kellers niedergesetztes Kind. Erschrocken wendete sie sich um, eilte die wenigen Schritte nach dem Eingange des Kellers zurück, fand diesen aber nicht mehr. „Mein Kind, mein Kind!" rief Jitka in ihrer Todesangst; sie rannte umher von Busch zu Busch, von Fels zu Fels; sie weinte und betete, aber Alles war umsonst, sie fand den Weg zur Höhle nicht wieder. Wühlte sie auch mit ihren Händen die Erde auf, grub sie auch mit ihren Nägeln in den Felsen, daß das Blut aus ihren Fingern drang, das Liebste hatte sie doch verloren und es um — Gold vertauscht. — Wahnsinn ergriff die Arme. Sie nahm das Gold, trug's nach Hause, warf's in einen Winkel ihrer Hütte und stierte verwirrten Sinnes vor sich hin. Eine Freundin nahm sich ihrer an und erfuhr aus ihrem Munde nach und nach den Zusammenhang ihres traurigen Verhängnisses. Die kluge Freundin wußte in der Irrsinnigen einige Hoffnung zu erwecken, indem sie die Unglückliche auf den Johannistag vertröstete, an welchem um Mittag der Keller sich zuweilen öffnen sollte. Das war Balsam in die Seelenwunde der Geisteskranken. „Mein Kind," sprach sie nun oft, „mein liebes Kind! Wenn kommt nur der Johannistag?"

Als der Tag wirklich gekommen war, erschien bei Jitka die Freundin und hing einen Johanniskranz auf, indem sie sanft zur armen Kranken sich wendete und sprach: „Die Blumen blühen heute am längsten und schönsten; wir haben den längsten Tag!"

Jitka hatte kaum die Worte gehört, da schrie sie: „Johannistag! O Kind, sei ruhig, ich komme!" — Die Freundin

wollte die Wahnsinnige aufhalten, aber dies war unmöglich. Jitka stürzte mit Sturmeseile hinaus, flog dahin wie ein Reh über Flur und Auen unaufhaltsam dem Berge zu, stieg am steilen Rücken hinauf, lief nach der bekannten Stelle bis an das Gebüsch, sah wieder den Glanz und dahinter den Eingang zur Höhle, raſete hinein und fand ihr Kind, auf Moos liegend, sanft schlafend wie ein Engel. Entzückt riß sie den Liebling empor, drückte ihn überselig an ihr Herz, verließ eiligst die Höhle und sank oben an dem Gebüsch auf ihre Knier nieder. Sie betete, wie eine dankende Mutter nur beten kann. Mit ihrem Kinde war ihr auch der Verstand wiedergekommen. Die Tochter erwachte, lächelte die Mutter an und sprach: „Hast geweint um mich, Mutter? O, es war schön im Lande, wo ich bis heute lebte. Die Engel spielten so gut mit mir; sie meinten, sie wollten mich bald wieder holen.“

Jitka konnte diese Worte sich nicht erklären, hielt die Erzählung des Kindes für einen langen, lieblichen Traum und trug das Töchterlein im Gefühl der höchsten Wonne nach ihrer Hütte. Jetzt erst hatte das Gold wieder Werth für sie. Noch vor dem Sinken der Johannissonne zog sie aus und wendete sich zu ihrer Freundin, mit der sie Hab und Gut theilte. Da gab es wieder frohe, glückliche Tage. Die herrliche Tochter der Jitka war Aller Liebling und glich in ihrem ganzen Wesen mehr einem heitern Engel, als einem Kinde der Erde. Am liebsten sprach sie von dem Lande, wo sie so glücklich gewesen war und wohin sie vielleicht bald wieder gehen dürfte. — Dergleichen Reden mischten freilich in den Freudenbecher der Jitka manchen bittern Tropfen und die trüben Ahnungen, welche sich ihr im Laufe der Tage aufdrängten, sollten leider bald in Erfüllung gehen. Ihre Tochter fing an zu kränkeln, ohne über irgend einen Schmerz zu klagen und ohne nur im Mindesten ihre Heiterkeit zu verlieren. Die Rosen auf ihren Wangen blühten fort und doch wurde sie täglich schwächer. Oefter sprach sie von den freundlichen Gespielen, die sie immer dringender gebeten hätten, bald zu kommen, und als das Christfest nahete, da lächelte das Kind die Mutter an und lispelte leise: „Mütterlein, — es ist so schön da drüben, — sie winken — weine nicht wieder und hole mich nicht weg, — komme mit mir!“ —

Die Tochter schloß die Augen; die Mutter beugte sich

über sie und weinte. Da athmete das Kind noch einmal und dann war es todt.

Jitka war trostlos. Sie gab sich ihrem furchtbaren Schmerze ganz hin. Die lindernden Thränen wollten ihr nicht kommen; sie saß stundenlang theilnahmlos allein und wurde zuletzt wieder geistesschwach. Ihr Irrsinn schien für sie mehr wohlthätiger Natur zu sein, denn sie hatte nur immer mit ihrer Tochter zu thun; sie saß im Geiste an ihrem Bett, sang ihr vor, spielte mit ihr, herzte und küßte sie und nannte sie ihren theuren Engel.

Einst war ihre Freundin bei ihr im Stübchen, als sie eben in ihrem sanften Wahne mit ihrem Kinde koſete. Es war schon dunkel und das Licht stand auf dem Tische. Draußen ließen sich Schritte vernehmen; es klopfte an die Thüre. Herein trat ein Reitersmann, stattlich angethan. Er bat um Nachsicht wegen seines Eintrittes zur Abendzeit und erklärte, daß er Bohumir, der Sohn des alten Michalk, sei, und daß er gekommen wäre, seinen Bruder Joseph aufzusuchen.

Die irrsinnige Jitka hörte die Namen nennen, erhob sich von ihrem Stuhle, ging auf den bärtigen Krieger zu, sah ihn starr an und rief, als wenn sie einen lieben Bekannten sähe, wehmüthig aus: „Bohumir, Bruder!“ dann deutete sie mit dem Finger nach der Erde und fügte hinzu: „Joseph? Tief unten!“ — Zu gleicher Zeit wendete sie sich wieder nach dem Stuhle, wo sie gesessen hatte, und begann ein Schlummerlied zu singen, dessen Töne dem Kriegsmann durch die Seele schnitten.

Bohumir ging ergriffener und aufgeregter aus der Stube, als er einst von Schlachtfeldern weggegangen war, wo der Tod in seinen vielfachen Formen seine Ernte gehalten hatte. Die Freundin begleitete ihn ein Stück und theilte ihm Alles mit, was ihm über die Lebenswendungen Joseph's und Jitka's zu wissen nöthig war. — Der Krieger hörte die Erzählung mit Entsetzen an und wendete seinem Heimathsorte den Rücken zu, nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine arme Schwägerin mehr Güter besaß, als er, und daß sie demnach seiner Unterstützung nicht bedurfte. — „Gold allein giebt doch kein Glück und kann viel Elend schaffen!“ murmelte Bohumir, als er sein Pferd bestieg, dann trabte er davon.

Acht Tage später sang Jitka wieder dasselbe Schlummerlied, das oft über ihre Lippen gegangen war; es klang der

Freundin, die bei ihr war, rührender als je. Als Jitka an die Worte kam:

„Du Engel mein,
Schlaf ruhig ein!"

da ſank ſie vom Stuhle und war todt.

In derſelben Nacht fiel auch die Köhlerhütte Michalk's in Trümmer und Niemand richtete ſie wieder auf.

Die in der vorſtehenden Sage erwähnte Ortenburg zu Budiſſin wurde um 1300 von der Markgräfin Beatrix und ihren drei Söhnen, Johann, Otto und Conrad, als Reſidenz benutzt. Die Markgrafen erhoben 1303 den Flecken Löbau zur Stadt. Der „Löbauer Berg" iſt jetzt ſogar für Wagen zugänglich und Tauſende ſuchen und finden auf ihm während der Sommermonate vielfache Zerſtreuung. — Früher wurde der Berg höchſtens von einem furchtloſen Jäger oder von einem Rothbedrängten beſucht; da ließ der Volksglaube noch Zwerge und bärtige Ritter droben hauſen, da geſchah es wohl auch, daß ein Sonntagskind einmal

die Wunderblume

blühen ſah, die in dem ſogenannten Kräutergärtlein des Berges ſtand und nicht nur einen himmliſchen Duft verbreitete, ſondern auch mit ihren Glockenblüthen während der Nacht läutete. Die Töne der Glöckchen klangen ſchöner, als das kunſtreichſte Harfenſpiel. — Mit der Wunderblume verhielt es ſich aber alſo. — Als der ſchändliche König Herodes auf Anſtiften ſeiner rachſüchtigen Frau und ihrer Tochter den edlen Johannes hatte hinrichten laſſen, nahmen die trauernden Engel das blutende Haupt des Täufers und trugen es hinauf zum Himmel vor den Richterthron des gerechten Gottes, um die mordſüchtigen Menſchen zu verklagen. Während nun die Engel über der Erde hinſchwebten, entfielen dem Haupte des Johannes einige Blutstropfen und träufelten in gewiſſen Gegenden der Erde nieder. Die Engel traten vor den Thron des Ewigen und klagten. Da ſprach der gerechte Vater der Barmherzigkeit und Gnade: „Die Seelen der Mörder ſind mit dem Fluche belaſtet, aber das Blut des Heiligen, das die Erde tränkte, ſoll nur ſegnend wirken. An den Stellen, wohin die Blutstropfen träufelten, ſoll von Jahrhundert zu Jahrhundert eine Wunderblume blühen, und wer ſie findet und bricht, mag das beſte Glück unter den Sterblichen genießen."

Ein Tropfen vom Blute des Johannes fiel auch auf dem Gipfel des löbauer Berges nieder, und daher kommt es, daß auf demſelben „in dem Gärtlein aller hundert Jahre in der Mitternachtsſtunde vor St. Johannes Enthauptung gar ein wunderſeltſam Blümlein von anmuthiger Geſtalt und lieblichem Geduft blüht, welches der, ſo reines Herzens iſt, leicht aus der Erde reißen kann und dadurch zu hoher Ehre und vielem Geld gelangt, ſintemal die ſtarke und große Wurzel, ſowie das Blümlein ſelbſten von purem Gold, Silber und köſtlichem Geſtein iſt. — Wer ſich aberſt nit feſt und ſicher weiß, der berühre es ja nit, ſonſt verleurt er ſein Leben. Wofür Gott behüt." *)

*) S. vaterländiſche Sagen und Mährchen von K. Winter. S. 65.

Druck von Ernſt Stärke in Schneeberg.

Sächsische

Volkssagen.

II. Bändchen.

Bearbeitet

von

Robert Wolfram.

Zwickau.
Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

1868.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

16, 3721

Sächsische Volkssagen.

II. Bändchen.

Bearbeitet

von

Robert Wolfram.

Zwickau.
Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

1868.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

geschenkt von

Frieda Riegel

Geyer

Schönerstr. 147

Der Fähndrich von Scharfenberg.

In der meißner Gegend, dem Dorfe Brockwitz gegenüber, ragt auf einem freistehenden Berge die Ritterburg Scharfenberg empor, die schon von Heinrich dem Finkler gegründet und von Otto I. vollendet wurde. Dies erzählt eine Inschrift im Hofe der Burg. Die Höhe, auf welcher der feste Bau steht, ist durch tiefe Schluchten von den benachbarten Bergen getrennt. Wo jetzt die schmale Einfahrt aus den Trümmern alter Mauern hergestellt ist, da schwebte früher an zwei runden Thürmen die schützende Zugbrücke.

Die Geschichte von Scharfenberg predigt Mancherlei. In den festen Mauern der Burg soll 1267 Agnes, die Gemahlin Heinrichs des Erlauchten, entschlafen sein; auf der Burg hauseten auch die Raubritter Vitzthum von Eckstädt, die Friedrich der Streitbare 1415 besiegte und aus dem Lande jagte. Später blieb Scharfenberg nicht mehr in fürstlichem Besitze, sondern es ging an die reiche Familie von Schleinitz über, welche die Burg um 1600 an die Familie von Miltitz käuflich abtrat. — Im Laufe der Zeit ist an der Burg Vielerlei umgeändert worden, demohngeachtet erinnert heute noch ein Burgverließ, ein Rittersaal, ein in die Felsen gehauener Pferdestall und manches Andre an die vergangenen Jahrhunderte. Unter den alten Bildhauerwerken nimmt die Figur eines geharnischten Mannes die Aufmerksamkeit des Besuchers besonders in Anspruch, da das Steinbild einen Fahnenjunker oder Fähndrich vorstellen soll, über welchen sich im Volke folgende Sage erhalten hat.

Als im dreißigjährigen Kriege die Schweden das meißner Land durchzogen, als sie das arme Sachsen durch tausendfache Bedrückungen und Qualen ängstigten, erschienen sie auch vor Scharfenberg, um diese Burg zu belagern und zu erobern. Dieselbe war freilich nur mit einem kleinen Häuflein, mit 30 Bewaffneten, besetzt, daher die Schweden mit den Wenigen ein leichtes Spiel zu haben glaubten. Doch sie irrten sich. Ein, zwei, drei Mal stürmten sie gegen Scharfenbergs Mauern an, aber sie wurden von der tapfern Besatzung stets mit großem Verluste zurückgeschlagen. Zuletzt hielten die Feinde weitere Eroberungsversuche für unräthlich, da ihnen an der Burg nicht gar zu viel lag und während der Belagerung die Zeit zu größeren Unternehmungen verstrich. — Schon war ein Theil ihres Heeres in aller Stille abgezogen und eben wollte der Rest desselben den vorausgegangenen Truppen nachfolgen, da kam von der Burg her ein weißer Pfeil nach dem Zelte des schwedischen Anführers geflogen. Man hob den Pfeil auf, fand ihn mit Papier umwickelt, entrollte dieses und entdeckte darauf Schriftzüge, die nach der Unterschrift vom Rottmeister des Schlosses Scharfenberg herrührten. Das Papier, in welchem mit Recht eine geheime Botschaft vermuthet ward, wurde sofort dem Anführer überbracht. Dieser überflog die wenigen Zeilen mit neugieriger Eile und fand den Inhalt derselben allerdings höchst wichtig, denn der Rottmeister theilte den Schweden mit, daß er von seinem Schloßhauptmann wegen eines kleinen Versehens schwer verletzt worden sei und deshalb an ihm Rache zu nehmen gedenke, daher er sich bereit erklären wolle, die Schweden um Mitternacht auf dem sichersten und leichtesten Wege in Besitz der belagerten Burg zu versetzen, wenn er auf eine hohe Belohnung und auf ehrenvolle Einstellung in das schwedische Heer hoffen dürfe. Um in den Herzen der Schweden jede Regung von Mißtrauen zu beseitigen, deutete der Rottmeister in seinem Briefe weiter an, daß am Fuße des Burgberges ein Birkenwäldchen stehe und in diesem sich eine versteckte Thüre befinde, durch welche man in einen unterirdischen Treppengang, aus diesem aber in den Schloßkeller und durch denselben nach dem Schloßhofe gelange. Zu sei-

ner eignen Sicherheit forderte der heimtückische Verräther noch, daß die Schweden, falls sie bereit wären, auf seinen Vorschlag einzugehen, drei Trompetenstöße im Lager hören lassen möchten, damit er zur rechten Zeit nach den bezeichneten geheimen Zugängen eilen, und mittelst der in seinen Händen befindlichen Schlüssel die eisernen Thüren öffnen könne.

Der schwedische Anführer war über das Anerbieten des Rottmeisters sehr erfreut. Er ordnete sogleich den Rest seines Heeres, ließ seine Soldaten in aller Stille sich marschfertig machen und befahl darnach einigen Trompetern, das Zeichen des Einverständnisses mit der schändlichen Verrätherei ertönen zu lassen. Die Besatzung der Burg hörte wohl die Trompetenstöße; da aber in der Nähe des schwedischen Lagers sich keine besondere Bewegung kund gab, so fürchtete man auf Scharfenberg nichts Arges. Leider vermochten sie nicht zu bemerken, wie die Schweden nach und nach in kleinen Abtheilungen sich hinter dem sicheren Versteck von Felsen und Strauchwerk bis nahe an die Burg schlichen, um im rechten Augenblicke nach dem bezeichneten Eingange hinschlüpfen zu können.

Der Rottmeister von Scharfenberg war eine echte Judasseele. Er erheuchelte gegen den Schloßhauptmann die größte Demuth; er ermahnte die Knappen, tapfer auszuharren, wenn noch ein Kampf beginnen sollte, und gelobte selbst, lieber Blut und Leben zu lassen, als die Burg in Feindeshände zu geben. Diese scheinbare Redlichkeit und Treue bestimmte selbst den Hauptmann, gegen den noch unentlarvten Verräther wieder freundlich zu sein und ihm zu verzeihen. Mit kriechender Unterwürfigkeit nahm der Rottmeister die ihm dargebotene Hand der Versöhnung an, rollte aber beim Weggehen die tückischen Augen und murmelte in seinem Rachedurste vor sich hin: „Warte nur, Hauptmann, deine letzte Stunde wird bald schlagen!“

Die Nacht brach ein. Wie jeder Sünder auf dem Wege zum Verbrechen von Unruhe und Angst erfüllt ist, so fühlte auch der Rottmeister sein Schlangenherz klopfen, denn er stand ja im Begriffe, nicht nur seinen Vorgesetzten, sondern auch seine bisherigen Kampfgenossen, die

ihm nie etwas zu Leide gethan hatten, arglistig den Feinden zu überliefern. Aber die böse That war einmal begonnen, und der Verräther konnte den Pfeil nicht wieder zurückrufen, der den Judasplan in's feindliche Lager getragen hatte. — Mitternacht erschien. Im Innern des Rottmeisters war's auch Nacht, und Ruhe wollte nicht in seine Seele kommen. Es trieb ihn fort, fort nach den Eisenthüren der Kellerräume und nach der verborgenen Treppe. Ohne Mühe und Geräusch öffnete er die Eingänge, schlich wie ein Gespenst umher und lauschte, um das Nahen der Schweden abzuwarten. Sie kamen bald. Möglichst still stiegen sie die Treppe hinauf bis nach dem Keller, in welchem sich die feindliche Schaar um die Person des Verräthers sammelte. Nur Lispeln und leises Knistern war in dem von einem Lichte matt erleuchteten Raume hörbar. Der schwedische Anführer unterhielt sich noch eine kurze Zeit mit dem Rottmeister, fragte ihn genauer nach der innern Einrichtung der Burg und berathschlagte mit ihm über die Art und Weise, wie die Besatzung derselben am schnellsten und sichersten überrumpelt werden könne. Der geheime Plan war bald fertig. Die zum Schloßhofe führende Ausgangsthüre wurde vom Rottmeister leise geöffnet, und die Schweden traten vorsichtigen Schrittes in den Hof ein. So still sie dies auch auszuführen suchten, so hörte man doch im Schweigen der Nacht jeden unbedeutenden Laut; das geringste Waffengeklirr hallte von den Wänden der Burg wieder und tönte verstärkt an dem Gemäuer fort. Die Wächter auf Scharfenberg bemerkten sogleich das im Hofraume sich kundgebende Geräusch, das mit jeder Minute stärker wurde und sich in einer Abtheilung der Burg zu erkennen gab, in welcher des Nachts sich keine befreundete Seele regen konnte. Böses ahnend schrieen die Wächter: „Verrath! Zu den Waffen!“ und: „Verrath! Zu den Waffen!“ tönte es unter der kleinen Besatzung von Mund zu Mund. Der Schloßhauptmann versammelte schnell seine Getreuen um sich und stürzte mit ihnen in Sturmeseile auf den Feind los. Bald entbrannte ein furchtbarer Kampf. Die Scharfenberger fochten mit heldenmüthiger Todesverachtung, ungeachtet der Feind ihnen an Zahl vielfach überlegen war. Die schwedischen

Schaaren waren schon bedeutend gelichtet, aber auch von den Scharfenbergern fiel Einer nach dem Andern, von der Uebermacht erdrückt, dem Heldentode zur Beute, und nach kurzer Zeit waren nur noch Wenige von der Besatzung kampffähig.

Der Anführer der Schweden bewunderte den unbezähmbaren Muth des kleinen Häufleins, daher er den letzten Scharfenbergern unaufgefordert freien Abzug anbot; aber diese führten den ungleichen Kampf fort, bis endlich auch der Schloßhauptmann niedersank und der letzte Knappe unter schwedischen Schwertern verblutete. Nur Einer stand noch unverletzt — der Fähndrich von Scharfenberg, seine Fahne krampfhaft umklammernd. Der Rottmeister, in welchem durch die Hitze des Kampfes die Tigernatur wieder geweckt worden war, sah den kühnen Fähndrich und stürmte auf ihn los, um ihm das Panier zu entreißen und es dann mit eigner Hand den Schweden zu überliefern. Der gewandte Fähndrich zog sich schnell zurück; doch der Rottmeister verfolgte ihn bis zur hohen Burgmauer hinauf, von welcher aus man in den Abgrund am Schloßberge blicken konnte.

„Ergieb dich, Junker!“ schrie der Verräther.

„Ergeben?“ rief der Fähndrich lachend und setzte dann vorwurfsvoll und ernst hinzu: „Nein, einem, der das Vaterland und seine Kampfesbrüder verrathen kann, ergebe ich mich nicht; lieber sterbe ich den Tod der Ehre und folge den Getreuen nach, die durch Verrätherei in den Tod gesendet worden sind!“

Den Rottmeister verdrossen diese Worte. Wüthend drang er auf den ehemaligen Kampfgenossen los, um ihm zunächst die Fahne zu entreißen; da ihm dies aber nicht gelang, so griff er die Person des Fähndrichs selbst an. Dieser war jedoch stärker; seine Begeisterung im Kampfe war nicht geweckt durch Rachedurst und Sündensold. Er erfaßte im Ringen den schändlichen Rottmeister, hob ihn mit herkulischer Gewalt empor und schleuderte ihn hinab in den Abgrund. Der Verräther kreischte noch einmal laut auf, dann schlug sein plumper Leib im Falle an die Felswände an und schmetterte endlich in die Tiefe nieder, in welcher er später als eine zerquetschte

Leiche am Fuße der von ihm verrathenen Burg aufgefunden wurde. Das war sein Judaslohn.

Die Schweden waren den zwei letzten Scharfenbergern nachgeeilt und hatten den Standpunkt des Fähndrichs eben erreicht, als der Rottmeister in den Tod gestürzt worden war. Der Fähndrich sah die Feinde im Lichte der auf den Burgmauern brennenden Pechkessel näher rücken. Eine große Todesfreudigkeit erfüllte seine Seele, und doch glaubte er auch wieder an Rettung, denn er sah sich im Geiste von höheren Mächten umgeben, die sich seiner schützend annahmen. Eben streckten die Schweden ihre Hände nach ihm aus, um ihn von der Mauer herabzuziehen und dabei in den Besitz seiner Fahne zu gelangen, da blickte er seitwärts in den schwarzen Abgrund, da umfaßte er die Stange seines Paniers mit kräftiger Hand, rief: „Herr und Gott, nimm dich meiner gnädig an!", schwang die Fahne hoch in der Luft, setzte über den Mauerrand und sprang in die gräßliche Tiefe hinab.

Und der Himmel hatte Erbarmen mit dem kühnen Springer. Als ob der Fähndrich von der wehenden Fahne getragen würde, so sank er von der Höhe hinab bis auf den am Fuße des Burgberges sich ausbreitenden Laubwald, an dessen Aesten er weiter abwärts glitt, bis er endlich auf weichem Moosboden wieder auf seine eignen Füße zu stehen kam.

Der Gegend genugsam kundig, eilte der Fähndrich von dannen und kam glücklich nach dem Lager seiner Landsleute, denen er die Trauerkunde vom Falle Scharfenbergs brachte.

Viele Alterthumsforscher haben die Sage vom Fähndrich auf dem Scharfenberge als ganz unbegründet annehmen zu müssen geglaubt, weil ihrer Meinung nach das Steinbild des geharnischten Mannes im dortigen Schloßhofe das Wappen der Familie von Miltitz im Schilde führt und darum an den kühnen Fahnenjunker nicht erinnern könne. — Die Sage kümmert sich um diese Forschungen nicht; sie erzählt nur, was die Kinder von den Vätern gehört haben, und sichert der Treue, der Entschlossenheit und dem Muthe des Fähndrichs von

Scharfenberg gern ein ehrendes Andenken. — Von einer Seite des Burghofes, wo an der Stelle abgetragener Gebäude jetzt ein mit Blumen geschmückter weinumrankter Freiplatz hergestellt worden ist, bietet sich dem Naturfreunde eine prächtige Aussicht in das Thal der Elbe dar. Der Blick schweift hier über Dresden, Königstein und den Lilienstein hinweg, überfliegt die Höhen der sächsischen Schweiz und taucht sich tief hinein in die dunkelbewaldeten Berggüge des benachbarten Böhmens. — Die früher vereinigten Rittergüter Scharfenberg, Siebeneichen und Batzdorf gehören mit ihren fruchtreichen Feldern und Wiesen, mit ihren Weinbergen und Obstplantagen unstreitig zu den schönsten und bedeutendsten Grundbesitzungen Sachsens. — In ihrer Nähe zeigte sich im dreizehnten Jahrhunderte der Silberbergbau sehr ergiebig, welcher Umstand damals heftige Streitereien zwischen den Markgrafen und Bischöfen von Meißen herbeiführte.

Die letzte Schwester auf dem Kapellenberge bei Schönberg.

In der alten Stadt Eger ragen noch die sehenswerthen Ruinen des Schlosses empor, in welchem 1634 der Feldmarschall Illo, sowie die Grafen Terczky und Kinsky sammt dem Rittmeister Neumann den Mörderhänden erlagen. Eine Stunde darnach hauchte in derselben Stadt, und zwar in der jetzigen Bürgermeisterwohnung, auf gleiche Weise auch Wallenstein sein Leben aus. — Noch viel früher, als in jener Zeit des Mordens, lebten im Schlosse zu Eger drei Jungfrauen, die sich ebenso durch frommen, ernsten Sinn, wie durch Anmuth und Milde auszeichneten.

Anna, Marie und Brunhilde — so hießen die Schwestern — genossen in ihrer Umgebung die dank-

barste Liebe und Verehrung, denn keine Bitte, kein Nothruf verklang unerhört vor ihren Ohren. Nur gegen die sich andrängenden Ritter blieben sie kalt, da weder Kampfesmuth, noch Minnegesang die Herzen der Jungfrauen sehr zu bewegen vermochte. Ihr Sinn war ganz andern Dingen zugewendet, als die sind, welche das rauhe Handwerk des Krieges und das blutige Waffenspiel im Gefolge zu haben pflegen. Solche Hoheit des menschlichen Herzens vermochten aber die fehdelustigen Ritter nicht zu würdigen, vielmehr meinten sie, daß nur Kampfbegier und Siegesruhm im Stande sein würden, die scheinbar eisige Herzensrinde der drei Schwestern zu schmelzen.

Niemand neigte sich zu dieser Ansicht mehr hin, als der zwar noch junge, aber dabei wilde und sieggewohnte Ritter Kuno. Derselbe wußte es einst zu veranstalten, daß zum Johannisfeste in Eger ein glänzendes Turnier abgehalten wurde, wobei er in mehrfachen Kämpfen den Preis errang. Wohl schmückten ihn die Zeichen der Tapferkeit, doch der schönste Preis, die Zuneigung und Bewunderung des jungfräulichen Dreiblatts, schien ihm vorenthalten zu bleiben. Dies verletzte seine Eitelkeit. Ueberzeugt, daß kein Ritter mehr Lust haben werde, mit ihm zu kämpfen, schritt er hochmüthigen Hauptes an den Kampfgenossen vorüber, forderte wiederholt zur Fortsetzung des Turniers auf und erklärte endlich, weil Niemand sich zum Streite fand, daß er nun ein Recht habe, eine der drei Schwestern sich zur Gemahlin zu erwählen. Das übermüthige Verlangen Kuno's rief ein allgemeines Murren hervor, doch dieses verlor sich bald, da kein Mann sich zeigen wollte, welcher den Hochmuth des Ritters zu dämpfen vermochte. Eine Bangigkeit und Stille trat ein, ähnlich der Schwüle vor Gewittern.

Die drei Jungfrauen mußten — so forderte es die Sitte der Zeit — dem Verlaufe des Kampfspieles zuschauen, und Schrecken und Grauen ergriff sie, als sie von Kuno's Forderung hörten.

„Ist denn keiner, der unsre Ehre vertheidigt?" riefen sie zagend aus und blickten wehmüthig nach dem Kampfplatze, auf welchem nur Kuno heiteren Sinnes sich zeigte. Doch siehe, da erschien plötzlich mitten

auf dem Plan ein junger, kräftiger Ritter auf schnaubendem Rosse und rief mit hochgeschwungener Lanze den frevelnden Kuno zum ernsten Waffenspiele auf. Wie der Aar sich auf seine Beute stürzt, so schoß Kuno auf den jungen Ritter los und der Kampf begann. Mit furchtbarer Gewalt dröhnten und klirrten die Waffen aneinander; immer hitziger griffen sich die Gegner an; die Bewegung der zornig geschwungenen Lanzen führte Splitter- und Funkenregen herbei, und zuletzt, als bereits Viele wegen des jungen Helden zitterten und für ihn beteten, gelang es diesem, den stolzen Kuno durch einen gewaltigen Lanzenstoß vom Streitrosse zu werfen und todt zur Erde zu strecken.

Der vorhergegangenen bangen Besorgniß folgte nun der Ausbruch der höchsten Freude. Jauchzend umringten die Waffengefährten den jungen, heldenmüthigen Sieger und überreichten ihm die kostbaren Siegespreise. Doch einen ganz andern Sieg hatte der Held noch errungen, denn in den Herzen aller drei jungfräulichen Schwestern war das Gefühl der Bewunderung übergegangen in die Empfindung heißer Verehrung und Liebe. Das war Glück und Unglück zugleich, denn der junge Ritter fühlte sich nur zu Brunhilde hingezogen, und weherfüllt überzeugte er sich von der gleichen Neigung der übrigen zwei Schwestern.

„Was soll ich thun?“ sprach der Sieger bei sich, und sinnend bereitete er sich zum ärgsten Lebenskampfe, zur Beherrschung seines Selbsts, zu Aufgabe seiner innigsten Herzenswünsche. Je länger er blieb, desto schwerer mußte ihm die Trennung werden; daher eilte er zum Abschiede, um am heiligen Grabe Linderung für sein schweres Herzeleid zu suchen. In ritterlichem Ernste nahete er sich den drei Jungfrauen noch ein Mal und sagte ihnen das letzte Lebewohl. Schmerzerfüllt blickten ihm die drei Schwestern nach, und ihren Augen entfielen die Thränen der erblühenden und zugleich ersterbenden Liebe. Der Held winkte seiner Brunhilde den letzten Gruß zurück, während er seufzend ausrief: „Möchte dir ja gern mein ganzes Leben weihen, wüßte ich nicht, daß deine Schwestern im Grame sich verzehren würden!“

Drauf zog der Tapfre fort, zog mit seinen Man-

nen hin nach dem heiligen Lande und trat in die Reihen der Ritter des heiligen Grabes. Tausendfache Beschwerden hatte er auf seiner Wallfahrt zu ertragen, aber keine Macht der Erde vermochte das Bild von Brunhilde ganz aus seiner Seele zu reißen.

Die drei Schwestern fühlten sich seit dem Abschiede des wackern Ritters vollständig verwaist. Ihr Sinn für irdisches Glück und für Erdenfreuden erkaltete gänzlich, und weil ihnen, wie sie meinten, alle Freudenblumen ihres Lebens mit einem Male geknickt worden waren, so beschlossen sie, Bräute des Himmels zu werden. Der Entschluß wurde gar bald ausgeführt; vorher aber vereinigten sich die Jungfrauen noch dahin, daß eine jede von ihnen, fern von der andern, eine Kapelle aufbaue, in dieser lebenslang der Andacht pflege und, wenn der Tod ihr sich nahe, ein Trauertuch von ihrer Kapelle herabwehen lasse, damit den andern Schwestern durch die Pilger kund werde, daß sich wieder ein Stück von ihrem Herzen lösen wolle. Dabei versprachen sie sich aber auch gegenseitig, jungfräulich auszuharren bis an ihr Ende; welche aber dies nicht thun werde, der solle einst kein Trauertüchlein wehen, und ihre Kapelle möge eine höhere Hand in Trümmer und Asche begraben.

Die Schwestern schieden von einander. Anna blieb nahe bei Eger und errichtete dort die Kapelle am Grüneberg. Marie baute ein Kirchlein bei Kulm, das sich späterhin zum berühmten Wallfahrtsorte erhob. Brunhilde wendete sich nach dem jetzigen Sachsen und gründete die Kapelle auf dem Kapellenberge bei Schönberg. — An allen drei Orten herrschte feierlicher Ernst und andächtige Stille, wie sie edlen jugendlichen Herzen, wenn der Gram an ihnen nagt, sich einprägen.

Doch die Zeit mildert auch den Schmerz, und ruhige Ergebung gewinnt in schwergeprüften Seelen Raum. So war's auch bei den drei Schwestern. Sie wohnten Jahrzehnte friedlich in ihrer Kapelle, und spät erst führte der Tod sie in ein besseres Sein hinüber. Zweimal hatten die Trauerzeichen geweht, nämlich vom Grüneberge, wo Anna gestorben war, und von Maria-Kulm, wo das Herz der zweiten Schwester ausgeschla-

gen hatte. Brunhilde auf dem Kapellenberge lebte noch, doch längst schon im Matronenalter. Einst stand die greise Nonne an ihrer Kapelle und beachtete das Absterben der Natur und das herbstliche Flüstern in den Bäumen. Die scheidende Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der voigtländischen Berge. Brunhilde fühlte eben im Hinwelken alles Lebens eine Mahnung an ihr eignes baldiges Abscheiden von der Erde, da sahe sie einen pilgernden Greis, dessen Silberhaar im Winde flatterte, an dem Kapellenberge heraufsteigen. Auf seinem Mantel schimmerte ein rothes Kreuz, und sein Gurt umschloß den Pfeil von einem Saracenen. Als der Pilger der silbernen Quelle sich näherte, welche am Fuße der Kapelle hervorsprudelte, da knieete er nieder, segnete den Quell und lenkte dann den andächtigen Blick himmelwärts. — Die Nonne trat aus dem sie verbergenden Gebüsch und erkannte bald den so heiß verehrten Helden ihrer Jugend. Noch einmal wurden in ihr die beseligendsten Empfindungen wach; sie vergaß Alles um sich her, selbst ihr Gelübde, sie stürzte auf den Pilger zu und lag ihm, der sie sofort auch erkannte, in den Armen. Kaum war dies aber geschehen, so erklang es in der Luft wie Geisterflüstern; ein Orkan brausete einher und zerknickte die stärksten Bäume; die Erde zitterte, und das Glöcklein in der Kapelle läutete von selbst, bis es mit einem schrillen Tone zersprang.

Während der Nacht legte sich der furchtbare Sturm. Als am nächsten Morgen die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Thäler erleuchtete, lag die Natur in Frieden. Nur der Kapellenberg bot ein Bild grausiger Zerstörung dar. Von dem ernsten Pilger und von der letzten der drei Schwestern war nichts mehr zu sehen; man fand nur noch den Saracenenpfeil des Grabesritters und das Kreuz der greisen Brunhilde. — Pfeil und Kreuz erblickte man Jahrhunderte lang im Brunnensteine, und der geweihte Brunnen drängte fortan sein kristallenes Wasser hervor bis auf den heutigen Tag.

Das Kirchlein, das die Nonne erbaute, fiel längst in Trümmer, aber der Kapellenberg ruht noch fest auf seinem Felsengrunde, trägt heute noch seinen Namen

und Tausende, die in den Quellen des sächsischen Elsterbades Genesung suchen und finden, besteigen im kräftigenden Walddufte die reizende Höhe, um von oben herab sich des herrlichen Bildes zu erfreuen, das der Kapellenberg vor den Blicken der glücklichen Wanderer ausbreitet.

Der Käthchenstein bei Annaberg.

Gegenüber der schönen Stadt Annaberg liegt, getrennt durch den tiefen Sehmagrund, der Schreckenberg. Hinter dessen Hügel erheben sich seitwärts von dem uralten Dorfe Frohnau riffähnliche Felsen, welche seit undenklichen Zeiten den Namen Kädel- oder Käthchenstein führen. An diese Felsenmasse knüpft sich folgende Sage:

Als der Bergbau die Wildnisse um Annaberg herum zu beleben begann, da wohnte ein frommer Bergmann, der Steiger Günzer, auf dem starkbewaldeten Schreckenberge in einer einfachen Hütte. Bei ihm war sein liebes Töchterlein Käthchen, das bald zur Jungfrau emporwuchs und als solche durch Anmuth und Sittigkeit sich auszeichnete. Die liebliche Tochter suchte ihr ganzes Glück in einer treuen Pflege ihres Vaters, und dieser fühlte sich am glücklichsten, wenn er Schicht machen und zu seinem Kinde gehen konnte.

Einst hatte der Steiger Günzer auch seine Grube wohlgemuth verlassen und ohne Säumen den Heimweg betreten. Er schritt furchtlos vorwärts durch die kalte Winternacht und achtete des Schneesturmes kaum, der tobend durch die Wälder brauste und manchen eisbeschwerten Baum entwurzelte. Seine Schritte beschleunigend, war er schon seiner Hütte ziemlich nahe gekommen, da trat ihm plötzlich ein Mann in den Weg, der

rief ihm mit einer hohlen, grauenerregenden Stimme ein Glückauf zu und frug: „Wohin des Wegs?“

„Nach Haus!“ entgegnete Günzer kurz, indem er nach seiner auf der Höhe liegenden Hütte deutete.

„So nehmt mich mit!“ rief der Fremde im rauhen Tone und setzte hinzu: „Ich kenn' hier weder Weg noch Steg und die Bahnen sind verschneit, drum laßt mich die Nacht hindurch unter eurem Dache ruhen, dann wandr' ich morgen sichrer meinen Weg!“

Die barsche Stimme des Bittenden hatte für Günzer gar nichts Gewinnendes. Dieser würde jeden Andern gern in sein Haus aufgenommen haben, als gerade den Wandrer, dessen Worte ihm kalt und eisig erschienen, wie der brausende Ostwind. Einen Augenblick bedachte er sich, dann sprach er halblaut: „'s ist ja Christenpflicht, des Verlassenen sich zu erbarmen!“, und drauf rief er dem Fremden zu: „Kommt nur mit mir nnd ruhet aus unter meinem Dache.“

Während der Steiger diese Aufforderung aussprach, fiel der Schein seines Grubenlichtes dem Unbekannten in's Gesicht, das sehr verstört und verwildert aussah und etwas Leichenähnliches an sich hatte. Dem Bergmanne grausete es bei dem Anblicke; kaum wagte er einen Fremden von solchem Ansehen der pflegenden Hand seiner lieben Tochter zuzuführen. — An seiner Hütte angekommen, klopfte Günzer in gewohnter Weise dreimal stark an, und dann rief drinnen eine weiche weibliche Stimme: „Glück auf, Vater! Sogleich werde ich öffnen!“

Die Thüre knarrte. Käthchen stand in der kleinen Hausflur und leuchtete den Ankommenden entgegen. Als sie den Vater nicht allein sah, rief sie: „Bringst einen lieben Gast mit? Gewiß ist draußen kein Weiterkommen möglich!“ — Doch kaum hatte sie die Worte gesprochen und dabei den Fremden angeblickt, so trat sie erschrocken zurück und sank mit den Worten: „Herr Jesus, steh uns bei!“ zusammen.

Günzer achtete jetzt nicht weiter auf seinen in den Winkeln umherschleichenden Gast, sondern er trug seine Tochter in das Stübchen, legte sie auf ihr Bett und wendete alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, sie

in's Leben zurückzurufen. Erst am frühen Morgen erwachte Käthchen aus ihrer Ohnmacht. Der Gast war längst verschwunden.

„Ist er fort?" frug Käthchen in ängstlicher Hast.

„Ja wohl," antwortete der Vater, „weg ist er, und ich weiß selbst nicht genau, wann und wie er ging!"

„Gott sei Dank!" sprach die Jungfrau mit gefalteten Händen und setzte im sanften, wehmüthigen Tone hinzu: „Aber, mein Vater, warum führtest du den bösen Gast in unser Häuslein ein?" — Günzer sah sein Kind ernst an und fragte: „Kennst du ihn denn? Sprich offen gegen mich! Mir wird bange um das Herz, wenn ich an den schrecklichen Blick des Fremdlings und an seine heulende, häßliche Stimme denke!"

Käthchen sah sich scheu um, als ob sie einen Feind in ihrer Nähe fürchtete, dann zog sie das Haupt ihres Vaters an sich und flüsterte ihm in die Ohren: „Wehe mir! der Fremdling war — der Teufel, und ich bin — seine Braut!"

Der Steiger sprang empor, wie von einer giftigen Natter gebissen, und schrie: „Kind, du bist von Sinnen!" —

„Nein," erwiederte Käthchen, ich bin nicht sinnlos; mir ist alles klar! Mit meinem Erwachen ging vorhin ein furchtbarer Traum zu Ende. Siehe, ich träumte, ich schliefe im Walde und als ich dort lag, da erschien mir einer, just so wie dein böser Gast, der rief mich und nahete sich mir dann; ich sträubte mich, ich wollte um Hülfe rufen, ich kämpfte mit allen meinen Kräften, doch Alles war umsonst. Der Unhold nannte mich seine Braut, küßte mich dreimal und drauf ging er in einem Feuerstrome von mir weg. Ich sah an seinem Schädel die Hörner, ich sahe seine Pferdefüße und habe nun den Teufelskuß, — bin dem Satan verlobt! — O, lieber Vater, deine arme Tochter hat nichts verbrochen und ist nun doch verloren!" —

Dem Steiger Günzer lief es bei der Erzählung Käthchens eiskalt über die Haut; er suchte sich jedoch zu fassen und bat die Tochter, sich von einem trügerischen Traumbilde nicht schrecken zu lassen. Schon hatte die Tochter wieder einige Ruhe gewonnen, da sah sie einen

Zettel auf dem Tische liegen, der mit Blut beschrieben war. Sie ergriff das Papier, las die darauf ersichtlichen Worte, entfärbte sich und sprach: „Da Vater, sieh mein Elend! Hier stehts, vom Bösen mit Herzblut geschrieben: Du bist mir verlobt und in neun Wochen werde ich um Mitternacht an deine Thür klopfen, um dich als meine Braut wegzuführen!“

Günzer starrte die rothen Schriftzüge nur wenige Augenblicke mit Grausen an, dann raffte er seine ganze männliche Festigkeit zusammen, richtete die Augen im stillen Gebete nach Oben und redete sein Kind also an: „'s ist Höllenspuk, das ist klar; aber der Fürst der Finsterniß hat keine Macht über die Frommen. Gesündigt hast du nicht, Käthe, darum behalte Muth und denke stets an Gott. Die Kirche kann den Teufelsbann lösen, deshalb werde ich sogleich zum Pater nach Schlettin*) eilen und seine Hülfe erbitten!“

„O thut es Vater,“ bat Käthchen, „ich will indessen zum Himmel beten!“

Günzer war nach wenigen Minuten auf der Wanderung nach Schlettin. Er schritt rüstig über die Hochebenen des Schrecken- und Schottenberges hin, achtete nicht die großen Schneewehen, welche er oft kaum zu durchwaten vermochte, und kam glücklich am jenseitigen Abhange der Berge an, wo Schlettin's vereinzelte Häuser im Grunde des übereiseten Baches lagen. Eben wollte er sich nach dem Hause des Paters wenden, da öffnete sich dessen Wohnung und heraus trug man einen Sarg, in welchem des Paters Leiche lag. — Schmerzerfüllt sah der Steiger dem Trauerzuge nach, wünschend, daß er auch des Grabes Ruhe bald finden möchte. Ohne Trost und ohne Rath trat er den Heimweg an. In seinem Hüttchen angekommen, fand er seine Tochter in Thränen gebadet, denn in der Einsamkeit war ihr Kummer auf's Höchste gestiegen. Er legte theilnehmend seine Hand auf ihre Schulter und sprach: „Kind, laß uns auf Gottes Schutz bauen, denn Menschen können uns doch aus unserm schweren Leid nicht retten; auch der

*) Schlettau, eine kleine, aber sehr alte Stadt im Erzgebirge.

Pater ist todt, der einzige Mensch, der uns vielleicht noch retten konnte!"

„Hab's wohl geahnt;" versetzte Käthchen, „mit mir ist's aus, wenn Gott mir nicht mit seiner Gnade beisteht! Zu ihm will ich mich wenden Tag und Nacht!"

„So mag's wohl auch recht sein;" meinte der bekümmerte Vater, wir wollen beide dem Herrn vertrauen und abwarten, was da kommt!"

In solcher und ähnlicher Art suchten Vater und Tochter sich im gläubigen Sinne zu stärken, wenn die Bangigkeit ihre Herzen ergriff. So verging Woche um Woche. Der Steiger war an jedem Tage mit angefahren und stets zur gewohnten Stunde zu seiner Tochter zurückgekehrt; als aber der letzte Tag der neunten Woche kam, da wagte er doch nicht in die Grube zu fahren, sondern er blieb daheim, um vom Abend an bei seiner Tochter zu sein. Nichts regte sich bis gegen Mitternacht; doch kaum tönte am Seiger die zwölfte Stunde, da ließ sich um die einsame Hütte ein hölliſches Toben vernehmen; gewaltige Schläge dröhnten an die Thüre und am Fenster heulte eine Geisterstimme: „Heraus du, Käthchen, holde Braut! Du, spute dich und komme, denn der Verlobte harret dein im feuerfarbnen Kleide!"

Günzer fühlte sich zwar vom Grauen erfaßt, als er die Worte hörte und seine todtenbleiche Tochter anblickte, aber er ermannte sich auch wieder und rief: „Im Namen Jesu sag' ich dir, du Höllenfürst, weiche von einem Hause, wo man Gott verehrt!"

Da brüllte draußen die furchtbare Stimme: „Neun Wochen habt ihr Frist, bedenkt es wohl, dann lodern Flammen über eurem Haupte!" — Drauf ward es still; das Heulen und Stürmen um die Hütte herum verstummte plötzlich. Günzer umhalsete sein Kind und sprach: „O Käthe, fürchte dich nicht mehr! Der Herr steht uns bei, denn wir selbst können nun den Satan mit frommen Sprüchen verscheuchen und unschädlich machen. Hörtest du nicht, wie zornig er entwich und wie grausig er durch die Tannenwälder fuhr?"

Käthchen entgegnete: „Wohl wird er nun mir nicht schaden können, doch was soll werden, wenn hölliſche

Mächte deine Hütte zerstören und du im Alter darben mußt? — Nein, mein Vater, lieber will ich mich für dich opfern!“

„O, frevle nicht,“ schalt Günzer, „was wäre mir alles Gut und Gold, wenn du nicht bei mir bliebest? Sprich mir so nicht wieder, Kind, laß uns lieber auf Gottes gnädige Führung weiter bauen!“

Käthchen ehrte die Worte ihres Vaters und suchte sich selbst an seinem Gottvertrauen aufzurichten.

Neun Wochen waren wieder um bis auf die letzte Nacht. Als diese anbrach, saß der Steiger schon in ängstlicher Erwartung bei seiner Tochter. Gegen Mitternacht sangen Beide ein frommes Lied in der Hoffnung, daß der Böse durch solche Töne sich abhalten lassen werde. Doch sie hatten sich getäuscht, denn mit dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde prasselten die Tannenwipfel, wie von einem Orkane ergriffen; Schwefelblitze zuckten um das Haus umher und langhallender Donner grollte durch die dicken Waldungen, an der Hütte aber rief es unter heftigem Klopfen: „Heraus du, Jungfrau, komm heraus; nichts brennt so heiß, als Höllenfeuer!“

Der Steiger hielt sich standhaft und rief: „Will's Gott, wird er mein Haus behüten! Weiche von uns, Satan; wir haben nichts mit dir zu schaffen und ehren Gott und unsern Heiland Jesus Christ!“

Der Satan entfloh, indem hohl und grollend die Worte verhallten: „Bedenke, Braut, daß so gewiß, wie jetzt die Höllengluthen am Hause lecken, in neun Wochen dir der Vater sterben muß!“

Die Drohung war noch nicht zu Ende gesprochen, da wurde es taghell über der Bergmannshütte. In den Sparren des Daches ließ sich ein Knistern vernehmen und Feuerzungen leckten nach den kleinen Fenstern herab. — Hier gab's nichts zu überlegen, denn wollten Vater und Kind nicht den Flammentod sterben, so mußten sie entfliehen. Dies geschah auch in höchster Eile, aber unter bittern Thränen und Wehklagen. Günzer mußte Käthchen mit Gewalt aus den Gluthen hinwegtragen, da sie lieber verbrennen und dadurch sich selbst opfern, als die Ursache sein wollte, daß ihr lieber

Vater noch mehr gepeinigt und zuletzt dem sichern Tode zugeführt werde. Als beide sich einige Schritte von der theuren Wohnstätte entfernt hatten, brannte diese, wie mit Schwefel übergossen, vom Grunde bis zum First, und sie waren in der finstern Nacht noch nicht weit fortgewandert, da sahen sie hinter sich die einfache Stätte ihres stillen Glückes zusammenbrechen und in der Ferne blos noch gelbliche Flammen züngeln.

„Laß fahren dahin, mein Kind," sprach Günzer mit gläubigem Ernste, „an unserm Leibe kann der Böse doch uns keinen Schaden thun, denn Gott schützt uns und sein heilig Wort, an dem wir halten!" —

Käthchen seufzte tief und schwieg, weil sie sich scheute, ihren Vater an die ihm zugeschleuderte Drohung zu erinnern. Uebrigens war bei dem auf der Höhe gewaltig tobenden Thauwinde, der ihnen ein Gemisch von Schnee und Regen in das Gesicht peitschte, nicht gut reden. — Schweigend schritt der Vater voraus und still folgte ihm die bekümmerte Tochter. Sie kamen nach Frohnau und fanden dort freundliche Aufnahme in dem Hause eines Freundes, der mit ihnen gern alles theilte, was er besaß, der sich auch bereit erklärte, seinem lieben Kameraden beim Aufbaue einer neuen Hütte behülflich zu sein. Zum Standorte derselben wurde eine passende Stelle am Waldrande ausgesucht. Das untre Mauerwerk, aus den naheliegenden Felsstücken gefertigt, bildete bald einen festen Grund; das flüchtig gezimmerte Gebälke ward unter Mithülfe einiger Freunde aufgerichtet und mit einem Dache überdeckt. Nach wenigen Wochen konnten Günzer und Käthe ihre neue Wohnung beziehen. — Ein alter Berghäuer begleitete sie bis in dieselbe, wünschte ihnen drinnen ein inniges: Glück auf! und ging nach kurzem Verweilen mit den tröstlichen Worten weg: „Der Himmel wird mit euch sein und euch noch viel schöne Tage bereiten, denn ich habe euch, weil ihr's verdient, den Haussegen herein gebracht!"

Diese Worte gossen in die Herzen Günzer's und Käthchens eine gewisse Ruhe und Sicherheit. Acht Wochen waren verstrichen, ohne daß der Steiger der höllischen Drohrede lebhaft gedacht hatte; nur seine Tochter war voller Unruhe, doch verbarg sie dieselbe. — Einige

Tage später ging Günzer durch den Wald an der Stelle vorüber, wo seine erste Hütte gestanden hatte. Dort fand er Alles verändert. An Ueberresten vom Hause war nichts mehr vorhanden; die Quelle, die ihm Labung gespendet hatte, gab kein Wasser mehr, die umstehenden Bäume waren verdorrt und eine üble, verpestete Luft wehte an dem öden Orte. Dies Alles machte auf den Steiger einen höchst schmerzlichen Eindruck. Seine Ruhe, welcher er sich auf eine kurze Zeit erfreut hatte, war plötzlich verschwunden; wie ein Alp lag's ihm auf dem Herzen, und schwermüthiger als je schwankte er seiner neuen Wohnung zu. Hier überraschte er seine weinende Tochter, die sich in der Einsamkeit der ängstlichen Sorge wieder einmal hingegeben hatte und sich beim schnellen Eintritte des Vaters umsonst bemühte, ihren Harm zu verbergen. Günzer zog seine Tochter an sich und sprach: „Es ist wohl recht, daß wir weinen, da wir nur drei Tage noch einander angehören. Soll's denn so sein, so wollen wir uns drein fügen. Meine Ruhe ist wieder dahin. Morgen will ich draußen unter der großen Fichte ein Grab graben und bin ich gestorben, dann lege mich hinein! Jetzt muß ich fort zur Grube, um meine Schicht zu verfahren; wer weiß ob ich heimkehre, denn die Macht des Satans läßt mir wohl nicht eher Ruhe, bis ich gestorben bin!"

Der Steiger drückte sein Käthchen noch einmal recht innig an sich, küßte sie und nahm Abschied von ihr auf Nimmerwiedersehn. Als er gegangen war, sank Käthe in die Kniee, faltete die Hände und betete inbrünstig, dann brach sie zusammen und fiel in einen festen Schlaf, aus welchem sie ein fieberhafter Traum erschreckte. Sie träumte nämlich, daß Unholde ihre Hütte umtanzeten und daß der finstre Gast am Fenster stände, ihren Namen rufe und die Leiche ihres Vaters ihr vor die Füße lege. — Das schreckliche Traumbild führte ihr Erwachen herbei. Sie sah sich allein in dem Stübchen, fiel nochmals nieder, hob ihr blasses Gesicht empor und rief: „Ach hilf, Herr Jesu, in der Seelennoth!" — Indem sie's sprach, that sich die Thüre auf und herein trat ein holder Knabe, ein strahlendes Kreuz tragend und von himmlischem Lichte umgeben; der nahete sich der Jung-

frau und flüsterte ihr zu: „Verzage nicht, denn der Frommen Heiland lebt noch! Folge mir und du wirst Ruhe finden!“ —

Käthchen wußte nicht, wie ihr geschah. „Ein lieblicher Bote der Bergkönigin!“ flüsterte sie und beugte sich ehrerbietig vor der Erscheinung. Dabei fühlte sie sich so gestärkt, so muthig, wie sie seit vielen Monden nicht gewesen war. — Der Knabe winkte ihr und sie folgte ihm gern. Draußen war es schon dunkel geworden. Der holde Führer ging voran und leitete Käthchen bergauf durch den Wald auf einen schön gebahnten Weg, den die Jungfrau noch nie gesehen hatte. Je weiter sie gingen, desto leichter wurde es dem Käthchen um's Herz. Endlich kamen sie dem Schreckensteingipfel näher, wo große Felswacken aufeinander geschichtet lagen. Hier stand der hellleuchtende Knabe still, hier schlug er mit seinem strahlenden Kreuz an den Felsen, und augenblicklich öffnete sich dieser, eine schöne Pforte bildend. Durch diese traten beide in das Innere der Steinwelt ein. Es ging in den Felsengängen auf und ab, die Länge und Quere fort, an silberblinkenden Wänden hin bis an ein krystallenes Thor. Leise klopfte der zarte Führer. Das Thor that sich auf. Es führte zu einer hellfunkelnden Halle, in welcher sieben Greise mit Silberbärten das Lager der schlafenden Bergkönigin umstanden. Die Königin, auch die Frau der Berge genannt, sah wunderschön aus; ihr Lager flimmerte vom Glanze der herrlichen Edelsteine und zu ihrem Haupte schimmerte ein Sternenkranz. Zu ihren Füßen knieten sieben Zwerge. — Alles schwieg. Da nahete sich ihr zögernd der Knabe und rief die Schlummernde wach. Sie regte sich langsam, wobei ihr Silbergewand so hell spiegelte, daß Käthchen ihre geblendeten Augen wegwenden mußte. Die Königin schlug die Augen auf, blickte die beiden Ankömmlinge mild an und sprach: „Was sucht ihr in meinem Reiche?“

Der Knabe trat näher und antwortete: „Erhabne Meisterin, ich bringe dir eine unschuldig Verfolgte; sie und ihren Vater will der Feind alles Guten morgen um Mitternacht vernichten! Verleihe du, Gütige, beiden deinen Schutz und deine Hülfe!“

„Es sei gewährt, was du für die Frommen erbeten hast!“ entgegnete die Frau der Berge. Sie gab einem ihrer sieben Zwerge einen Wink. Derselbe trat zu einer Urne, nahm ein köstliches Kreuz von Edelsteinen, an einer goldnen Kette hängend, heraus, bat Käthchen, sich niederzubücken, und drauf hing er ihr mit großer Behendigkeit den theuren Schmuck um, indem die Königin ihr die Worte zurief: „Trage das Kreuz stets auf deiner Brust, dann werden die bösen Mächte dir nie schaden können!“

Käthchen verneigte sich stumm; ihr Begleiter aber rief: „Dank dir, hohe Frau der Berge, du hast zwei Menschen gerettet!“ — Als er sich unter dem Klange lieblicher Melodien aus dem Munde der Berggeister zurückzog, folgte ihm auch Käthchen nach, die im Reiche der Bergkönigin alle ihre Sorgen vergessen hatte. Beide gingen wieder an den ehrwürdigen Greisen vorüber durch die prächtige Pforte die Gänge entlang bergauf und ab bis an die Felsspalte, durch welche sie den Eintritt gefunden hatten. Bald war das Freie erreicht. Die Nacht lag düster auf der Erde. Käthchen wollte ihrem holden Führer danken, aber dieser war plötzlich verschwunden, und sie selbst fühlte nur noch einen Kuß auf ihrer Stirn. — Sie glaubte zu träumen und doch merkte sie an der scharfen Nachtluft und bei der Berührung des auf ihrer Brust glänzenden Kreuzes, daß sie nicht träumte. Von Gefühlen der Wonne erfüllt sank sie auf die Kniee und brachte dem Himmel ihren Dank. Als sie sich wieder erhob, strahlte ihr Kreuz wie Fackellicht. Sie kletterte mit freudigem Muthe an den Felsblöcken hinab, schritt am Abhange des Schreckenberges hin, folgte dem Scheine ihres prangenden Kreuzes durch den dicken finstern Wald und kam glücklich wieder in ihrem Hüttchen an. Sie wunderte sich nicht wenig, als sie ihren Vater schon daheim fand, daher verbarg sie ihre eigne Freude und frug: „Ei, Vater, hast du schon Schicht gemacht? Du siehst wieder recht trüb' aus; sei nicht mehr bekümmert, denn Gott steht uns wunderbar bei und wir werden den Sieg behalten!“ —

Günzer schien die mit besondrer Lebhaftigkeit ausgesprochenen Worte seiner Tochter gar nicht beachtet zu haben, er stierte vielmehr sein Kind furchtsam an und

rief: „Woher kommst du, Käthe? Was schaust du mich so fest an? Siehst du in meinen Augen schon die Sünde geschrieben? — Da blick nur her," (er enthüllte ein Crucifix) „den goldnen Jesuschrist hab' ich — gestohlen!" —

„Gestohlen," schrie Käthchen, — „du gestohlen, Vater? — Nein, das glaube ich nimmermehr. Hast du mir doch die Ehrlichkeit stets als den größten Schatz der Armen empfohlen, hast du doch bis in deine alten Tage als Muster der Redlichkeit und Treue gegolten, und nun heißest du dich selbst einen Dieb? — Woher hast du denn das schöne Heilandskreuz?"

Während Käthchen so fragte, blickte Günzer auf und bemerkte auf der Brust seiner Tochter den prächtigen Schmuck. Er fuhr sogleich hitzig von seinem Sitze auf und rief im Tone des größten Schreckens: „Und, Käthe, und woher —, woher hast du das Kreuz an deinem Halse? Hat sich etwa der Böse nun wirklich mit dir verlobt, hat er dir das Kreuz gegeben? — Kind, — mein alter Kopf will mir fast zerspringen, und ich darf dir doch selbst keinen Vorwurf machen, — im Namen aller Heiligen bitt' ich: sage mir . . . . . .

„Mein Vater," entgegnete Käthchen, „fasse dich doch! Ich bin immer noch deine redliche Käthe und habe nichts Arges gethan. Gott bescheerte mir den theuren Schatz!"

Jetzt erzählte die glückliche Tochter Alles, was sich seit dem Weggange Günzer's zugetragen hatte. Je länger der Steiger seinem Käthchen zuhörte, desto gespannter wurde er, desto mehr erheiterte sich seine Seele. Als er endlich Alles wußte, da senkte er den Kopf nieder, starrte vor sich hin und sprach dann in abgebrochenen Sätzen halblaut: „Dich führte Gott, — mich der . . . . . ! Nein, nein, weiß selbst nicht wie's kam, daß ich mit unredlicher Hand das nahm —, was dir der Himmel gab!"

„Ach, Vater," versetzte die Tochter, „du kannst ja nicht stehlen! Sprich dich doch deutlich darüber aus, wie du zu diesem Christusbilde kamst!"

Günzer holte tief Athem und erzählte: „Als ich heute von dir mit Herzeleid Abschied genommen hatte, ging ich mit verweinten Augen nach der Grube und fuhr wahrlich! mit frommen Gedanken an. Ich nahm die

Blende, schritt im Gange fort und trat vor Ort, um silberhaltig Erz zu suchen. Nur einige kräftige Schläge hatte ich gethan, da blinkte mir aus der Dunkelheit Etwas in die Augen. Schnell nahm ich meine Blende und leuchtete hin, wo es so strahlte, und fand da diesen Jesuschrist. Ich war ganz allein; mein Herz schlug mir nicht ängstlich, wie es dem Sünder schlägt; es war mir sogar, als riefe ein guter Geist mir zu: Nimm ihn, er wird dich retten. — So nahm ich denn das Heiligthum mit, aber schon auf dem Heimwege fühlte ich Gewissensbisse, und als ich in unsrer neuen Hütte dich nicht fand, so glaubte ich schon, daß der Böse sich deiner ganz bemächtiget habe und mich in kürzester Zeit auch in seine Gewalt bekommen werde. — Um mein Gewissen zu reinigen, werde ich heute noch zum Oberzehntner gehen und ihm von meinem Funde Nachricht geben; ich hab' ja das Kleinod nicht aus Golddurst genommen, ich glaubte in ihm ein Rettungsmittel zu finden und hoffe nun fest, daß mir die Oberen verzeihen werden. Dir, meine Käthe, ist ja der Himmel auch gnädig gewesen!"

„Und er wird auch deiner sich annehmen, Vater!" sprach Käthchen, indem sie die Augen aufmerksamer auf den goldnen Heiland richtete, denselben eilig erfaßte und damit schnell nach dem Lichte fuhr, nach einer kurzen Pause aber ausrief: „Steht hier nicht eine Schrift? — Lies doch, Vater, hier ist's geschrieben: Dem Gläubigen hilft Jesus Christ! — und, ei schau doch, da — da steht ja gar dein eigner Name drunter!"

Mit verklärtem Gesicht griff Günzer nach dem wunderbaren Kreuzesbilde, mit zitternder Hand erfaßte er es und las nun selbst, was darauf geschrieben stand. Er bedeckte es mit Küssen und rief unter Freudenthränen aus: „Ja, Jesus, du bist mein; du willst mich nicht verlassen! — So will ich nun mein Gewissen auch vor Menschen ganz frei machen und morgen früh zum Oberzehntner wandern, um ihm das himmlische Geschenk zu zeigen!"

Günzer war am nächsten Tage frühestens auf dem Wege zu seinem Vorgesetzten. Als er bei diesem ankam und ihm den goldnen Christus zeigte, sprach der Oberzehntner: „Ei, Steiger, du hast einen herrlichen Fund

gethan! Das ist ein kostbares Kleinod, das hat Gott dir gesendet, und hättest du es in unserm Silberschrein gefunden, es müßte dein sein."

Glücklich, einen solchen Bescheid zu hören, drückte der Steiger dem Oberzehntner die Hand, eilte nach Hause und gab sich mit seiner Tochter nach vielen gramerfüllten Tagen einmal der lebhaftesten Freude hin. Hatten beide nun doch Schutzmittel gegen die Anläufe des Widersachers und zugleich auch den Gotteslohn für ihren frommen Wandel! — Ohne Furcht erwarteten sie die nächste, vorher so gefürchtete Nacht. Günzer ging nicht zum Schachte; er blieb lieber daheim und vereinigte sich mit seiner Tochter beim Nahen der Mitternachtsstunde zum Gebete. Der Seiger hob aus zum zwölften Glockenschlage und wieder heulte und tobte draußen der höllische Lärm, daß der Grund des Steigerhauses erbebte. Aber Günzer und seine Tochter verzagten nicht. Mitten im brausenden Sturme unter grausigem Donnern und Blitzen dröhnten heftige Schläge an Thür und Fenster, und: „Heraus, du Braut, zum Hochzeitstanz; heraus des Vaters Kopf!" erklang's durch den Aufruhr der Natur. — Käthchen scheute sich nicht mehr. Das Kreuz auf der Brust, trat sie dem Spuke entgegen, während im kreischenden Tone der Ruf durch die Finsterniß ertönte: „Weg, weg, du Braut! Dich schützen heilige Mächte, und ich hab' keinen Theil an Dir; doch des Vaters Leben gehört mir!" — In demselben Augenblicke trat der Steiger mit dem goldnen Bilde des Gekreuzigten an das Fenster und toller noch tobte der höllische Feind: „O weh, o weh, der Himmel siegt, die finstre Macht muß weichen!"

Und die finstre Macht entwich wirklich unter Gewimmer, Fluch und Geheul. Der Steiger und seine Tochter hatten nie wieder Anfechtungen zu erdulden; süßer Frieden, beseligende Ruhe und innige Zufriedenheit senkte sich in die Herzen der beiden Glücklichen. In dankbarer Verehrung empfahlen sie allen Heiligen ihre ferneren Geschicke. — In Käthchens Antlitz waren die Spuren des Grams und der Beängstigung gar bald verschwunden. Sie lief täglich hinaus zu den Steinen, wo der schützende Sendbote ihr die Pforte in das Reich

der Bergkönigin geöffnet und die ersehnte Hülfe verschafft hatte. Dort sendete sie ihre kindlichen Gebete zu Gott, dort stimmte sie Lob- und Danklieder zur Ehre des Höchsten an und dort erneuerte sie das Gelübde eines gläubigen, gottgetreuen Lebens. — Das kostbare Kreuz legte sie nie ab.

Viele Jahre vergingen in Glück und Freude. Käthchen hatte einen Mann nach ihrem Herzen gefunden, und der alternde Günzer erfreute sich dreier Enkel, die das Ebenbild der Mutter waren. Der Vater Günzer starb als ein ehrwürdiger Greis, innig beweint von seinen Lieben. Sein Grab blieb den Kindern und Enkeln heilig, daher wallfahrteten sie oft zu dem einsamen Hügel und belegten ihn mit Waldblumen und mit Moos.

Aber auch dem Käthchen und ihrem Manne entflohen die glücklichen Jahre der Jugend schneller, als sie es meinten, und noch schneller hatten sie den Sommer des Lebens hinter sich, an dessen Stelle der Lebenswinter — das Alter, bei ihnen Platz ergriff. Ihre Kinder waren alle wohlversorgt und führten dem greisen Aelternpaare liebe Enkel zu, mit denen Großmutter Käthe so gern spielte. Dabei vergaß sie aber nicht, täglich hinaus zu den Gesteinen zu gehen, um ihr Gebet zu verrichten.

Einst war das zur Matrone gewordene Käthchen, gestützt auf ihren Stab, in gekrümmter Stellung auch zu ihren Felsen hinausgewandert, während ihr noch etwas kräftigerer Mann daheim saß und seine Enkel unterhielt, indem diese ihm in den Silberlocken spielten. Käthe blieb diesmal länger als gewöhnlich aus, daher sprachen die Enkel zu dem Großvater: „Wie lang nur heute die Großmutter außen bleibt; die Nacht bricht bald herein!“ —

„Habt recht,“ antwortete der Großvater, „ich will ihr entgegen gehen und sie führen, denn ihre Füße sind schwach, und sie möchte in der Dunkelheit fallen!“ —

Sofort machte er sich auf den Weg und ging, weil er seine Käthe nicht kommen sah, bis hinauf an die oft besuchten Steine. Als er ganz in der Nähe derselben

war, ſah er ſeine greiſe Gattin in knieender Stellung auf der großen Felsplatte liegen und über ihr im hellen Lichtſchimmer eine engelähnliche Geſtalt ſchweben, welche ſich mit ſegnender Hand zu ihr nieder ließ, ſie mit himmliſcher Milde anlächelte, ſie dreimal küßte und ihr dann das koſtbare Kreuz vom Halſe löſete. Während dies geſchah, umfloß ein roſiger Schein die ganze Umgebung. Der Engel legte die Hände noch einmal ſegnend auf Käthchens Haupt, dann ſchwang er ſich langſam zum Himmel empor. — Dies Alles hatte der Gatte mit Verwunderung angeſchaut, ohne die Füße von der Stelle bewegen zu können: als aber die Erſcheinung verſchwunden war, da ſchritt der Großvater nach der heiligen Stätte, wo Käthchen die himmliſche Weihe empfangen hatte, da rief er den lieben Namen der theuren Lebensgefährtin; doch ſie hörte nicht mehr, — ihre Augen waren geſchloſſen und in ihrem Antlitz lagen die heitern Züge einer ſelig Träumenden; — Großmütterlein Käthe war todt.

Tieferſchüttert bückte ſich der ehrwürdige Greis nieder zu der theuren Leiche, küßte ſie unter Thränen der innigſten Wehmuth, hob ſie auf und trug ſie hinab in ſein Haus. Hier bettete er ſie recht weich zu ihrer letzten Ruhe, und weinend umſtanden Kinder und Enkel die ſterbliche Hülle, in welcher ein ſo liebes, treues Herz geſchlagen hatte. — Nach dem Wunſche ihres Gatten ward ihr droben in den täglich beſuchten Steinen, wo ſie einſt des Herzens Frieden gefunden hatte und zuletzt im Herrn entſchlafen war, ein Felſengrab ausgehauen. Dahinein legte man unter Gebet und Trauergeſängen die fromme Mutter und von dem Tage an trugen die hoch aufgethürmten Felsblöcke den Namen Käthchenſtein, den ſie heute noch führen. Einige Jahre nach Käthchen's Tode ging auch ihr Gatte zur ewigen Ruhe ein.

Wo das Steigerhaus einſt ſtand, weiß Niemand mehr, wohl aber lebt die Sage von der frommen Bergmannstochter im Volke fort und lieblich flüſtern die Klänge aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüber, das Ohr des ſtillen Wandrers berührend, der auf der Fels-

platte des Käthchensteins steht und seine Blicke weit hinaus sendet über Berg und Thal, über Wald und Flur. —

Die Sage ist sehr alt. Jedenfalls entstand sie nur nach und nach aus einer ganz einfachen Erzählung, die im Laufe verflossener Jahrhunderte durch die kindlich-abergläubischen Ansichten des beschränkten Volkes das Gepräge des Außerordentlichen empfing.

Der Kärrner zu Stollberg.

„Wie wird sie sich freun!“ rief der Kärrner Anton stillvergnügt, als er bei einbrechender Dämmerung am heiligen Abende vor dem Weihnachtsfeste mit seinem Karren in der Nähe von Stollberg hielt und ein blitzendes Ringlein hervorzog, das er mit Wohlgefallen betrachtete. „Sie verdient's aber auch,“ sprach er weiter, „die herzige Barbara; sie ist so schön und fromm und bleibt mir gut und treu, mögen auch noch so viele Freier sich bei ihr melden!“ — Innerlich beglückt griff Anton bald wieder an seinen Karren, winkte dem vor selbigen gespannten Hunde zu und schob mit der Last kräftig vorwärts, um bald nach dem heimathlichen Stollberg zu kommen.

Anton war ein schöner kräftiger Jüngling; aus seinen Augen leuchtete ein heitrer, freundlicher Sinn, und in seinem ganzen Wesen lag eine gewisse Vornehmheit. Reichthum besaß er freilich nicht, doch hoffte er sich durch Rührigkeit im Handel bald eine kleine Summe zu verdienen, um einen eignen Hausstand begründen zu können. Er handelte mit allerhand Kleinigkeiten, als Kettchen, Nadeln, Messern, Ringen, Spielwaaren und andern ähnlichen Dingen. Leider war aber die Zeit, in welcher Anton seinen Handel begann, keine gute, denn das Brod stand hoch im Preise und der arme Handels-

man fand höchstens unter ganz bemittelten Leuten einige Käufer für seine Waaren. Das entmuthigte ihn jedoch nicht, denn er war an Entsagung und Genügsamkeit von Jugend auf gewöhnt worden. Nur Eins beklagte er im Stillen, nämlich, daß er wegen seines geringen Verdienstes noch nicht gut daran denken konnte, mit seiner verlobten Braut, der schönen Wächterstochter Barbara zu Stollberg, sich trauen zu lassen, und doch wünschte er dies schon darum so sehnlich, weil Barbara's Vater, der alte Wächter, gestorben war, und weil nun die fleißige, treue Tochter Tag und Nacht arbeiten mußte, um für sich und ihre Mutter die täglichen Bedürfnisse zu erschwingen. Barbara hieß in Hohenstein nur „das schöne, fromme Bärbchen." Sie verdiente auch diesen Ehrennamen, denn sie war trotz ihrer Armuth ein Muster aller Jungfrauen. Mancher bemittelte Jüngling hatte schon um ihre Hand geworben und ihr ein Leben in Glück und Wohlhabenheit angeboten, aber sie war auf keinen der verlockenden Anträge eingegangen, sondern in treuer Anhänglichkeit ihrem Anton ergeben geblieben. Anton wohnte mit ihr und ihrer Mutter unter einem Dache.

Während nun der innerlich beglückte Kärrner an jenem heiligen Weihnachtsabende dem Städtchen Stollberg zueilte, hatte Bärbchen eben ein Paar Strümpfe, an welchen sie nur in den späten Nachtstunden arbeiten konnte, fertig gebracht. Sie umwand dieselben mit einem rosenrothen Bande und legte sie mit den Worten: „Wie wird er sich freuen, der treue, liebe Freund meines Herzens!" bei Seite, um ihren Anton damit als mit einem Weihnachtsgeschenke zu überraschen. — „Gewiß," sprach sie dann zu ihrer Mutter, „gewiß hat unser Anton heute sehr frieren müssen! Alle Menschen freuen sich heute zum heiligen Christabende doppelt; durch die Fenster vieler Bewohner unsrer Stadt strahlen die flammenden Lichter an den reichbehangenen Christbäumen; darum wollen wir heute doch auch eine fröhliche Christnacht feiern. Ich will von meinem Spinnerlohne einige Groschen nehmen, will drei weiße Brodchen kaufen und dazu ein kräftiges Ingwerbier kochen und dann, wenn Anton kommt, setzen wir uns an unsern Tisch und sind

bei unſerm Lämplein ſicher ebenſo vergnügt, wie die vornehmſten Leute in ihren mit Glanz und Reichthum überfüllten Wohnungen!“

Die Mutter blickte ihr holdes Töchterchen freundlich an und winkte ihr mit Wohlgefallen ein Ja zu.

Anton hatte mit ſeinem treuen Hunde bald ſeine Vaterſtadt erreicht. Rüſtig ſteuerte er dem kleinen Hauſe zu, das ſein Glück, ſeine ganze Erdenſeligkeit barg. Als Barbara ihn kommen hörte, verlängerte ſie das Docht ihres Lämpchens, damit es heller brennen und glänzender die Chriſtnacht erleuchten ſollte, dann legte ſie ihr einfaches Geſchenk auf den ungefärbten, weißen Tiſch und eilte drauf ihrem Bräutigam fröhlich entgegen, um ihm das erſte Willkommen zu bringen und ihn ſogleich hinauf in das warme Stübchen zu führen. Anton trat ein und empfing ſein Geſchenk. Gerührt blickte er auf daſſelbe nieder, dann wendete er ſich an ſeine holde Braut und ſprach: „Ach, du gutes Herz, du thuſt zu viel für mich. Siehe, du ſitzeſt ja ohnehin ſchon bis um Mitternacht am Spinnrade, und nun haſt du dir gar Lohn und Nachtruhe noch um meinetwillen abgedarbt. Hätteſt's nicht thun ſollen, gut Bärbel, hab' dich ohne das auch ſo lieb!“

„O rede doch nicht von Abdarben,“ rief Barbara, „du weißt ja, daß ich alles gern für dich hingebe, wenn du mich nur recht lieb behältſt. Der Gedanke an dich macht mich froh und reich; ich kenne da keinen Schlaf, keine Sorge, keinen Schmerz!“

Anton umſchlang ſeine Braut und erwiederte: „Wie lieb du biſt, Herzensbärbel! Ohne dich wär' doch mein Leben ein Nichts. Bald werden wir uns, ſo Gott will, ganz angehören, bald werden wir ganz für einander leben und, wenn's ſein kann, einſt auch mit einander ſterben! —

„Red' nicht vom Tod, eh' das ſchöne Leben kommt!“ wendete Barbara ſchnell ein.

„Ja, du haſt recht, Bärbel,“ rief Anton, „leben wollen wir, froh und glücklich leben, und alles, was wir beginnen, wollen wir mit Gott anfangen!“ — Bei dieſen Worten zog der Kärrner den blitzenden Ring hervor, ergriff Bärbchens Hand, ſteckte ihr das Ringlein an den Finger und ſprach weiter: „Nimm theure Braut,

dieſen Ring; er binde Dich und mich auf immer zu ewiger Liebe und Treue! — Bald, hoffe ich, vereiniget uns der Segen der Kirche! Biſt du bereit, zum Oſterfeſte dich mit mir zu verbinden?“ —

„Ja, wenn Oſtern kommt!“ lispelte Barbara, indem ſie ſich unter ſanftem Erröthen an ihren Bräutigam anſchmiegte.

Während dieſer Unterhaltung hatte die alte gutmüthige Wächterswittwe den Tiſch gedeckt, die Brodchen aufgelegt und das von Bärbchen gekochte Ingwerbier herbeigetragen. „Kinder,“ rief ſie, „ihr vergeßt ja ganz, daß heute Weihnacht iſt! — Ja, ja, Liebende hungern und dürſten und frieren nicht, das iſt eine bekannte Sache! Kommt nur her und labt euch am kräftigen Tranke. Du, Anton, haſt draußen Kälte und Wind genug ertragen, darum ſtärke dich nun! Der Trank bringt Feuer in die Glieder.“

Die drei ſetzten ſich wohlgemuth an den Tiſch, labten ſich am warmen Biere und ergingen ſich in traulichen Geſprächen. Selten ſaßen wohl zwei Verlobte ſo glücklich bei einander, als der ſchmucke Kärrner und ſeine Braut. Plötzlich aber ſprang Anton auf, umarmte ſein Bärbel, drückte ſie mit inniger Luſt an ſich und ſprach: „Ich hab' faſt zu viel Zeit verkoſt; heute muß ich ja noch hinaus nach Wittendorf, wohin ich einige von meinen Waaren abzuliefern habe. Die Leute dort werden ſchon jetzt auf mich warten. Nehmt für heute beſten Dank, ihr Lieben; morgen früh, ehe die Kirchenglocken zur Chriſtmetten läuten, bin ich wieder bei euch.“

„In der Nacht willſt du noch hinaus?“ frug Barbara bedenklich und fügte bittend hinzu: „Nein, Anton, bleibe bei uns, und muß es ſein, ſo kannſt du dich ja morgen früh ſehr zeitig nach Wittendorf aufmachen; dann kommt das Beſtellte ja auch noch zur rechten Stunde in die Hände der Käufer! — Bitte, Anton, bleib!“

Die Mutter Bärbchens rieth auch von der Nachtreiſe ab. Sie ſchüttelte ſich, wie vom Entſetzen ergriffen, legte ihre Hand auf Anton's Schultern und ſprach in ſanft ermahnendem Tone: „Wir laſſen dich heute nicht

wieder fort, lieber Anton, am allerwenigſten nach Wittendorf!“

„Warum denn nicht?“ verſetzte der Kärrner, — „Wittendorf liegt kaum zwei Stündchen von hier, und ich hab' den Weg ſchon ſo vielmal zurückgelegt, daß ich ihn gewiß nicht verfehle; dazu iſt die Nacht ruhig und der Mond leuchtet hell!“

„Die Nacht iſt nicht der Menſchen Freund;“ antwortete die Wächterswittwe, „auch will man auf der großen Linde in der Oberſtadt die alte Krähe des Panzerreiters gehört haben, deren Gekrächz jedem, der es vernimmt, binnen dreien Tagen den Tod bringt. Schreit einmal der garſtige Vogel, dann hetzt auch der Panzerreiter, der oft ſchon ohne Kopf auf ſeinem Rappen geſehen wurde, in unſrer Umgebung umher. Vor ihm hin flattert die böſe, grau und ſchwarz gefleckte Krähe, und wehe jedem Menſchen, der den ſchrecklichen, in einen ſchwarzen Mantel gehüllten Reiter ſieht; er führt ihn irre, führt ihn zuletzt in's Verderben!“

Die alte Frau wurde bei dieſer Schilderung ſichtlich erregt und ſchloß mit den Worten: „Alſo, lieber Anton, bleibe bei uns! Mich friert's, ſo oft ich an den Panzerreiter und ſeinen häßlichen Vogel denke!“

Anton lächelte dazu und ſprach: „J, gute Mutter, laßt doch den Reiter reiten, wohin er will; ich gehe auch meinen Weg! Ich hab' ja nichts Schlechtes vor. Der Arme muß oft die Nachtzeit benutzen, wenn ihm die Hoffnung auf Broderwerb lacht, und wie ſchön wird's ſein, wenn ich ſo viel verdient habe, daß wir zu Oſtern Hochzeit feiern können!“ — Dabei nahete er ſich traulich ſeiner Barbara und meinte: „Nicht wahr, mein Bärbel, wenn ich mit Gott gehe und die Liebe zu Dir mich begleitet, dann kann mir nichts Arges geſchehen? Du haſt nun gewiß kein Bedenken mehr wegen meines nächtlichen Weges. — Uebrigens begleitet mich mein treuer Hund, der zieht meinen Karren ſchon auf rechter Straße fort; er ſchützt mich im Nothfalle auch gegen Feinde.“

Barbara ſah dies ein. Sie redete nicht weiter gegen Anton's Plan, ſondern ſprach nur: „Wenn du's für's Beſte hältſt, mein Lieber, jetzt noch wegzugehen, ſo

thue es in Gottes Namen, damit du vor Mitternacht noch nach Wittendorf kommſt. Eile alſo, und ſollte ſich ja der böſe Panzerreiter, vom Nebel umhüllt, dir nahen um dich in Todesangſt zu jagen, ſo bete raſch ein andächtiges Vaterunſer!"

„Was ihr doch für kindiſche Sorgen habt!" entgegnete Anton in der heiterſten Stimmung, küßte ſeine Braut zum Abſchiede, drückte der alten Mutter die Hand und eilte hinaus an ſeinen Karren, um vor denſelben den treuen Hund zu ſpannen. Noch einmal herzlich Lebewohl ſagend, hüllte er ſich in ſeinen dicken Mantel und fuhr durch die von der Chriſtfreude belebten Gaſſen der Stadt in die Nacht hinaus. Bärbchen ſah ihm lange nach, dann faltete ſie ihre Hände, blickte zum Sternenhimmel hinauf und betete: „Lieber Gott, begleite ihn auf ſeiner nächtlichen Fahrt und ſende ihm deinen Engel, der ihn vor jeglicher Gefahr behüten und glücklich zurückbringen möge!" —

In ihr Stübchen zurückgekehrt, ſetzte Barbara ſich an den Tiſch, ſah ſtumm vor ſich hin und ſeufzte tief. Es war ihr, als lege ſich auf einmal eine Centnerlaſt auf ihr Herz, und als ſei alle Ruhe und aller Frieden aus ihrer Seele gewichen. Sie griff nach einem frommen Buche, doch die Andacht wollte nicht kommen, denn die Braut dachte ſich immer nur zu ihrem Bräutigam hin. Sie wollte ſich durch Geſchäfte zerſtreuen und rückte darum das Spinnrad zurecht; doch kaum hatte ſie daſſelbe in Bewegung geſetzt, ſo riß der Faden, und ſie rief, zur Mutter gewendet, aus: „Weiß nicht, mein Mütterle, was das bedeutet; ich ſpinne ſonſt ſo gern, und heute iſt mir die Arbeit ganz zuwider! Mein Herz pocht, als wollte es zerſpringen; ich empfinde eine Angſt, wie eine große Sünderin!"

„Das iſt die Sorge um Anton!" entgegnete die Wittwe, fügte aber, ihre eigne Sorge verbergend, dann gleich beruhigend hinzu: „Nun ſei nur nicht außer dir; er wird ſchon morgen früh heimkehren. Ich will gleich auch mein Spinnrad nehmen und mit dir arbeiten, bis die Müdigkeit kommt; dann verfliegen ſchon die Sorgen!"

Bald ſaßen Mutter und Tochter an den ſchnurrenden Rädchen. Die Wittwe ſuchte durch Geſpräche aller

Art die Unruhe Bärbchens zu verscheuchen, doch vergeblich, denn die arme schwerbedrückte Jungfrau hörte kaum darauf und schien ihren Faden fast gedankenlos fortzuspinnen. Recht lebhaft wollte ihr Rad sich durchaus nicht drehen, und lauter und lauter entquollen schwere Seufzer ihrer Brust. Schleichend verrannen einige Stunden der Nacht.

„Bist doch gar zu still, mein Bärbel?“ fragte die Mutter.

Barbara ließ das Spinnrad ruhen, blickte ihre Mutter recht wehmüthig an und antwortete: „Mir ist heute ganz eigen! Meine Spindel seufzt und schrillt, als wollte sie brechen. Ich dachte, mein Brauthemd noch zu weben, — vielleicht wird's gar mein Sterbekleid!“

„Was du nicht redest, Kind!“ entgegnete die Mutter sanft. Kaum hatte sie es aber gesagt, da sprang Barbara leichenblaß empor und rief: „Sieh, Mütterle, sieh hier her! Die Fäden meines Garnes sehen roth, und meine Spindel träuft von Blut! — Sagtest Du nicht oft, daß das den Tod bedeute? — Ja, ja, der rothe Schein ist Abendroth zum Abend meines Glückes, und das Blut ist das Herzblut dessen, der mich so beglückte! — Anton! Anton!“

Barbara war außerordentlich aufgeregt; ihre Mutter hatte Noth, sie nur einigermaßen zu beruhigen. „Weißt Du nicht, Tochter,“ sprach die Alte, „daß ein gläubiges Gebet zu Gott in Stunden der Noth und der Sorge uns stärkt und erhebt? Komm, wir wollen unsre Spinnräder bei Seite setzen; wir wollen ein frommes Lied lesen und unser Leid Gott empfohlen sein lassen. Doch was red' ich von Leid; wir kennen ja noch keines! Wer weiß, ob nicht ein neidischer Unhold sein Wesen mit dir getrieben hat, und den kann nur Gebet vertreiben!“

Mutter und Tochter setzten sich nieder und lasen andächtig, wobei es ihnen zuletzt doch etwas leichter um das Herz wurde. Später gingen sie nach ihrem Lager und versuchten, einzuschlafen. Der Wittwe gelang dies bald, aber Barbara fühlte wieder das schlimme Herzklopfen und die folternde Unruhe. Erst nach Mitternacht bemächtigte sich ihrer der Schlaf, der freilich seine wohl-

thätige Wirkung nur zum Theil hervorbrachte, da allerlei böse Träume den sonst so sanften Schlummer der zagenden Braut störten.

Nur wenige Stunden hatte die Jungfrau in dürftiger Ruhe hingebracht, da fuhr sie wieder auf, horchte, hörte das Geläute der Stollberger Glocken und rief: „Ha, was ist das? Die Glocken rufen schon zur Christmetten und Anton noch nicht hier? Er wollte ja zur Metten wieder da sein. Ruht er vielleicht in seiner Kammer, und hörten wir ihn nicht kommen?“ —

Barbara erhob sich schnell, aber dabei immer von trüben Ahnungen erfüllt. Sie zündete das Licht an, eilte hinaus an's Kämmerlein, klopfte leise, klopfte lauter, öffnete endlich, blickte nach dem Lager und fand es leer.

„Er ist nicht da!“ lispelte sie mit bebender Lippe, „meine Träume werden wahr.“ — Sie weckte die fest schlummernde Mutter. Beide horchten auf jedes Geräusch in der Gasse, ob nicht das Rollen eines Karrens sich vernehmen lasse; sie lugten durch die Fenster hinaus auf die Straße, bis der Morgen anbrach; sie knieeten öfter nieder und beteten; doch Anton kam nicht. Mit rothgeweinten Augen öffnete Barbara die Hausthüre, um zu spähen. Der Nachbar rief ihr einen freundlichen Morgengruß zu, bemerkte aber dabei theilnehmend die Verstimmung des „frommen Bärbchens“ und erkundigte sich schonend nach der Ursache ihres Kummers. Sie erzählte ganz offenherzig, was sie bedrückte, und meinte, daß sie so gern ihrem Bräutigam entgegen gehen und, wenn ihn Unheil getroffen, ihn aufsuchen möchte, sollte es ihr auch das Leben kosten.

„Ihr thut wohl daran,“ sprach der Nachbar, „denn daheim findet ihr keine Ruhe; doch für euch allein, liebes Bärbel, schickt sich der Gang nicht, darum erlaubt mir, daß ich euch begleite. Vielleicht hat Anton in Wittendorf bleiben müssen; vielleicht finden wir ihn schon unterwegs!“

„Gebe es Gott!“ rief Barbara, drückte dem Nachbar dankend die Hände und fügte hinzu: „Ihr seid so gut gegen mich! Will es der Himmel, so vergelte ich es euch noch. Euer Anerbieten nehme ich dankbar an;

in wenigen Minuten bin ich bei euch und rufe euch zum Gange ab!“

Nach kurzer Zeit klopfte Barbara, in warme Kleider gehüllt, an die Thüre des Nachbars. Dieser erschien mit dem Stabe in der Hand, und beide schritten eiligst zur Stadt hinaus.

Der Morgen war schön. Ein friedliches Winterbild lag vor den Augen der Wandernden. Der Schnee deckte die weiten Fluren und Höhen, von jedem Fußtritt Zeugniß gebend. Kein Lüftchen regte hiesich; nur und da zirpten auf Bäumen vereinzelte Vögelchen einige kurze Laute, als wollten sie die letzten, wehmüthigen Abschiedsseufzer nach verflossenen schöneren Tagen der kleinen Brust entlocken. Barbara sprach von der Morgenstille, wie von Kirchhofsruhe, und von der Schneedecke als von einem Leichentuche. Sie schritt dabei mit ihrem Nachbar kräftig nach der Richtung hin, wo Wittendorf lag. Beide fragten die Männer und Frauen, die ihnen entgegen kamen, nach dem Kärrner Anton, erfuhren aber so viel, als nichts. Als sie jedoch in Wittendorf anlangten und anfangs keinen genauen Bescheid erhalten konnten, erkundigten sie sich in den Häusern, in welche Anton nach seiner frühern Angabe Waare geschafft haben mußte. Hier hieß es sogleich: „Der Kärrner war gestern da; er freute sich über die guten Geschäfte, die er gemacht hatte, und eilte noch vor Mitternacht hinweg, um Stollberg zu erreichen, da man, wie er meinte, seinetwegen daheim in Sorgen sein werde.“

Barbara erschrak bei dem Anhören dieser Nachricht; sie mußte alle ihre Kräfte anspannen, um sich aufrecht zu erhalten. Dem Nachbar war die Sache selbst nicht recht erklärlich. Er murmelte vor sich hin: „Ist ihm am Ende doch was Ungewöhnliches begegnet?“ unterdrückte aber sofort seine Befürchtungen und sprach zur zitternden Jungfrau: „Gutes Bärbel, in Wittendorf suchen wir den Anton vergeblich; wir wollen wieder zurückgehen! Vielleicht ist Anton vom Wege abgekommen, vielleicht finden wir noch die Spur im Schnee, die wir in der Eile übersehen haben können, vielleicht ist uns noch möglich, ihm beizustehen, wenn er sich verirrt haben sollte.“

„Ich bin mit Allem zufrieden!“ antwortete Barbara in tiefſter Niedergeſchlagenheit, und heiße Thränen entſtürzten ihren Augen.

Bald war ſie mit ihrem Nachbar auf dem Rückwege. Mit ſcharfen Augen beobachteten ſie die Spuren, die im Schnee zurückgelaſſen worden waren. In kurzer Entfernung glaubten ſie das Radgleis von Anton's Karren zu bemerken, was ihnen mit jedem Schritte vorwärts immer mehr zur Gewißheit wurde, da an einzelnen Stellen neben dem Gleiſe ſich auch vorwärts gehende Hundetritte zeigten. Die Spuren führten näher und näher nach Stollberg hin, aber auf einmal wichen ſie von der Straße ab über Wieſenſtrecken, über welche man zu dem in ganz Stollberg gefürchteten Walkteiche gelangte, vor deſſen tückiſchem bodenloſen Schlammpfuhle ſich Jedermann hütete.

„Mein Anton iſt todt!“ ſchrie jetzt jammernd die arme Braut und ſetzte hinzu: „Kommt, Nachbar, eilt mit mir zu ſeinem Grabe!“

Wie ein von den Verfolgern aufgeſcheuchtes Reh lief nun Barbara der Karrenſpur nach, ſo daß der Nachbar ihr kaum zu folgen vermochte. Bald waren ſie dem ſchneebedeckten, ſchilfreichen Walkteiche nahe, auf welchem aus der weißen Fläche nur eine ſchwarze, eisfreie Stelle hervortrat. Das war der gräßliche Moraſt, der grundlos genannt wurde, der alles, was ſeine Oberfläche berührte, tückiſch verſchlang. Dorthin führte ein einziges Karrengleis, dort verloren ſich mit einem Male die Tritte eines Menſchen und die Tapfen eines Hundes. Ueber den Moraſt hinaus war keine Spur mehr zu ſehen.

„Seht, Nachbar,“ rief Barbara jammernd, „ſeht, dort iſt das Grab meines Anton; dort iſt er mit Karren und Hund verſunken, und ſchaurig war ſein Tod!“

Die Jungfrau erblaßte; ihre Glieder zitterten, und dann brach ſie mit dem herzzerſchneidenden Ausrufe: „Anton, mein Anton!“ ohnmächtig zuſammen.

Tief erſchüttert hob der Nachbar, der des Kärrners Tod keinen Augenblick mehr bezweifelte, die arme, ohnmächtige Braut vom kalten, ſchneeigen Boden empor, ihr bleiches Antlitz ſorgſam verhüllend. Auf ſeinen

Armen trug er sie hinein nach Stollberg in ihre Wohnung und übergab sie der armen, jammernden Mutter. —

Durch die Wärme im Stübchen kam Barbara in kurzer Zeit wieder zu sich. Als sie die Augen aufschlug, sprach sie sanft: „Du allein hier, Mutter? — Ach ja, Anton schläft ja — tief unten im schwarzen Pfuhle! Hab Acht, er kommt bald und holt mich heim, und dann, wie wohl wird mir sein!“

Die Jungfrau sprach die Worte ganz ruhig, ja sogar mit einer gewissen Heiterkeit aus. Keine Thräne netzte dabei ihre Wange, kein Seufzer, keine Klage entstieg ihrer Brust. Das erschien aber der Mutter am gefährlichsten, darum bat sie: „Mein Bärbel, du sinnst und denkst nur über den Tod und solltest doch auch mir ferner angehören, du, meine einzige Lebensfreude! O wein' doch lieber, wein' dich satt, daß der stumme Schmerz, der dir die Sinne rauben kann, aufhöre und dir Linderung komme bei deinem Weh; der Gram frißt zu heftig an deinem Herzen, — was soll da werden? — Bitte Gott um Thränen, o Kind, denn solche Ruhe bei solchem Schicksale ist fürchterlich!“

Barbara lächelte zu der Mutter Worten fast wie eine Seelenzerrüttete. Sie griff nach dem Spinnrade, spann und spann und redete nicht und weinte nicht.

Die alte Frau liebkoſete ihre Tochter und sprach: „Gut Bärbel, hast ja mich noch; willst du nicht mehr mit mir reden? — Und denkst du an Anton, will da noch keine Thräne kommen?“

„Ich liebe dich,“ antwortete Barbara, „ich liebe dich treu, wie zuvor, meine Mutter, aber weinen kann ich nicht. Und warum soll ich auch weinen? Meine Hochzeit kommt ja bald, denn ich habe nur noch drei Monde zu warten, dann ist Ostern. — Mein Anton hält schon Wort; er kommt gewiß, um seine Braut zu holen!“

Die alte Mutter weinte, und ihre Tochter sprach, zum Himmel zeigend, weiter: „Dort hinauf führt er mich, dort werden wir vereinigt; darum muß ich eilen, mein Hochzeitskleid zu spinnen, sonst überrascht mich der Friedensbote, der mich hinüber geleiten soll. Mein Hochzeits-

kleid wird weiß, wird lang, wie man's zur letzten Erdenreise braucht."

Die Mutter schluchzte heftiger; da stand Barbara auf, neigte sich über sie, drückte ihre kalten Wangen an ihre Stirn und rief: „Laß doch die Thränen, Mütterchen! Mir ist der Tod, den Andre häßlich nennen, willkommen, mir ist er süß! Schade, daß mein Anton draußen in dem Teiche liegt, daß ich seinen Hügel zum Anbruch des Lenzes nicht mit Blumen schmücken kann, daß mein Leib nicht neben dem seinen ruhen darf! — Ist die Märzluft verweht, dann blühen Schneeglöckchen auf meinem Grabe und mein Hügel wird grün; mein Geist aber wohnt droben, und dahin folgst du, Mütterchen, mir vielleicht bald nach. Härme dich darum nicht ab; für mich hat's Erdenleben keinen Werth mehr!"

Die Mutter schwieg. Ihr schnitt jedes Wort der Tochter durch die Seele. Im Laufe der nächsten Tage nahm die Heiterkeit Barbarens zu, doch ihr Körper begann immer mehr hinzusiechen. Die Wächterswittwe mußte sich endlich darein ergeben, daß sie bald ganz allein auf der Erde dastehen werde, und fand nur darin einigen Trost, daß ihr Kind mit wahrem Vergnügen des Todes gedachte.

Tag für Tag verrann. Barbara wurde schwächer. Je schwächer sie wurde, desto emsiger spann sie, um das Garn zum weißen Hochzeitskleide, wie sie ihr Todtenhemd zu nennen pflegte, fertig zu bringen. Sie sprach täglich mit ihrer Mutter vom lieben Bräutigam, von der Hochzeit und von dem immer näher rückenden Osterfeste. Ihre Kräfte schwanden zusehends; die Mutter sah dies, redete aber nicht davon, sondern härmte sich im Stillen. —

Ostern war nahe. Barbara hatte das weiße Kleid fertig. Sie legte es fein geglättet in den Schrein und erwartete den heiligen Abend des Auferstehungsfestes. Ihr ganzes Wesen war verändert; sie schien in verklärter Gestalt einher zu gehen. Gegen ihre Mutter zeigte sie eine engelgleiche Milde, eine Ergebenheit und Liebe, die an Innigkeit ihresgleichen suchte.

Der heilige Abend erschien. Mit Einbruch der Nacht wurde die Mutter Barbarens sehr müde; sie bat ihre

Tochter, auch bald zur Ruhe zu gehen, legte sich nieder und schlief bald ein.

Bärbchen war noch nicht müde; sie fühlte sich ungewöhnlich gekräftigt und war heiter, wie eine Jungfrau, die eben auf die Ankunft des Bräutigams wartet. Sie ergriff das Spinnrad, setzte es in Bewegung, dachte sich dabei in ihre glückliche Vergangenheit zurück, sann über die Zukunft nach und fühlte sich eben über das irdische Leben recht hoch empor gehoben, da — schlug es auf dem Thurme 12 Uhr, und kaum war der letzte Schlag verklungen, da klopfte es drei Mal an die Thüre des Hauses. Barbara horchte, denn es war ihr, als werde draußen ihr Name genannt. Gleich darauf wurde sie das zweite und das dritte Mal in sehnlichem Tone gerufen. Sie eilte nach dem Fenster, um zu sehen, aus welchem Munde der Ruf, der ihr so wundersam in die Ohren klang, kam. Sie blickte hinab auf die mondbeleuchtete Gasse, und siehe, unten an der Schwelle der Hausthür hielt — Anton mit seinem Karren. Sein Antlitz sah zwar blaß, aber sein Blick so rein, so verklärt, als wollte er sagen: „Ich bin unendlich glücklich!“ — Er winkte der Barbara freundlich zu und deutete dann auf seinen Karren, auf welchem Cypressenzweige neben einem Myrthenkranze lagen. Indem er diesen Vermählungs- und Todtenschmuck ablud, entperlten den Augen der Jungfrau die ersten Thränen wieder. Anton schien dies zu bemerken, sah sanft und liebevoll zur Braut empor, wie wenn er bitten wollte: „Weine nicht; bald ist dir unaussprechlich wohl!“ —

Das rührte die Barbara wunderbar; sie griff nach ihrem Tüchlein, trocknete sich die Thränen ab, und als sie wieder hinunter nach ihrem Lieblinge blickte, war er verschwunden. — Still schloß sie ihr Fenster, faltete dann die Hände zum Gebet, nahete sich leise der schlafenden Mutter und sprach halblaut: „Lieb' Mütterchen, mein Anton hat mich gerufen; nun komme ich zu ihm, und du bist auf kurze Zeit allein! Doch tröste dich, bald sehen wir uns droben wieder!“ — Sie hauchte einen Kuß auf die Stirn der Schlafenden und wendete sich nach ihrem Lager, wo sie recht bald einschlummerte.

Am andern Morgen war die Mutter zeitiger wach,

als gewöhnlich. Das Frühgeläute zum Oſterfeſte hatte ſie geweckt. Ihr erſter Blick fiel auf die bleichen Züge ihrer Tochter; dieſe lag auf ihrem Bett, wie eine gebrochene weiße Roſe. Das Mütterlein ſchlich auf den Zehen, um das theure Kind in der Ruhe nicht zu ſtören. Als die Oſterglocken zum zweiten Male läuteten, erwachte Barbara. Ihre Augen ruhten mit dem Ausdrucke der treueſten Liebe auf der Mutter. Dieſe verbarg ihre Bangigkeit und frug im freundlichen Tone: „Nun, mein Bärbel, haſt du recht gut geruht?“

„Ja,“ erwiderte Barbara, „recht wohl und ſchön hab ich geträumt vom Himmel und von den Engeln, unter welchen mein Anton im ſchönen Hochzeitskleide ſtand. Dieſe Nacht hat er mich beſucht und den Myrthenkranz gebracht. Gieb mir nun den Ring, lieb Mutter, den er mir ſchenkte, daß ich meine Hand damit ſchmücke. Bald wird er kommen und mich abrufen. — Du weißt es ja, die Tochter ſoll das Vaterhaus verlaſſen und ihrem Manne folgen. Laß dich dies nicht bekümmern; mein Geiſt iſt immer bei dir, und liebend und dankbar denke ich deiner. Weine alſo nicht, wenn ich Abſchied von dir nehme; wir ſehen uns bald wieder!“

Barbara liebkoſete die Hand ihrer Mutter, dann küßte ſie den ihr dargereichten Ring, faltete betend die Hände und lispelte darauf: „Mutter, liebe Mutter, — weine nicht! . . . Gottes Engel kommt, ... er trennt und vereint! . . . . Anton, ich blieb dir treu! Die Glocken läuten — dein Myrthenkranz iſt prächtig — die Hochzeitsgäſte nahen! — Ade, du theures Mutterherz, ... komme bald zu uns!“

„Mein Bärbel ſtirbt!“ ſchrie jetzt jammernd die arme Wittwe, warf ſich über ihr Kind und bedeckte es mit Küſſen, als wollte ſie das theure Leben nicht entfliehen laſſen. Aber Barbarens Augen hatten ſich ſanft geſchloſſen; ſie athmete nicht mehr. Sie, ein Bild eines ſchlafenden Engels, lag mit heiterm, milden Antlitz todt auf ihrem Bett.

Nach zwei Tagen trug man den Liebling Hohenſteins zu Grabe. Ein langer Zug folgte der Leiche der ſchönen, frommen Barbara, und reiche Thränen der Liebe und der Theilnahme floſſen an ihrem Sarge. Ihr Grab-

hügel wurde stets in Ehren gehalten; aus seiner grünen Umfassung blühten die Schneeglöcklein empor, und kam der Sommer, so prangten auf dem Grabe die herrlichsten weißen Rosen.

Drei Monate nach Bärbchens Tode entschlief auch die Wächterswittwe, welcher der Tochter zu Liebe der kurze Rest des Lebens auf jegliche Weise erheitert ward. Sie wurde auf dem Friedhofe neben ihr frommes Bärbel gebettet.

Das Sumpfloch im Walkteiche, in welchem der Kärrner Anton sein Grab fand, behielt den Namen Kärrnerloch. Später wollte man zur Mitternachtsstunde den Kärrner mit seinem Karren und dem Hunde oft noch in Stollberg's Straßen gesehen haben, und hielt er an einem Hause an und lud er Kränze ab, so nahm man an, daß in dem Hause nach drei Tagen eine Leiche liegen werde; daher man, wenn Einer in Stollbergs Häusern siechte und mit dem Tode rang, gewöhnlich sagte: „Gott steh ihm bei; dort hat der Kärrner abgeladen!“ —

Der Ort Wittendorf, welcher in der obigen, in das erste Viertel des 17. Jahrhunderts fallenden Sage erwähnt wird, ist jetzt eine wüste Mark; er wurde im dreißigjährigen Kriege zerstört. Die Sage gründet sich jedenfalls auf eine ganz einfache Thatsache, welche die Volksphantasie nach und nach in eine wunderbare Begebenheit umschuf.

Die alte Mordgrube bei Freiberg.

Vor fünf bis sechs Jahrhunderten gaben die Silbergruben in der Umgegend von Freiberg schon so außerordentlich viel Ausbeute, daß die meisten Bergwerksbe-

ſitzer durch den gewonnenen Grubenſegen ſehr reiche Leute wurden. Mit dem Reichthume wuchs aber auch die Genußſucht, und dieſe hatte zur Folge, daß Zucht und fromme Sitte mehr und mehr zu Grunde gingen. Da Freiberg zum Stapelplatze für alle nach Böhmen beſtimmte Waaren erhoben worden war, ſo ſammelten ſich dort viele Fremde, und durch dieſe wurde der ſittliche Zuſtand von Tage zu Tage ſchlechter. Den nachtheiligſten Einfluß übten aber viele der damaligen Geiſtlichen und Mönche aus, die es an üblem Betragen, an Streitereien und mancherlei Rohheiten nicht fehlen ließen. Und doch hatten dieſe Männer, die lieber an Vergeudung ihrer Reichthümer, als an Pflege der Wiſſenſchaft dachten, den Unterricht faſt ausſchließlich in den Händen. Daß bei ſolchen Zuſtänden wahre Bildung ganz vernachläſſiget wurde bedarf wohl kaum einer Erwähnung, und es kann darum auch nicht Wunder nehmen, wenn Leute, die das Glück mit irdiſchen Gütern überhäufte, in ihrem Ueberfluſſe üppig dahin lebten, und nicht ſelten Gott und Ewigkeit ganz vergaßen. — Solchem üppigen Leben traten zwar einzelne fromme Männer ermahnend und warnend entgegen; doch dadurch wurde der Strom der Entſittlichung nicht aufgehalten, und Viele ſtürzten ſich leichtſinnig in den Strudel der Sinnenluſt, in welchem ſie zuletzt untergingen. Kamen nun ſolche Fälle vor, ſo ſuchten ernſte Sittenprediger der damaligen Zeit im Volke den Glauben zu wecken, daß die ſtrafende Gerechtigkeit Gottes ſich ſchon auf Erden in wunderbarer Weiſe zu erkennen gebe, um die irrende Menſchheit zu warnen. Man hüllte natürliche Thatſachen in das Gewand des Außerordentlichen, welchem Beſtreben jedenfalls auch die folgende Sage ihre Entſtehung verdankt.

Um 1350*) gab neben vielen andern Silbergruben bei Freiberg beſonders die ſogenannte „alte Mordgrube“ zwiſchen Berthelsdorf und Erbisdorf auf dem „obern Brande“ ſehr beträchtliche Ausbeute. Die Fundgrübner und ihre Arbeiter ſchwelgten im Vollgenuſſe ihres Reichthums. Kaum brach ein Sonntag an,

*) Die Zeit, in welche die Sage fällt, wird in Sachſen's Kirchengalerie als das Jahr 1430 bezeichnet.

ſo wurde zu Tanz, zu Spiel und üppigen Gelagen eingeladen. Da ging es denn in der Schenke gar luſtig her. Man hatte einen alten Geiger angeworben, der nicht blos an Feſttagen, ſondern oft ſogar während der Arbeitszeit zu den wilden Tänzen und bei Zechereien aufſpielen mußte. Der Geiger, ein ehrwürdiger, frommer Greis, war mit der übermäßigen Luſt der Bergleute und ihrer Freudengenoſſen keineswegs einverſtanden; er mahnte gar oft von der allzugroßen Luſt ab und rief, wenn ſeine Finger auf den Saiten der Fiedel faſt wund geworden waren, gewöhnlich den Uebersättigten zu: „Haltet nun ein! Ihr tanzt euch in den Tod hinein, und weil ihr's zur Ungebühr treibt, ſo wird auf den Jubel gewiß bald Jammer folgen!“

„Biſt wieder grämlich, Alter; ſpiel' nur weiter!“ ſchrieen dann die Zecher und Tänzer ſammt den Frauen und Mädchen.

„Nun ſo tanzt euch meinetwegen in Hölle und Grab hinab!“ verſetzte hernach der Fiedler. Unwillig riß er in das Inſtrument hinein; er entlockte ihm die ernſteſten Mollmelodieen, die einen ſonderbaren Gegenſatz zu dem unbändigen Jauchzen der Tanzenden bildeten; er ſteigerte das Tempo von Minute zu Minute, bis das Tanzen ein wahres Raſen ward, bis die jubelnde Menge im tollſten Wirbel ſich drehte, bis der heftigſte Schwindel die wogenden Paare erfaßte und ein Tänzer nach dem andern mit dem Ausrufe: „Es iſt genug!“ auf die hölzernen Bänke hintaumelte.

Einſt war auch wieder Sonntag gekommen. Die Glückskinder der Fundgrube und ihre Genoſſen konnten das Vergnügen nicht zeitig genug haben, daher forderten ſie den alten Fiedler ſchon lange vor der Veſper zu pünktlichem Erſcheinen auf. Sie verſammelten ſich reich aufgeputzt an einem beſtimmten Plätzchen, zogen unter Geſang und Jauchzen hinauf nach der Schenke, tranken ſich hier tüchtig zu, ſtellten ſich unter einem großen, ſtark beäſteten Baume zu Paaren auf, und riefen dann dem alten Geiger zu, ſein Spiel zu beginnen. Der Greis that ſeine Pflicht; die Sorge um das tägliche Brot gebot ihm dies. Die Tänzer und Tänzerinnen wogten bald luſtig durcheinander, ſich neigend und drehend, ſich

drückend und drängend. Der Wirth füllte die Krüge mit schäumenden Getränken, und immer lauter wurde der Freudenrausch, immer üppiger gestalteten sich die Mienen und Bewegungen der schwelgenden Schaar, die den Fiedler zu lustigerem Reigen mit schnellerem Tempo anstachelte. Das tolle Kreischen und halbheisere Jodeln schallte nach dem blauen Himmel hinauf und übertäubte jedes vernünftige Wort.

Der Geiger schüttelte sein graues Haupt und spielte noch hastiger, als er gewöhnlich zu thun pflegte. Plötzlich hielt er inne, denn er sah von seinem erhöhten Sitze aus in der Ferne einen Priester mit seinem Glöckner sich nähern, welche beide im Begriffe standen, zu einem Sterbenden zu eilen, um ihm das Abendmahl zu spenden und den Trost der Religion zu bringen.

„Was giebt's? Warum spielst du nicht fort?" schrieen die lärmenden Bergleute.

„Seht ihr denn nicht," entgegnete der Spielmann, „dort in der Hand des Priesters die glänzende Monstranz, worinnen die geweihte Hostie liegt? Wollt ihr denn das Heiligste verachten? — Wahrlich, ihr verscherzt euch den Schutz und die Gnade Gottes, welcher ihr doch so sehr bedürfet, denn täglich fahrt ihr ein in den tiefen, schwarzen Schacht und keiner von euch weiß, ob er glücklich wieder ausfahren werde!"

„Bist wieder grämlich, Alter!" riefen die Halbberauschten und setzten hinzu: „So spiel' doch nur und laß die Monstranz! Kommt unsre letzte Stunde nahe, dann ist's Zeit genug zum Ernste, dann tanzen wir gewiß auch nicht, und du spielst sicher längst nicht mehr!"

Dies war dem greisen Fiedler doch zu arg. Mit finstrer, zorngefurchter Stirn warf er sein Instrument auf die Seite, indem er seine Augen nur auf die Monstranz richtete, die der immer näher schreitende Priester in den Händen trug. Als dieser hart an dem jauchzenden Volkshaufen angelangt war, rührte der Glöckner seine Schelle, um dadurch die Menge aufzufordern, ihre Gedanken auf höhere Dinge zu richten. Der Spielmann beugte sofort seine Kniee, dem Heiligthume die schuldige Verehrung bezeigend; aber die lustige Schaar kehrte sich

daran nicht, sondern sie jubelte fort im wildesten Freudentaumel.

Strafenden Blickes überschaute der Priester die Genossen der Lust. Der Glöckner klingelte nochmals, doch der Schelle Klang verhallte unbeachtet.

„Spiel auf, Alter!“ riefen einige Häuer in fast höhnendem Tone dem Geiger zu; dieser aber hörte nicht darauf, denn er lag noch auf den Knieen im Gebete, als der Priester sammt seinem Begleiter der gottlosen Menge schon den Rücken zugekehrt hatte. Nun richteten sich Aller Augen auf den Spielmann, der einige Sekunden noch wie versteinert auf dem Erdboden lag. Als er sich endlich wieder bewegte, da glaubten sich die Uebrigen vom Schwindel ergriffen; ein furchtbares Dröhnen im Innern der Erde machte sich hörbar, die Fläche, wo man getanzt hatte, begann zu wanken, der alte, ehrwürdige Baum bohrte sich tief in den Boden hinein, ein Schlund that sich auf, Aechzen und Jammergeschrei erfüllte die Luft, und nach wenigen Augenblicken war von allen, welche an der tollen Freude sich betheiligt hatten, kein einziger mehr zu sehen. Die Erde hatte die Unglücklichen verschlungen, und von dem Rande des ungeheuren Schlundes waren Erdschollen nachgestürzt, die bald die letzten Schmerzensrufe, welche aus der schrecklichen Tiefe emporgestiegen waren, erstickt hatten.

Nur Einer stand noch, wie ein Verschlagener im Meere auf einsamem Riffe, auf einem schon berstenden Punkte am fürchterlichen Abhange der schaurigen Binge; es war der alte Geiger, dessen weiße Haare vor Schrecken aufwärts strebten, dessen Gesicht von Leichenblässe bedeckt war, dessen Füße wie eingewurzelt standen. Der Spielmann rief angstvoll um Hülfe. Sein Rufen wurde bald gehört, denn ein Fremder nahete sich ihm und führte ihn eilends hinweg von dem Orte des Jammers und des Verderbens. Kaum war der Greis in Sicherheit, so stürzte auch der Theil des Randes, auf welchem er gestanden hatte, donnernd in den Abgrund hinab.

Grausen erfüllte alle, die von dem unheilvollen Ausgange des Freudentanzes hörten. Man grub später in der tiefen Binge nach, aber man konnte nicht auf den Grund gelangen, denn das Erdreich war „gebrech;“ es

rollte nach, wo man einen Gang in's Unterirdische zu bauen versuchte, es überschüttete alles Werk von Menschenhänden, und von allem, was da unten begraben lag, war nie wieder etwas zu entdecken.

Deshalb läßt die Sage alle damals von der Erde Verschlungenen in der tiefsten Tiefe schlafen und alles, was sie thaten, mit ewigem Schweigen bedecken. Die Scholle, welche von den Füßen der Tänzer und Tänzerinnen berührt worden war, blieb öd und wüst, daher dort keine Frucht gedeihen wollte bis auf den heutigen Tag.

Nicht weit von dem Erbisdorfer Bergwerke „alte Mordgrube" liegt noch ein Berggebäude, das man zum Unterschiede von der „alten" die „junge Mordgrube" genannt hat. Die durch den Zusammensturz der Grube entstandene Binge war 1490 noch sichtbar und hatte einen Umfang wie eine Hälfte des Freiberger Marktes. — In der vor länger als 100 Jahren erschienenen Chronik von Freiberg wird bei Erwähnung der Sage darauf hingedeutet, daß die bergmännisch stark unterfahrene Stelle der alten Mordgrube jedenfalls durch das Stampfen der Tänzer in ihren schwachen Grundfesten starkerschüttert worden wäre und sich durch Einbruch in einen verschlingenden Rachen verwandelt habe.

Von Erbisdorf hat selbst ein Thor in Freiberg seinen Namen erhalten. Der Ort wird schon 1503 in Urkunden erwähnt, ist auch 1818 auf eine beim Regierungsjubiläum August's III. ausgegebene Schaumünze geprägt worden, auf welcher zugleich das nahe Berggebäude Himmelsfürst dargestellt ward, mit der Umschrift: „Himmelsfürst, Fundgrube hinter Erbisdorf, gab seit 50 Jahren 1,100,485 Thlr. 16 Gr. Ausbeute."

Die Oswalds- oder Tutelskirche bei Elterlein.

Im Thale des Oswaldbaches bei Elterlein, unfern Waschleite, liegen die Ruinen einer Kirche, und nicht weit von diesen Trümmern steht ein Bauerngut, welches einst einem reichen Hammerwerksbesitzer, Namens Kaspar Klinger, gehörte. Klinger besaß neben bedeutenden Ländereien sehr ergiebige Bergwerke, daher er seiner Zeit als der reichste Fundgrübner in Elterlein galt. Wie es aber heute noch selten vorkommt, daß ein Mensch, den das Glück mit irdischen Gütern überhäuft, demüthig bleibt, so geschah es auch schon vor Jahrhunderten beim Kaspar Klinger; je reicher er ward, desto stolzer und aufgeblasener wurde der Mann. Niemand ging gern mit ihm um, weil er hart und lieblos war, und niemand bot ihm gern einen freundlichen Gruß, weil er in der Regel gar nicht, oder nur mürrisch und verächtlich dankte. — Einst ritt Klinger bei hellem Mondschein durch einen nahe gelegenen Wald, da begegnete ihm der Bergherr Wolf Götterer aus Elterlein. Dieser erfreute sich zwar keines so großen Reichthums, wie Klinger, aber dafür war er überall als rechtlicher, braver Mann geliebt und geehrt. Kaum war Götterer des stolzen Klingers ansichtig geworden, so rief er diesem freundlich zu: „Glück auf, Herr Klinger!“ —

Klinger blickte den Grüßenden verächtlich an; er erwiderte kein Wort des Dankes, sondern ritt dünkelvoll erhobenen Hauptes weiter. Dies ärgerte den biedern, graden Götterer, daher wendete sich derselbe um, blickte dem stolzen Hammerherrn nach und rief: „Seid ihr denn stumm geworden, Herr, oder habt ihr das Gehör verloren? Bedenket doch, der Hochmuth kommt stets vor dem Fall, und mehr Werth haben oft die Grüßenden, als die Gegrüßten!“

Etwas erregt schritt Götterer weiter, ohne eine Antwort abzuwarten, und verschwand dann im Gebüsch.

Klinger wußte nicht, was er im Ingrimm über die eben gehörte Rede thun sollte. Er hielt mit seinem

Pferde unschlüssig still und glaubte in der That, stumm geworden zu sein. Endlich bekam er doch die Fassung wieder und rief, mit der geballten Faust in die Mondnacht hinein drohend: „Warte nur, Sittenprediger, den Hammerherrn sollst du nicht umsonst beleidigt haben!“ — Auf Rache sinnend ritt er nach Hause und erzählte seinem Bruder alles, was geschehen war. Dieser war zwar nicht so sehr empört über den Bergherrn, weil die Beleidigung zunächst nur seinen Bruder getroffen hatte; da er sich aber mit verletzt fühlte, so willigte er bald in den Plan seines Bruders, auf den Tod Götterer's auszugehen.

Es war um Pfingsten, als die beiden Brüder mit Beilen unter dem Mantel nach Elterlein schlichen und hier unter dem Schleier der Nacht am Hause Götterer's genaue Beobachtungen anzustellen suchten. Bald brachten sie in Erfahrung, daß die Diener des Bergherrn das Haus verlassen hatten, um zu Tanze zu gehen, und daß Götterer ganz allein zu Hause war. Die mordgierigen Brüder wußten unbemerkt in die Hausflur zu kommen und lauerten im finstern Versteck auf sein Erscheinen. Der Bergherr kam erst, nachdem der Wächter die elfte Stunde gerufen hatte, um die Thür zu verschließen. Als dies geschehen war, und Götterer, das Licht in der Hand, den Rückweg nach seiner Wohnstube antreten wollte, überfielen ihn die schändlichen Brüder, rissen ihn nieder, würgten ihn und sprachen: „Jetzt, Bergherr, bringen dir die Hammerherrn den Dank für deinen Gruß!“

Götterer wehrte sich zwar, aber er erlag bald der Uebermacht seiner Gegner. Diese traten ihn mit Füßen und zerschmetterten ihm zuletzt mit ihren Beilen den Schädel. Nach der fluchwürdigen That eilten die Mörder hinweg, befriedigt wohl ob gelungener Rache, doch zugleich gefoltert von dem Gefühle ihrer Schuld. Die Nachtruhe der Brüder war für dieselben nicht wohlthätig und erquickend, schlimmer aber war noch ihr Erwachen. Man hatte nämlich die beiden aus Klinger's Hause eilen sehen, und schon am frühen Morgen erschienen die Diener der Gerechtigkeit vor Klinger's Wohnung und begehrten Einlaß. Den Bruder des Hammerherrn

ſchlug ſogleich das böſe Gewiſſen, als er die Weckrufe hörte; er eilte in den Stall, ſattelte ein Pferd, ſchwang ſich hinauf, ritt zum Hinterthore hinaus, ſprengte in raſender Eile davon, ſtürzte aber auf einem Waldwege und — brach den Hals. Das freigewordene Pferd trabte zurück nach dem heimathlichen Stalle.

Der Hammerherr hielt es in ſeinem Dünkel für feig, vor den Dienern des Gerichts zu entfliehen; mit einigen Pfunden Silber meinte er, werde wohl Alles abzumachen ſein. Als er das heftige Klopfen an ſeiner Hausthüre vernahm, kleidete er ſich an und ging, um zu öffnen. Ein Richter, begleitet von Bewaffneten, trat ein.

„Wen ſucht ihr?“ fragte Klinger barſch und hochmüthig.

„Die Mörder des Bergherrn Götterer!“ entgegnete der Richter ernſt und fügte, den Hammerherrn ſcharf anblickend, hinzu: „Euch, Klinger, und euren Bruder hat man mit Beilen aus des Gemordeten Hauſe gehen ſehen, und — wie ich eben bemerke — an eurem Arme hier und an euren Kleidern klebt noch Blut .....“

Klinger entfärbte ſich. Anfangs wollte er ſich mit frecher Lüge behelfen, doch die Beweiſe von ſeiner Schuld ſprachen zu laut gegen ihn. Dies fühlend hob er den Kopf hoch empor und rief trotzig aus: „Nun ja, ich hab' den Götterer erſchlagen, weil er mich vorher verhöhnte und beſchimpfte!“

„So nehmt den Mörder gefangen!“ befahl der Richter den Bewaffneten.

Der Hammerherr verſuchte gegen ſeine Verhaftung Einwendungen zu machen, aber der Richter blieb bei ſeiner Strenge und ſprach: „Ihr habt den Mord eingeſtanden und müßt euch der Gerechtigkeit fügen; folget ihr mir alſo nicht willig, ſo werde ich euch mit Gewalt hinwegführen laſſen!“

Dieſes Wort und ein Blick auf die bewaffnete Umgebung wirkte bei dem ſonſt ſo herriſchen Klinger. „Wenn's denn ſein muß,“ verſetzte er, „ſo geh' ich mit!“ — Er ging nach einem Schranke, ſteckte einen großen Beutel Geldes zu ſich und folgte dann den Dienern des Gerichts. — Da er ſich bereits als Mörder bekannt hatte, ſo hielt die Unterſuchung wegen ſeines Verbre-

chens nicht lange auf. Die Richter fällten bald darauf das Todesurtheil über ihn. —

Nun kam's aber damals nicht selten vor, daß reichen Verbrechern, wenn sie eine bedeutende Geldbuße zahlten, oder zum Vortheile einer ganzen Gemeinde große Summen aufwenden zu wollen versprachen, die Strafe mittelst Schwertes, Stranges oder Rades erlassen wurde. Daran dachte auch der Hammerherr, als man ihm das Todesurtheil verkündigte. Er hörte dasselbe ruhig mit an, darauf erhob er sich und sprach: „Ihr Herren, ich fürchte den Tod nicht grade, doch möchte ich jetzt auch nicht gleich sterben. Gefällt es euch, so sühne ich mein Verbrechen auf andre Weise. Ich will euch, wenn ihr mir das Leben lasset, zu Ehren des heiligen Oswald eine Kirche bauen, herrlich, groß und schön, wie noch keine steht; auch werde ich den Seckel der Armen reich bedenken!"

Die Richter hielten wieder Rath und beschlossen, die angebotene Sühne, die so vortheilhaft erschien, anzunehmen. Drauf wurde Klinger unter der Bedingung entlassen, daß er den Kirchbau sofort beginne.

Der Begnadigte gelobte dies mit Hand und Mund und kam nach wenigen Wochen seinem Gelübde nach. Er suchte sich im grünen Thale des Oswaldsbaches einen passenden Platz aus, ließ in seinem Walde große Bäume fällen und in den Felsbrüchen Steine holen; er wählte sich treffliche Baumeister, tüchtige Zimmerer und Maurer, und bald hallte das Thal wieder von den muntern Schlägen der fleißigen Gewerken. Stein auf Stein, fest eingekalkt, fügten sich schnell aufeinander; die Mauern stiegen stark und fest empor; hohe Fensteröffnungen und gewaltige Pfeiler blickten in das Thal und wurden verbunden durch weitgespannte Gewölbe, geschützt von einem stattlichen, gothisch verzierten Dache. Im dritten Jahre ward auch der hohe Thurm vollendet, in welchem Klinger schöne Glocken aufhängen ließ, die, wie er meinte, seine Ehre der Welt noch nach Jahrhunderten verkündigen und seine Uebelthat vergessen machen sollten. Bald war auch das Innere der Kirche fertig; es standen die reichverzierten Chöre und Sitze, die kostbare Kanzel und der mit Sammt behangene vergoldete

Altar. Der bestimmte Tag erschien, an welchem die Oswaldskirche eingeweiht werden sollte, über deren stolzen Bau sich schon Tausende bewundernd ausgesprochen hatten. Eine große Menge Volkes versammelte sich am Weihetage im Thale des Oswaldsbaches und harrete der Stunde, in welcher der neue Tempel allen Andächtigen das erste Mal zum Gottesdienste geöffnet werden sollte. Der Morgen des festlichen Tages war freundlich angebrochen, doch bald bewölkte sich der Himmel. Je näher die Stunde der Kirchenöffnung rückte, desto düstrer zogen sich die Wolken zusammen. Von fern her grollte der Donner und weiße Blitze fuhren im hellen Zickzack auf die Höhen des Erzgebirges nieder. Das Wetter rückte dem friedlichen Thale immer näher und drohte eben, sich fürchterlich zu entladen, als der Hammerherr mit dem Schlage der bestimmten Stunde erschien und den alten Glöckner aufforderte, den neuen Thurm zu besteigen und die ehernen Stimmen der Glocken zum Beginn des Gottesdienstes erschallen zu lassen.

„Herr," sprach der Glöckner, „das Gewitter ist so sehr nahe, daß ich es nicht wage, auf den Thurm zu gehen und die Glocken zu schwingen, denn jeden Augenblick steht ein Einschlagen des Blitzes zu fürchten; auch scheut sich das Volk, jetzt die Kirche zu betreten, und darum bitte ich, laßt erst das Wetter vorüber ziehen und dann die heilige Weihe beginnen!"

Klinger fühlte sich durch den Widerspruch des Glöckners sehr verletzt. Er schob den greisen Mann unsanft bei Seite, indem er ausrief: „Geh, du alter Narr, du bist zum Kinde geworden, das zeigt mir deine Furcht. Ich werde selbst dein Amt übernehmen und läuten!" — Mit diesen Worten schritt Klinger dem Eingange der Kirche zu. Hier trat ihm der Prediger entgegen und sprach, die Absicht des Hammerherrn erfahrend, also: „Es würde Frevel sein, wenn ihr, Herr Klinger, bei dem furchtbaren Wetter den Beginn des Gottesdienstes erzwingen und Hunderte in Gefahr bringen wolltet. Gottes Stimme spricht aus dem Donner, und diese müssen wir hören; auch möget ihr wohl bedenken, daß ihr der göttlichen Gnade gar sehr bedürfet, denn eure Hände sind noch nicht rein von Götterer's Blute, und

die Sühne ist noch nicht vollbracht! — Demüthiget euch darum vor Gott, dem ewigen Richter, und zeigt auch dem Volke einen reumüthigen Sinn!

War Klinger durch des Glöckners Worte schon sehr ärgerlich geworden, so gerieth er bei der Ermahnung aus dem Munde des Predigers in den heftigsten Zorn. Fühlte er auch in seinem Innern die Wahrheit des Gesagten, so wollte er sich doch nicht so bloß stellen lassen; er blickte hochmüthig auf den Geistlichen und auf die umstehenden Landbewohner hin und rief laut: „Jetzt kommt zur Kirche; die Stunde hat geschlagen!“ —

So sprechend zog Klinger den Kirchthürschlüssel hervor, öffnete die Thüre und trat ein in den großen, von Säulen getragenen Tempel. Er war allein in dem weiten, stillen Raume, der, weil die schwarzen Gewitterwolken das Tageslicht schmälerten, in ein Halbdunkel gehüllt war. Ein Blitz durchzuckte das Firmament und erhellte auf Augenblicke die Kirche; darauf krachte der Donner fürchterlich, und dem Hammerherrn kam ein Grausen an. Er blickte im wieder eingetretenen Dämmerlicht nach dem Altare und schrak zusammen, denn es war ihm, als wandle dort ein Schatten, der dem Bergherrn Götterer sehr ähnlich sah.

„Einbildung!“ brummte er vor sich hin und setzte halblaut hinzu: „Käme ich wieder hinaus, ohne geläutet zu haben, das Volk würde mich verlachen und verhöhnen. Also vorwärts, hinauf zum Thurm! Ich will läuten, daß es über alle Berge hinüber schallt, läuten, daß die Glocken den Donner übertönen!“

Wieder schlängelte ein Blitz aus den schwarzen Wolkenmassen, und noch fürchterlicher rollte der Donner. Der Hammerherr fuhr zusammen; seine Füße zitterten; mit emporsträubendem Haar schwankte er die Thurmtreppe hinauf, ergriff den nächsten Glockenstrang, zog ihn hastig nieder, und bald tönte der Glockenruf durch die gewitterschwangere Luft. Aber die Töne der Glocke hallten ganz eigenthümlich in's Thal; sie klangen schaurig, wie Sünderglockenklang. Neue Donnerschläge durchzitterten das Thal. Klinger riß heftiger am Glockenstrange und läutete endlich sich selbst zum Tode und zum Gericht. Denn eben schwirrten die Klänge der zu stark ge-

schwungenen Glocke kreischend von dem Thurme, da fuhr ein gewaltiger Blitz mit vernichtender Kraft auf die neue Kirche nieder. Ein Donner folgte dem Blitze, von dessen Krachen die Erde erbebte. Der Strahl hatte gezündet. In wenigen Minuten stand der Thurm und der obere Theil der Kirche in hellen Flammen. Ehe noch das erschrockene Volk, das zur Weihe gekommen war, zur Besinnung kam, war jede Hoffnung auf Rettung des prächtigen Baues vernichtet. Dazu erhob sich ein heftiger Sturm, welcher die Flammen nach allen Seiten hinwirbelte, und nun konnte sich kein Mensch der brennenden Kirche ohne die höchste Lebensgefahr nahen. Man mußte sie also dem entfesselten Elemente überlassen; man sah den schönen Thurm krachend zusammenstürzen, der das Gewölbe zertrümmerte; man sah die Flammen aus den hohlen Fenstern züngeln, nachdem das Dach vollends zusammengebrochen war, und zuletzt blieb den tief erschütterten Gläubigen nichts weiter übrig, als die eiligste Flucht, denn das Ungewitter entlud sich in einem wolkenbruchähnlichen Regen, der alles Lebendige unter schützendes Obdach trieb. — Am andern Tage besuchten Viele die verwüstete neue Kirche, — ein Bild der schrecklichsten Zerstörung. Zerrissene Mauern und gebrochene Pfeiler starrten nur noch zum Himmel empor. Im Innern war alle Pracht und aller Glanz vernichtet.

Die Diener des Hammerherrn beseitigten am Thurme einen Theil des Brandschuttes und fanden unter demselben die theils verbrannte, theils zerquetschte Leiche ihres Herrn. Ein Hammerknecht lud dieselbe auf einen Karren, fuhr sie nach einem nahen Waldrande und verscharrte sie dort ohne Sang und Geläut, ohne letzten Gruß und Segen. —

Die Trümmer der Kirche blieben wüst liegen, ein trauriges Zeugniß menschlichen Frevels. Der Zahn der Zeit nagte fortan an den Ruinen und niemand wagte, die Kirche wieder aufzubauen. Aber der Schatten des Hammerherrn ging von dem Tage der Zerstörung an um Mitternacht am Waldrande umher und grüßte alle, die ihm begegneten, wie einst Götterer ihn grüßte; doch niemand dankte ihm. — Auch jetzt soll Klinger's Schatten noch an seinem Grabe irre gehen

und nicht eher zur Ruhe kommen, bis jemand seinen Gruß erwiedert, was freilich keiner wagen mag.

Die Oswaldskirche wurde nicht von Klinger erbaut,*) sondern nach zuverlässigen Mittheilungen der Alterthumsforscher von dem Abt Georg Küttner zu Grünhayn vielleicht mittelst eines Klinger'schen Gestifts, kurz vorher gegründet, ehe die Reformation eintrat. Nach Einführung derselben wurde der, von dem Abte begonnene Kirchenbau jedenfalls unterbrochen, und das Gotteshaus blieb unvollendet. Die Mauern verwitterten und die Pfeiler sanken nieder.

Mag nun auch an der Wahrheit der Erzählung, die von dem Hochmuthe und von der Tücke des trotzigen Hammerherrn, durch dessen Hand der milde, gradsinnige Götterer starb, mittheilt und die Blutschuld des Mörders unerwartet bestraft werden läßt, nicht gerade gezweifelt werden, so erscheint dieselbe doch insofern vollständig sagenhaft, als sie den Kirchenbau mit Klinger's Uebelthat und ihren Folgen in engere Verbindung zu bringen sucht.

Oswald Barthels lange Schicht.

Umgeben von beträchtlichen Höhen liegt im sächsischen Erzgebirge die uralte Bergstadt Ehrenfriedersdorf, in früherer Zeit berühmt durch seine ergiebigen Silbergruben, jetzt nur auf Zinn- und Arsenikbau verwiesen. Die nahen Bergzüge bilden einen eigenthümlichen Contrast mit den mehr westlich gelegenen Höhen. Diese sind mit Feldern und Schwarzwald bedeckt und ziehen sich nach dem Greifensteine hin, wo seit Jahrtausenden ungeheure Granitblöcke, in 9 Spitzen auslaufend, scheinbar locker aufeinandergethürmt liegen. Ein ganz ande-

*) Das Volk erzählt sich auch, Klinger sei nach ausgeführter Mordthat nach Rom gereist, um sich Ablaß zu erbitten, und der Papst habe ihm zur Büßung auferlegt, eine Kirche in der Nähe seines Wohnortes aufzubauen.

res Bild gewähren die auf der andern Seite der Stadt emporragenden Berge. Die Kronen derselben sind von riesigen Halden gebildet, die an Größe ihres Gleichen im Ganzen Erzgebirge nicht haben. Kaum glaubt man, daß Menschenkräfte es vermochten, dieses wüste Durcheinander zu schaffen. Alles Pflanzenleben ist auf dem übereinandergethürmten Geröll erstorben. Selbst am Fuße des Bergzuges fehlt das im Erzgebirge sonst so üppige Wachsthum, denn die ganz vereinzelt stehenden Bäume sind krüppelhaft und erscheinen als letzte Vegetationszeugen auf dem dürren, kahlen Abhange. — Kein Wunder, wenn die einfachen Bewohner von Ehrenfriedersdorf annahmen, daß der Gifthauch aus ihren Arsenikhütten den Pflanzenwuchs tödte. — Wo einst das „Silbergeschrei" so oft ertönte, wo Alles am einträglichen Bergbaue sich betheiligte, da wandern jetzt nur wenige Häuer mit Fäustel und Blende zu den Gruben, da schleppen sich arme Posamentirer kärglich durch's Leben, da sitzen die fleißigen Klöpplerinnen vom Morgen bis zum Abende am Klöppelsacke und begnügen sich mit geringem Lohne und schmaler Kost *).

Im Anfange des 16. Jahrhunderts war bei Ehrenfriedersdorf eine sehr ergiebige Grube im Gange. Sie hieß: „Gutes Glück" und lag im sogenannten Sauberge. Viele Bergleute fuhren in derselben an und auf, unter ihnen auch ein braver, blühender Jüngling, genannt Oswald, der Sohn des alten Bergmanns Michael Barthel. Rüstig und wohlgemuth schritt dieser junge Mann alltäglich dem Sauberge zu; heiter begann er seine Schicht, und noch heitrer beendigte er sie, denn ein Magnet, nicht im Erdinnern, zog ihn mächtig an mit all seinem Sinnen und Denken; ein Mädchen, hold und lieb, hielt sein Herz gefangen: Anna Baumwald, die herzige Tochter eines Obersteigers. Sie war dem Oswald Barthel verlobt. — Gern hatte der Obersteiger Baumwald zu dem Bunde der zwei Verlobten sein Ja

*) Das Klöppeln wird in Ehrenfriedersdorf und seiner Umgebung ziemlich stark betrieben. Als König Friedrich August sein Regierungsjubiläum feierte, wurde in dem Städtchen eine Klöppelschule für 60 Mädchen mit zwei Lehrerinnen errichtet. Die Wittwe des Königs bestimmte späterhin noch 4000 Thlr. zur Aushülfe für diese Anstalt.

gegeben, da Oswald ein junger Mann nach seinem Herzen war und von der ganzen Knappschaft wegen seines regen Fleißes, wegen seines bergmännischen Muthes und wegen seiner ungewöhnlichen Einsicht und Geschicklichkeit geachtet wurde.

Der Tag war nicht mehr fern, an welchem der Priestersegen das glückliche Brautpaar zur Ehe verbinden sollte, da kehrte einst der Obersteiger vom „tiefen Stolln Gutes Glück" heim. Er schien über sehr ernste Dinge nachzudenken und war einsilbiger als gewöhnlich. Oswald hatte sich schon vorher bei seiner theuren Anna eingefunden, um mit ihr noch ein Stündlein beisammen zu sein, ehe er sich wieder dem finstern Schachte anvertraute.

Des Vaters Ernst bemerkend, schritt Anna heiter auf ihn zu, strich ihm mit der Hand über die Stirn und sprach: „Siehst ja recht trüb' aus, mein Vater, was ist dir?"

Baumwald, dessen ganze Seele an der Tochter hing, lächelte und antwortete: „'s ist nichts, mein gutes Kind! Bergleute haben oft wunderliche Träume, weil sie auf Tritt und Schritt von Gefahren begleitet werden. Da kommt ihnen oft der Ernst ganz ungebeten; doch er vergeht auch bald wieder, wie die Geister in der Tiefe der Gruben verfliegen.

„Hat sich dir, etwa der Berggeist gezeigt und Unheil angekündiget?" fragte Anna.

„O nein!" rief der Vater und setzte beruhigend hinzu: „Laß doch die Mähr mit dem Geist der Berge! Ein braver Bergmann vertraut dem ewigen Geiste da oben, der unsre gefahrvollsten Schritte mit Allmacht und mit Gnade lenkt! — Seiner Hülfe wollen wir auch morgen vertrauen; da giebt es ein schwer Stück Arbeit und das" — der Obersteiger wendete sich an Oswald — „wird niemand besser leiten können, als du, mein lieber Sohn!"

„Was giebt's, Vater, was ist's?" frug Anna hastig und heftete ihre Blicke ängstlich auf die beiden geliebten Männer.

„Ein Durchschlag ist zu machen, mein Kind!" entgegnete Baumwald mit der Ruhe, wie sie der Sohn

der Berge, mit den Schrecknissen in unterirdischen Felsgängen vertraut, sich aneignet.

Anna aber wurde blaß, ergriff Oswald's Hand, als wollte sie dieselbe nie wieder los lassen, und sprach mit Beklommenheit: „Und du sollst den Durchschlag ausführen? Du sollst in den alten Gang hinüber brechen, den längst kein menschlicher Fuß betrat? — Wenn nun Wassermassen drüben sich gesammelt haben und dich überfluthen, — wenn gar böse Wetter sich entzünden und das Feuer dich im Gluthenstrome mit fortreißt, oder wenn die Gangdecke zusammenbricht! — Wenn du umkommst, was soll dann aus deiner armen Anna werden?"

„Anna! Anna!" rief Baumwald, „du willst das Weib eines Bergmannes werden und redest so? — O laß die Hand deines Oswald los, entsage deinem Bräutigam; denn wenn du nicht mehr Muth hast, so taugst du nicht für ihn, der mit seinen Genossen täglich dem Tode nahe treten muß. Du wirst dich in Angst um ihn selbst verzehren und ihm die schwere Arbeit noch saurer machen! — Dem Herrn mußt du vertrauen, wenn Alles gut soll gehn!" —

Anna schwieg. Oswald zog sie an sich und beruhigte sie mit freundlichen Worten, indem er wiederholt ausrief: „Gott ist ja mit uns; in seiner Hand liegt unser Leben!"

Das Glöcklein tönte durch das Bergthal. Oswald eilte nach dem Schachte, fuhr muthig an und aus und kehrte heiter zu seiner Braut zurück, mit welcher er nun einige recht glückliche Stunden verlebte, ohne eine Unterhaltung über die ernsten Stunden des nächsten Tages wieder aufkommen zu lassen. Spät erst trennten sich die Liebenden, die sich nie so beseligt gefühlt hatten, als heute.

Am andern Tage, — es war der St. Katharinentag 1508 — als man sich zu dem gefährlichen Durchschlage vorbereiten wollte, eilte Oswald noch einmal zu seiner herzigen Anna, sagte ihr alles Liebe und Gute, was sein Herz bewegte, sprach ihr Muth ein, drückte sie innig an seine Brust und küßte sie zum Abschiede.

Anna's Augen wurden feucht; trübe Ahnungen erfüllten ihre Seele. Noch einmal riß sie den geliebten

Jüngling an sich, blickte ihn recht tief in die treuen Augen und rief im gebrochenen Tone: „Nun, mein Oswald, so gehe mit Gott! — Alle Heiligen mögen dich schützen, — alle Engel mögen dich begleiten! — Ich will für dich zur Mutter Gottes beten, bis ich dich wieder habe; — komm glücklich wieder!“

Oswald ging, eine Thräne im Auge zerdrückend. Seine Braut sah ihm nach, so lange sie ihm folgen konnte. — Ein Wink, ein Gruß aus der Ferne noch, und der junge Bergmann war verschwunden.

Im Zechenhause über der Grube „Gutes Glück“ waren die Bergleute, welche die gefährliche Arbeit auszuführen hatten, schon versammelt, als Oswald ankam.

Der Steiger trat hervor und sprach: „Brüder, eine schwere Arbeit erwartet unser, zu der wir des göttlichen Beistandes vor allem bedürfen; darum vereiniget euch mit mir vorher noch zum Liebesmahle des Herrn, dem wir die Wege unsres Lebens empfehlen wollen!“

„Es sei!“ riefen alle in gläubig ernster Stimmung.

Das Häuerglöcklein läutete. Ein katholischer Priester trat ein, reichte allen Knappen die geweihte Hostie, sprach den Segen über die muthigen Männer und ging wieder.

„Glück auf! Glück auf!“ tönte es in den Schacht hinab und aus der Tiefe herauf. Die Knappen fuhren an. Immer tiefer ging es an den finstern Felswänden auf senkrechten Leitern hinunter. Matt fielen einzelne Lichtstreifen an die nassen Wände, und in unheimlichen Tönen schlürfte das Kunstgestänge das Grubenwasser empor. Endlich erreichten die Arbeiter den gefährlichen Ort, wo der Durchschlag gemacht werden sollte. Die Bergart an dem betreffenden Punkte bestand nicht aus hartem Gestein, sondern war mehr bröcklicher, erdiger Beschaffenheit, daher die Bergzimmerleute durch eine balkenreiche Zimmerung den obern Theil des Ganges (die Firste) gestützt und befestiget hatten. Hier nur konnte der Durchschlag ausgeführt werden.

„Brüder,“ rief Oswald, laßt uns denn an's Werk gehen, und seid dabei auf der Hut, denn die Bergart ist „rollig“ und „gebrech“, und die Firste, die in vielen tausend Centnern drohend über uns lagert, kann uns

auf ewig den Ausweg verſperren, oder auf andre ſchreckliche Art die letzte Grubenfahrt bereiten!“

„Das wolle Gott verhüten!“ entgegneten die Genoſſen.

„Glück auf denn!“ fügte Oswald hinzu, und nun griffen alle zu den Werkzeugen, die gefährliche Arbeit beginnend.

Doch nicht lange hatten die Bergleute ihre Thätigkeit fortgeſetzt, da ließ ſich über ihren Häuptern ein furchtbares Dröhnen und Krachen vernehmen. In demſelben Augenblicke ſchrie auch einer der Knappen: „Weh uns, die Firſtenzimmerung bricht! Rette ſich, wer kann; es macht einen Bruch!“

Allen Arbeitern erklang die Stimme wie Grabesruf; ſie eilten in jäher Haſt vom Schreckensorte weg und ſammelten ſich erſt an einem vollkommen geſicherten Orte wieder. Kaum waren die Männer in Sicherheit, ſo vermißten ſie ihren treuen, geliebten Oswald.

„Jeſus Maria,“ riefen ſie wie aus einem Munde, „wo iſt er?“

Man rief nach allen Richtungen ſeinen Namen, man leuchtete mit der Blende umher, man rannte, des eignen Lebens kaum achtend, bis an den Bruch, aber nirgends war eine Spur zu entdecken.

„Gewiß iſt er beim ſchnellen Zuſammenbrechen der Zimmerung auf unbegreifliche Weiſe zurückgeblieben, vielleicht von den Geröllmaſſen abgeſchnitten oder gar zerſchmettert worden!“ meinte der ehrliche Balthaſar Thomas Kendler aus Ehrenfriedersdorf.

„Gott beſchütz' uns!“ eiferte Andreas Reiter der Aeltere, — „Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Einer fahr' aus, hol' Leut' zur Hülf', ſo viel er find't und ſäum' nit um Gott's Willen!“ — „Ja, ja!“ riefen alle und ſendeten den Eilboten ab. „Jetzt aber“, ſetzte der Löſer-Simon aus Drehbach haſtig hinzu, — „jetzt greift alle an und arbeitet mit am ſchrecklichen Bruche! Vielleicht will's Gott, daß wir den Oswald noch retten!“ „Glück auf! 's walt' Gott!“ ſprachen die andern, und alle arbeiteten nun an der grauenhaften Unglücksſtelle mit einem Eifer, als habe ein jeder das eigne Leben zu retten. Der Schweiß floß den treuen Knappen in

Strömen von der Stirn, die Hände wurden matt, aber demohngeachtet gönnten sich die Braven keinen Augenblick Ruhe.

Indessen war der Hiobsbote zum Lichte aufgefahren und hatte dem Bergmeister den traurigen Erfolg des Durchschlags berichtet. Der Bergmeister rief rasch die kühnsten Knappen zusammen und eilte mit ihnen und dem Berggeschwornen nach der unheilvollen Grube. Hier wurden die ermatteten Unglücksgefährten durch frische Kräfte abgelöst. Man arbeitete mit namenloser Anstrengung an dem Bruche; die Zimmerer stützten die Firste, die Häuer schafften die Geröllmassen hinweg; es war, als sollte in wilder Hast der Berg durchbohrt werden. Aber so sehr man sich auch abmühete, und so oft auch ein kleiner Hoffnungsschimmer die Arbeiter zu doppelter Anstrengung antrieb, so oft auch neue Kräfte herbeigezogen wurden, so wollte doch kein günstiger Erfolg die unendliche Mühe krönen. Die ungeheure Last, welche über der Firste auf gebrecher und rolliger Bergart ruhte, zerstörte durch nachbrechendes Geröll in Sekunden das, was Menschenhände durch mehrstündiges Arbeiten mühsam errungen hatten. Endlich, nachdem auch die angestrengtesten, lang noch fortgesetzten Versuche zur Rettung des Verschütteten sich als gänzlich nutzlos erwiesen hatten, ließen die unermüdlichen, leider ohne alle Hoffnung thätigen Arbeiter von weiteren Anstrengungen ab und gingen trauernd hinweg von dem wüsten Orte, wo unter Millionen von Centnerlasten in ungeheurer Tiefe ein warm geliebter Bruder in der schönsten Blüthe seines Lebens sein Grab gefunden hatte.

Die traurige Nachricht von Oswald's trübem Geschick drang gar bald in das Haus des Obersteigers Baumwald. Dieser bereitete seine Tochter Anna in väterlicher Liebe und Sanftmuth auf die Schreckenskunde vor und bat sie dann, das Furchtbarste mit Fassung anzuhören. Baumwald sprach es endlich aus: „Unser armer guter Oswald liegt im Sauberge verschüttet!"

Anna hörte das Wort, wurde leichenblaß, zitterte heftig und sank ohnmächtig nieder. Der besorgte Vater trug die verwaiste Braut auf ihr Lager, sah mit Thränen zum Himmel auf und rief: „Herr Gott, ein Freund,

ein lieber Sohn ist mir entrissen; laß mir meine theure Tochter, den Trost meines Alters!"

Anna erholte sich zwar wieder aus ihrer Ohnmacht, doch der jähe Schreck hatte auf ihre Nerven zu heftig eingewirkt. Sie verfiel in eine schwere, langwierige Krankheit, in welcher ihre fieberhaft erregte Phantasie sich meist beglückt und beseligt mit Oswald beschäftigte. Oft lächelte sie gleich einem Engel auf ihrem Lager, und in solchen Momenten fürchtete Baumwald nicht selten, daß der stille Engel des Todes ihre Seele hinwegküssen und sie zum Bräutigam hinüber führen werde. Aber die kräftige Natur der Anna siegte im Kampfe zwischen Leben und Tod; Genesung trat ein nach langer, schwerer Krankheit. Wie gern hätte sich die verlassene Braut in die Erde betten lassen, um als seliger Geist beim Bräutigam zu weilen! —

Der erste Gang der genesenen Jungfrau galt dem Gotteshause, wo dem verschütteten Oswald die Todtenmesse gelesen wurde. Anna sah sehr blaß; ihr schwarzes Trauergewand, in welches sie gehüllt war, stach von ihrem bleichen Antlitz noch mehr ab. Tiefer Ernst lagerte in ihrem Gesicht, doch schien ihr sanfter, milder Blick eine über alles Irdische erhobene Stimmung der Seele anzudeuten. — Als sie zur Kirche schritt, trug sie ihren Brautkranz in der Hand. Die Ortseinwohner, die sich ihr näherten, begegneten ihr mit einem Gefühle der Ehrerbietung, wie sie die wahre Theilnahme den würdigen Trägern außerordentlichen Schmerzes erweist. Anna betrat die Kirche, ging nach dem Altare, sank auf ihre Kniee und betete. Ehe sie sich wieder erhob, ergriff sie den, vor ihr liegenden Brautkranz und sprach: „Heilige Mutter Gottes, ich habe ihm Treue gelobt für das ganze Leben; ich will auch meinem Oswald treu bleiben bis zum Tode und als Jungfrau hienieden leben und sterben!" — Drauf stand sie auf, schritt nach der Kirchenwand hin, wo viele Todtenkränze das Andenken an die Entschlafenen wach riefen, und hing dort mit zitternder Hand ihren Brautkranz auf.

Anna vergaß, treu ihrem Gelübde, den theuren Oswald nie. Sie führte ein frommes, gottergebenes Leben und war in ihrer Zurückgezogenheit am zufrieden-

ſten. Von den Freuden der Erde wollte ſie nichts mehr wiſſen; wohl aber ſuchte ſie durch nützliche Thätigkeit und durch theilnehmende Liebe für ihre Angehörigen zu ſorgen und Leidende und Gramerfüllte zu erfreuen und zu tröſten.

Viele Jahre vergingen. Die Zeit half den Schmerz der Anna lindern, wenn auch ihr ſtilles ernſtes Weſen ſich nicht veränderte. Die Ortsbewohner blieben der würdigen Jungfrau auch in ſpätern Jahren liebend zugethan. Natürlich behielt ſie zuletzt ihren gemilderten Schmerz nur für ſich allein, denn die Theilnahme Anderer wurde, wie überall, ſo in ihrem Leben, von dem mächtigen Flügelſchlage der Zeit im Wechſel von Freude und Leid gar bald hinweggeweht. — Dazu kam, daß eine große Begebenheit auch die Bewohner der einſamen Thäler im Erzgebirge bewegte. Das Licht der Reformation entzündete die Geiſter; die Wallfahrten gingen ihrem Ende entgegen, der päpſtliche Einfluß nahm ab, die Meßprieſter mußten lutheriſchen Geiſtlichen weichen, die Weihrauchdüfte verwehten, und die Bilder der Heiligen ſammt den Reliquien verloren ihr Anſehen.

Faſt zwei Jahrzehnte der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts waren wieder vergangen. Von denen, die einſt Oswald Barthel beklagten und Anna zu tröſten ſuchten, lebten nur wenige noch. Mit vielerlei neuen Gefahren hatten die Bergleute im Schooße der Erde ſchon wieder zu kämpfen gehabt. Da geſchah es, daß man in „Brünler's Fundgrube" am Sauberge einen Stolln gewältigen wollte, und als man eine Tiefe von ſieben Lachter in der rolligen Bergart erreicht hatte, ſtießen die Knappen auf einen menſchlichen Körper, deſſen Kleider noch deutlich zu erkennen waren. Der Leichnam war nicht verweſet, ſondern mehr verhärtet und vertrocknet. Mit großer Mühe arbeitete man ihn unter der Laſt des auf ihm liegenden Gerölles hervor, wobei es nicht vermieden werden konnte, daß der Körper in zwei Stücken zerbrach. Kopf, Leib und Arme wurden ungetheilt an's Licht emporgehoben und nach Ehrenfriedersdorf gebracht. — Das Auffinden des Leichnams machte viel Aufſehen; es geſchah am 20. September

1568. — Der Bergmeiſter Valentin Feige empfing kaum davon Nachricht, als er ſich auch ſogleich in Geſellſchaft des Geſchwornen Thomas Langer an Ort und Stelle begab, dort den Ausgegrabenen beſichtigte und über das Ergebniß nähere Mittheilung in das Bergbuch eintragen ließ. Nach Inhalt deſſelben hatte der Verſchüttete, wie noch deutlich zu erkennen war, „eine Bergkappe, wie die Alten gepflogen, auf ſeinem Haupt gehabt und ſchwarz Haar, einer halben Ellen lang, einen weißen Zippelpelz*) am Leibe, ein Paar Grubenhoſen, Schuh an Füßen, eine Unſchlitttaſche, einen Grubenſcherper**) mit Blei begoſſen, umgürtet; es ſind auch Schuh, Hoſen und Pelz ganz geweſen.“ —

Während der Unterſuchung des Leichnams fanden ſich in der Nähe deſſelben viele Neugierige ein. Unter denſelben zeigten ſich auch einige Männer im Greiſenalter, die ſich mit Spannung zum Bergmeiſter hindrängten und beim Anblicke des Ausgegrabenen ausriefen: „Es iſt der Barthel-Oswald! — Wir waren mit ihm im Sauberge, als er verſchüttet wurde!“ —

Nach genauerer Erkundigung blieb kein Zweifel darüber mehr übrig, daß man wirklich Oswald's irdiſche Ueberreſte gefunden hatte, denn die alten Männer konnten ſich ſeiner noch lebhaft erinnern. „Iſt mir's doch, als wenn's vor'm Jahr geſchehen wäre!“ meinte der eine — es war Kendler — und fügte, zu ſeinem greiſen Gefährten gewendet, hinzu: „Du, Reiter-Andrä, hätteſt du wohl dran gedacht, daß wir den Oswald noch einmal auf Erden zu ſehen bekämen?“ — „'s iſt wunderbar!“ erwiderte der Gefragte. „Aber,“ ſprach er weiter, „was wird erſt die alte Anna und der Löſer ſagen? Sie leben ja beide noch!“

Durch die Angaben ſolcher Zeugen wurde die Annahme, daß der Aufgefundene Oswald ſei, zur unum-

---

*) Schafpelz, im Gebirge heute noch vom Volke Zippelpelz genannt.

**) Schnitzmeſſer mit 3 Zoll langer Klinge und ebenſo langem Hefte zum Zuſchneiden der Holzſtiele an den Werkzeugen.

stößlichen Gewißheit gemacht.*) Der Verschüttete hatte 60 Jahre 9 Monate und 3 Tage in seinem tiefen Grabe gelegen.

Am 26. September 1568 stand Oswald's Leichnam, feierlich eingesargt, auf der Bahre. Die Träger kamen, hoben ihn auf die Schultern und schritten mit ihm durch die Stadt. Ein Leichenzug folgte nach, wie Ehrenfriedersdorf keinen zweiten sah. Alle höheren Bergbeamte aus den umliegenden Bergstädten waren mit ihren Untergebenen herbeigekommen, um am Zuge sich zu betheiligen. Ernst erklang der Trauermarsch der feierlichen Bergmusik, wechselnd mit den Gesängen der Gemeinde. Im Friedhofe angekommen schritt man unter Glockengeläute zum Grabe. Der Ortspfarrer M. Georg Reute trat hervor, hielt eine auf den seltenen Fall wohlberechnete Rede und erwähnte u. A. dabei: „Es ist eine wunderseltsame Mähr, daß ich, der ich im einunddreißigsten Jahre stehe, heute einer Leiche die Gedächtnißpredigt halte, welche schon dreißig Jahre vor meiner Geburt verstorben ist." Zugleich deutete er an, daß Oswald nach den Gebräuchen der lutherischen Kirche begraben werde, von welchen er bei seinem Tode nicht die geringste Ahnung haben konnte.

Alle, welche dem Oswald Barthel das Ehrengeleite gegeben hatten, hörten die Worte des würdigen Redners mit lebhafter Spannung an. Nach dem Amen sollte der Sarg in die Gruft eingesenkt werden, da wankte, auf einen Stab gestützt, eine zitternde, vom Alter niedergedrückte weibliche Gestalt nach dem Grabe hin; es war Anna, die Braut des Verschütteten. Noch einmal wollte sie den Liebling ihres Herzens sehen und dann von ihm Abschied nehmen. Sie that es mit einem seelenvollen Blicke nach dem Himmel und sprach mit bebenden Lippen die Hoffnung aus, nun bald mit ihrem Oswald auf Ewigkeiten vereinigt zu werden.

Ihr inniger Wunsch sollte ihr nach kurzer Zeit in Erfüllung gehen. Das matte Auge brach ihr bald;

*) In der sagenhaften Auffassung des Ereignisses wird als Augenzeuge noch ein gewisser Baltzer erwähnt; doch diese Person scheint eben nur der Sage anzugehören.

Anna schlief sanft ein und ihre Seele rang sich aus der gebrechlichen Hülle heraus, um als seliger Geist bei gleichgesinnten Geistern über den Sternen zu wohnen.

Den Schluß der vorstehenden Erzählung haben die Bewohner des Erzgebirges nach und nach in ein sagenhaftes Gewand gehüllt. Sie erzählen sich über das Begräbniß der Mumie Oswald Barthel's Folgendes.

Oswald's versteinerte Leiche lag oben im Zechenhause auf dem Sauberge im Sarge. Dort fand sich auch ein Jugendfreund des Verschütteten, der alte Häuer Baltzer, ein und freute sich, das Bild des Genossen noch einmal zu sehen, mit dem er in früheren Tagen Freud und Leid in treuester Liebe getheilt hatte; dort versammelten sich die glänzend gekleideten Herren aus dem Bergamte mit allen Grubenarbeitern aus dem ganzen Bezirke in festlicher Tracht. Man trug den Sarg in feierlich-ernstem Zuge bis nach dem Todtenacker von Ehrenfriedersdorf. Ein wahrhaft fürstliches Ehrengeleite wurde dem Todten gegeben. Die Rede des Geistlichen war zu Ende. Vor den Augen der versammelten Menge stand der geöffnete Sarg, in welchem der unverwesete Oswald freundlich lächelnd, wie in einer beseligenden Erinnerung gestorben, lag. Der Geistliche hatte eben das Amen zum letzten Segensworte gesprochen, da rief eine Stimme aus dem Volke: „Macht Platz der Braut des Todten; macht Platz, die Jungfrau Anna kommt!" —

Bald hallte dieser Ruf über das ganze Todtenfeld. Die Menge trat ehrerbietig zur Seite. Zwischen den geöffneten Menschenreihen langsam vorwärts schreitend näherte sich Anna Baumwald als ehrwürdige Matrone dem noch offnen Sarge. Sie legte ihren Stab, welcher im Gehen sie stützen mußte, aus den zitternden Händen, beugte sich über ihren Oswald hinweg, küßte seinen kalten Mund, benetzte sein Gesicht mit ihren Thränen und sprach schluchzend: „Du Liebling meiner Jugend, so durfte ich dich doch noch einmal sehen, wie ich so lange gehofft! — Ich hab' dich nicht vergessen; dein Bild steht noch lebendig vor meiner Seele. Sieh, ich bin dir treu geblieben bis auf den heut'gen Tag, — ich lasse auch nicht von dir und werde bald droben bei dir sein."

Alle Umstehenden blickten tief bewegt auf die greise

Braut hin; kein Auge blieb thränenleer. Anna freute sich dieser Theilnahme, blickte vom Sarge auf und rief: „Ich danke euch, ihr Lieben, für die meinem Oswald erwiesene Ehre! Wisset, ich habe viel um ihn geweint, denn er machte die längste Schicht und blieb mir lang, zu lang im tiefen Schacht. Doch ich bin noch heute seine Braut und werde ihm nun im Himmel angetraut werden!“

Als Anna dies gesprochen hatte, wendete sie sich an den Küster und sagte: „Geht, Freund, doch hinein in die Kapelle; ihr wißt dort meinen Brautkranz hängen, den bringet mir heraus!“

Der Küster eilte hinweg, den Auftrag auszuführen, und kehrte mit einem zwar zierlich gewundenen, aber ganz verdorrten und vergilbten Myrthenkranze zurück. Er reichte ihn der Anna über den Sarg hinweg und diese sprach, das Kränzlein erfassend und es betrachtend, vor sich hin: „Bist gelb geworden, bist alt; 's ist lange her, daß du grüntest! Auch mein Haar ist gebleicht, mein Leib ist morsch und alt . . . . .“ — Sie richtete ihren Blick sehnsuchtsvoll nach dem Himmel, indem sie sich den dürren Kranz auf das Haupt setzte und fort fuhr: „. . . . doch meine Liebe war rein, drum ist sie ewig jung geblieben, drum möchte ich bei dir sein, mein Oswald!“ — Mit diesen Worten beugte sie sich nochmals über den Sarg hinweg, küßte die kalten, harten Wangen ihres Verlobten und rief: „Schlaf wohl! Bald ruht auch mein Gebein an deiner Seite, und unsre Seelen finden sich dort!“ —

Als wenn alle Jugendkraft noch einmal in Anna's Leib zurück gekommen wäre, so kräftig richtete sie sich auf, zeigte gleich einer begeisterten Prophetin zum Himmel und sprach: „Glückauf nun zur Auffahrt nach dem ewigen Lichte! Ihr Engel droben, seid gegrüßt! Tragt mich hinüber in's bessere Land, wo alles Leben sich verjüngt; der Bräutigam harret dort schon so viele Jahre der Braut, o bringt mich zu ihm hin!“

Kaum hatte Anna diese Worte mit verklärten Blicken nach dem blauen Himmel hinauf gerufen, so sank sie am Sarge in die Kniee nieder, durchbebt von sanften Todeswehen. Sie schien beten zu wollen; doch

als man sie berührte, war sie nicht mehr; — ihr Geist hatte die morsche Hülle verlassen.

Alle, die den Sarg und die todte Braut umstanden, waren im Innersten tief erschüttert.

Man trug Anna's Leiche in ihre Wohnung, legte sie als Braut geschmückt in ihre letzte Ruhekammer und geleitete sie am dritten Tage zu Grabe. Aber hinter ihrem Sarge trug man im feierlichen Zuge noch einen zweiten Sarg. Wen barg derselbe? — In ihm lag der alte Baltzer, der nach der Rückkehr von der Beerdigung Oswald's sich daheim lebensmüde in dem Sorgenstuhle niedergelassen hatte und drinnen sanft eingeschlafen war zum Nimmerwiedererwachen auf Erden.

Beide Särge trug man unter Gesang und Glockengeläute nach dem Friedhofe, senkte sie dort neben Oswalds Sarge ein und schmückte ihre Grabhügel mit grünen Zweigen und Blumenkränzen. So wurden die drei, die sich im Leben so nahe standen, endlich auch noch im Tode vereint. Ihre Grabhügel behielt man in Ehrenfriedersdorf in stetem Andenken, und die alten Bergleute führten oft ihre Kinder zu den Gräbern und erzählten ihnen gerührt und unter Thränen von „Oswald's langer Schicht." —

Der Einsiedler Dippold und seine Klause bei Dippoldiswalda.

Noch lag die Nacht des sorbischen Aberglaubens auf den sächsischen Gauen, noch kämpfte Heinrich der Finkler gegen die heidnischen Völker und ihre blutigen Götzenopfer, da erschien an der rothen Weiseritz in Sachsen mitten unter abgöttischen Sorben der fromme Einsiedler Dippold, um durch Ermahnung und Lehre dem Evangelium Eingang zu verschaffen und durch Lie-

besthat in den rohen Bewohnern für die erhabene Religion des Herrn heilige Begeisterung zu wecken.

Dippold fand in der damals dickbewaldeten Haide einen freistehenden Sandsteinfelsen und entdeckte in demselben eine kleine Höhle, die er zur einsiedlerischen Niederlassung doppelt geeignet erachtete, da in der Nähe der Höhle auch ein frischer Quell hervorsprudelte. Der fromme Pilger trug Moos in die Höhle, bereitete sich ein einfaches Lager, legte in der Nähe des Felsens ein Gärtlein an, umzäumte es und pflanzte Küchenkräuter und Beerengewächse in die wohlgelockerte Erde. Nicht weit von seiner Klause tief in der Waldeinsamkeit gründete er die Kapelle der heiligen Barbara, die öfter von solchen Wanderern besucht wurde, welche von der Christusreligion gehört hatten und nach ihrem Lichte sich sehnten. Dorthin nach dem einfachen Barbaraaltare ging der Klausner täglich, um seine Gebete zu verrichten; dort fand er auch nicht selten Leute, die seinen Worten lauschten und von ihm Trost für ihre Seelen begehrten. Bald erscholl sein guter Ruf weiter hinein in den heidnischen Gau, so daß die Dippoldsklause fast an keinem Tage mehr leer blieb. Dippold's Rede war rein und klar, wie die Lehre, die er predigte; Begeisterung sprach aus seinen Blicken und Geberden, und christliche Milde lag in allem, was er that. Von seiner erfolgreichen Wirksamkeit wurde auch dem edlen Böhmenherzoge Boleslav II., dessen Sinn für Wahrheit und Recht erglüht war, Kunde gebracht. Er hatte längst schon dem Götzenopfer entsagt und sein größtes Glück darin gefunden, nach der Lehre der Christen, wie dieselbe ihm von einzelnen Pilgern mitgetheilt worden war, zu denken und zu leben. Je lichter es vor seinen geistigen Augen wurde, desto mehr sehnte er sich nach größerer Erleuchtung. Zuletzt beschloß er, selbst nach Sachsen zu reisen und in Dippold's Walde die Klause des ehrwürdigen Apostels aufzusuchen. Er machte sich reisefertig, verließ das Schloß seiner Väter zu Prag und ritt auf flüchtigem Rosse auf dem ihm bezeichneten Wege nach dem Orte seiner Sehnsucht hin. Am dritten Tage kam er in der von Wald umschlossenen Haide an, wo er bald den Felsen und die in demselben befindliche Höhle

fand. Als er näher ritt, war Dippold gerade in seinem Gärtchen beschäftiget. Der Einsiedler warf sofort das Gärtnergeräth bei Seite, rief dem fremden Ritter einen freundlichen Gruß zu und bat ihn, auf seiner einfachen Bank auszuruhen. Boleslav stieg vom Pferde, drückte dem Klausner die Hand und sprach: „Erlaubt ihr es, ehrwürdiger Vater, so raste ich eine längere Zeit bei euch, um mir Ruhe für mein zweifelerfülltes Gemüth zu holen. Viele Pilger haben mir von dem Gottesworte erzählt, das ihr in Wahrheit und in Klarheit prediget, und das möcht' ich auch aus eurem Munde hören; drum bitte ich euch, mich als einen lernbegierigen Schüler anzunehmen!"

Aus Dippold's Antlitz sprach beim Anhören dieser Worte ein milder Ernst; er erwiderte: „Wer ihr auch sein möget, junger Ritter, seid mir willkommen in meiner Einsamkeit! Sicher hat euch Liebe und Erbarmung des Gottes hierher geführt, den ihr nun kennen lernen sollt, und dessen Sohnes, als eures Erlösers, ihr euch bald von Herzen freuen werdet!" Dies sprechend führte der Klausner seinen Gast nach einer am Garteneingange befindlichen grünen Laube, um ihn mit Brod und frischen Beeren zu erquicken. Nachdem dies geschehen war, eilten beide, für das edle Roß ein Obdach aufzurichten, was sich an einem Abhange des Felsens sehr leicht thun ließ. Im Verlaufe der nächsten Tage hatte das Pferd des Boleslav genügende Ruhe, denn dieser kam selten von der Seite seines Lehrers weg. Der Herzog lauschte auf jedes Wort, das aus Dippold's Munde ging, und theilte sich mit ihm zugleich in die alltägigen Geschäfte, welche im Garten und in der Klause zu verrichten waren. Als seinen liebsten Ort betrachtete Boleslav die grüne Laube. Hier saß er oft stundenlang in des Einsiedlers Nähe; hier vernahm sein Ohr die ungeschminkte Wahrheit der heiligen Christuslehre; hier verschwanden nach und nach alle Zweifel aus seinem Gemüthe; hier begeisterte er sich zu edlem Thun, zu reinem Christenleben. Nur in Einem vermochte er den Grundsätzen Dippold's nicht ganz beizupflichten — in der Lehre von der Versöhnlichkeit.

„Warum", sprach er zum Klausner, „warum wird's

mir so heiß im Herzen, wenn ich Verbrecher sehe? Warum soll ich die Schändlichen, die Uebelthat vollführen, nicht strafen und vernichten? — Spricht nicht der Herr selbst sein Wehe über Uebelthäter aus?" —

„Wohl", antwortete dann gewöhnlich der Einsiedler, „wohl trifft den Sünder die Strafe, doch nicht durch unsre Hand, sondern durch einen höheren Richter. Kein Mensch ist ohne Sünde, und jeder braucht der Gnade Gottes, drum soll der Mensch nicht mit dem Bruder rechten, drum soll er den Irrenden tragen, den Fehlenden zurechtführen und seinem Widersacher verzeihen!"

Oft schon hatte Boleslav diese und ähnliche Worte gehört, aber er vermochte immer noch nicht, die erhabene Wahrheit mit innigster Ueberzeugung in sich aufzunehmen, und täglich grübelte er darüber nach. — Einst war Dippold nach der Kapelle gegangen. Er hatte seinen Schüler zurückgelassen, damit dieser die Stauden des Gartens begießen sollte. Boleslav eilte mit dem Schöpfgefäß nach dem Brunnen, schleppte Wasser hinweg und setzte sich dann, nachdem er alle Pflanzen getränkt hatte, an die kristallene Quelle, um seinen Gedanken über den Gegenstand seines Zweifels nachzuhängen.

„Tropfen an Tropfen quellen herauf aus der geheimnißvollen Tiefe", sprach er bei sich selbst, „obgleich Sand und Gestein ihnen den Ausgang versperren; aus der Finsterniß dringen die Tropfen zum Lichte, wie Söhne der Freiheit; sie waschen und verschönen noch die Kiesel, die die Quelle fesseln wollen, und segnend rieseln sie weiter, das dürstende Land zu tränken! — Tropfen, ihr rächet euch nicht, — ihr segnet, wo ihr bedrängt werdet? Und wir Menschen . . . ?"

Boleslav wurde in seinen Betrachtungen plötzlich durch näher kommende Tritte unterbrochen. Dippold kam zurück, durchschritt mit seinem Schüler den Garten, lobte den Fleiß und die Ordnungsliebe desselben und betete dann mit ihm, als eben die Sonne niedersank und die Wipfel der Tannenbäume im goldnen Abendscheine leuchten ließ. Traulich gingen beide hierauf nach der stillen Klause, labten sich am saftigen Obste und führten religiöse Gespräche, bis die Müdigkeit sie überfiel und sie sich dann zur Ruhe auf die weichen Mooslager be-

gaben. Der wohlthätige Schlaf, der reine, fromme Herzen ſo innig umfängt, kam ihnen bald, und freundliche Träume umgaukelten die Schlummernden. Doch um Mitternacht vernahm der Klausner ein Geräuſch, das von der hohen Umzäumung ſeines Gartens herzukommen ſchien; es war, als brächen die Stangen, und als hätte es einen dumpfen Schlag, wie vom Fallen eines ſchweren Körpers, gegeben. Dippold weckte ſeinen Schlafgenoſſen, ergriff eine Waffe und das umſchirmte Licht und eilte mit Boleslav hinaus in den Garten. Hier leuchteten ſie umher und fanden unter einem großen Aepfelbaume einen blutenden Menſchen neben einem gebrochenen Aſte liegen.

„Seht, Vater,“ rief Boleslav, „ſeht da einen Dieb! Hier ſteht ſein Korb mit den geſtohlenen Aepfeln. Er fiel vom Baume, weil der Aſt brach; nun wimmert er, der Böſewicht! — Gebt her die Waffe, Vater, ich will ihm den Lohn geben, den er verdient!“

Schon griff der Herzog nach der Waffe, um in ſeiner leidenſchaftlichen Aufregung dem Diebe den Schädel zu zertrümmern, da rief Dippold: „Haltet ein, junger Freund, das Richteramt ſteht uns nicht zu, obgleich dieſer Menſch an unſerm Eigenthume ſich vergriff! Seht, er blutet, und wir müſſen eilen, ihm zu helfen! — Jetzt helft den Dieb mir tragen. Wir bringen ihn in unſre Klauſe; wir pflegen ihn und retten ihn vielleicht.“

Die milde Zuſprache des Einſiedlers dämpfte im Herzen des Herzogs das Rachegefühl. Willig half er den Verwundeten aufheben und behutſam in die Höhle tragen. Hier wuſch Dippold dem Diebe die Wunden mit friſchem Waſſer, verband ſie mit ſorgſamer Hand und beobachtete jede Bewegung an ihm.

Boleslav ſchüttelte ſein lockenumwalltes Haupt; in ſeinem Geſicht lag ein faſt ſpöttiſches Lächeln. „Was thut ihr?“ fragte er etwas verwundert und ſetzte hinzu: „Ihr rettet heute dem Diebe das Leben; wer ſteht euch aber dafür, daß er ſchon morgen wieder unter dem Schleier der Nacht in eure Pflanzung bricht und euch doppelten Schaden zufügt?“

Dippold hörte die Worte ſeines Schülers ruhig an, dann ſprach er mit Ernſt und Würde: „Ob er es thun

werde, das kann ich nicht wissen; jetzt aber gebietet mir die Christenpflicht, ihm zu helfen. Unser Herr und Meister verlangt, auch Liebe an dem Feinde zu üben; dieser da ist ebenfalls ein Bruder von uns, wenn auch ein gefallener. Liebe leidet, trägt und duldet Alles, — und das müßt ihr noch lernen; so lange ihr jedoch dies nicht erkennen wollt, seid ihr noch kein wahrer Christ!" —

Dippold schwieg, die Augen auf den Dieb heftend. Boleslav wagte keinen Einwand mehr, ließ sich auf seinem Lager nieder und schlief ein, schlief bis zum Morgengrauen. Als er erwachte, sah er den Klausner immer noch an der Seite des Gefallenen sitzen. Obgleich er solche Aufopferung kaum für möglich hielt, obgleich das Gefühl der Bewunderung sein Herz ergriff, erlaubte der Herzog sich doch nicht, seinen Gedanken und Empfindungen Worte zu geben; er verrichtete vielmehr seine gewöhnlichen Geschäfte und bemühte sich, seinem ehrwürdigen Freunde in Beobachtung und Pflege des Diebes beizustehen. Dieser schlief noch einige Stunden. Darauf bemächtigte sich seiner eine außerordentliche Unruhe; es schien ihn ein wüster Traum zu foltern. Plötzlich erwachte er und blickte um sich wie einer, dem die verlorenen Sinne wieder gekommen waren. Sein Auge fiel auf den Klausner, der ihn forschend anblickte. Mit dem Ausrufe: „Wehe mir Armen!" raffte er sich von seinem Lager auf, stürzte schaamerfüllt zu Dippold's Füßen nieder, umschlang diese und rief: „O, ehrwürdiger Vater, verzeihet dem Sünder! — Ihr habt mir für meine Bosheit Barmherzigkeit erwiesen, und ich bin nicht werth, euch anzuschauen; laßt mich Gnade bei euch finden, dann soll meine Hand nie wieder nach fremdem Gute greifen, dann will ich redlich bleiben mein Leben lang!"

Himmlische Milde prägte sich in Dippold's Zügen aus; er sprach: „Was du thatest, Unglücklicher, das wird dir dein Gewissen sagen, und oft noch wird der Wurm in deinem Herzen wüthen; doch rechten will ich nicht mit dir! Möge sich Gott deiner erbarmen und dir einst bei dem letzten Gerichte nicht anrechnen, was du auf Erden verbrachest. Suche Reue, thue Buße, dann wird dich der Richter droben zu Gnaden annehmen!"

Schluchzend und zerknirscht hörte der Dieb die Rede des frommen Klausners an, dann umschlang er noch einmal seine Kniee, als wollte er sie nimmer wieder loslassen, darnach aber sprang er hastig auf, verließ die Klause, schlich an der Gartenumzäunung hin und verschwand hinter dem dichten Tannengebüsch.

Boleslav hatte Alles schweigend mit angesehen; in ihm war eine große Umwandlung vorgegangen. Thränen glänzten in seinen Augen, als er Dippold so väterliche Worte an den reumüthigen Dieb richten hörte, und heilige Begeisterung für die Lehre von der Versöhnung ergriff ihn, als er den Begnadigten, von der Großmuth des Einsiedlers gebeugt, hinweggehen sah. Des Herzogs Stimmung war feierlich ernst; er schritt auf Dippold zu, ließ sich vor ihm auf die Knie nieder und sprach: „Vater ich habe Licht gefunden, und meine schweren Zweifel sind gewichen; ich habe das Höchste und Herrlichste im Worte des Herrn erkannt und glaube nun in allen Stücken der heiligen Lehre Jesu; nun bitte ich euch aber auch, ihr wollet mich taufen und aufnehmen in den Christenbund!“

„Die Erkenntniß der ewigen Wahrheit hat Christus euch gesendet!“ antwortete der Klausner und forderte zugleich den Herzog auf, mit ihm nach dem Brunnen zu gehen. Hier angekommen gab Dippold seinem Schüler noch einmal einen kurzen Ueberblick über die Grundwahrheiten der christlichen Religion und fragte ihn, ob er seinem abzulegenden Gelübde auch bis an den Tod treu bleiben, ob er Gott gehorchen und allen Menschen mild und liebreich begegnen wolle; dann taufte er ihn mit dem Wasser der reinen Quelle, nachdem Boleslav ein freudiges Ja abgegeben und hinzugefügt hatte: „Auch die Bruderliebe werde ich treulich üben; ich habe ja heute so tief empfunden, wie schön es ist, den Zorn zu dämpfen und dem fehlenden Mitmenschen zu verzeihen!“

Nach der Taufe geleitete der Klausner den Herzog zur Kapelle, wo beide so oft heilige Stunden der Andacht gefeiert hatten. Hier wurde noch viel über Werth und Kraft des Christenglaubens gesprochen, hier empfing Boleslav noch manchen Wink und manchen Rath für künftig Tage, und spät erst traten Einsiedler und Herzog den

Rückweg an. Am nächsten Morgen stand Boleslav reisefertig vor seinem Lehrer. Freuden- und Dankesthränen flossen, als beide sich die Hand zum Abschiede reichten, und den Bruderbund besiegelten Umarmung und Bruderkuß. Der Herzog band sein vorher gesatteltes Roß vom Stangenzaune los und rief dem Klausner noch ein Lebewohl mit den Worten zu: „Nun wohlan; es muß geschieden sein! Vielleicht auf baldiges Wiedersehn!“

„Ist's nicht hier, so ist es dort!“ antwortete Dippold, legte die Hand segnend auf Boleslav's Haupt und trat darauf einen Schritt zurück, als sein Schüler sich auf das Roß schwang und herzlich grüßend hinweg ritt. Der Klausner sah ihm nach, soweit er mit seinen Blicken folgen konnte, dann ging er allein zurück in seine Einsamkeit und betete für Böhmens Heil und für das Glück und Wohl seines frommen Fürsten.

Boleslav kam wohlbehalten in der Burg seiner Väter zu Prag an, ward von den Edlen seiner Zeit innigst verehrt und empfing den Beinamen „der Fromme.“ Er wurde 967 Herzog von Böhmen; er begeisterte sich täglich mehr für die Religion Jesu und führte 971 in seinem Böhmerlande das Christenthum ein. Später stiftete er das Erzbisthum Prag und baute mehrere schöne Kirchen.

Wie lange Dippold in seiner Klause noch wirkte, berichtet die Sage nicht. Als Erinnerungszeichen steht nur noch der große Sandsteinfelsen auf der Haide, und die Höhle, in welcher Spuren von Gemäuer zu entdecken sind, heißt heute noch der Einsiedler oder die Dippoldsklause. Der nahe Quell fließt immer noch; er trägt den Namen Einsiedlerbrunnen. Von der Barbarakapelle waren in neuerer Zeit auch noch Trümmer vorhanden. Der Klausner führte viele Lehrbegierige in das Christenthum ein. Die Stätte, wo er wohnte, wurde einzelnen Bekennern so lieb, daß sie zuletzt sich in der Nähe derselben ansiedelten, Hütten bauten und auf diese Weise in Dippold's Walde einen Ort gründeten, welcher zum Gedächtniß und zu Ehren des frommen Einsiedlers später — Dippoldiswalda genannt wurde.

Nach andern Mittheilungen soll der Einsiedler Dippold nicht nur Boleslaw, sondern auch dessen ältesten Bruder Wenzel, also die beiden Söhne des böhmischen Herzogs Wradislaw I., in der Barbara-Kapelle, wo er lehrte, getauft haben. Ein Keller, welcher zur Dippoldsklause gehörte, wurde vor etwa 100 Jahren zugemauert, da unredliche Menschen drinnen ihre Wohnstätte aufgeschlagen hatten. — Das Stadtwappen von Dippoldiswalda deutet heute noch auf einen Einsiedler hin. — Am wahrscheinlichsten ist in Bezug auf Gründung dieser Stadt die Angabe, daß ein gewisser Dippold aus dem Geschlechte von Clomen oder Lohmen im 11. Jahrhunderte in dortiger Gegend den Bergbau sehr begünstigte und durch Beschaffung von Wohnungen für seine vielen Arbeiter die erste Veranlassung zur Anlegung der Stadt gab. Schon um 1270 gab es in der Nähe von Dippoldiswalda alte Berghalden.

Das Goldschiffchen in der Kirche zu Ebersdorf bei Chemnitz.

An der Zschopau, wenige Stunden von Chemnitz entfernt, liegt das Dorf Lichtenwalde, zu welchem ein großes, schönes Schloß sammt einem prächtigen, durch seine herrlichen Wasserkünste bekannten Garten gehört. Die Zschopau windet sich hier zwischen hohen Felsufern hin und das romantische Thal bietet tiefe Schluchten und jähe Abhänge dar. — Vor Jahrhunderten war es dort noch ganz anders; der Pflug hatte sich nur geringer Strecken bemächtigt, aber Waldungen gab es in Menge. Aus diesen ragte am Zschopauufer die alte Burg Lichtenwalde empor, ebenso trotzig den fehdesüchtigen Ritter anstarrend, als freundlich den vorüberziehenden Sänger einladend. In der Burg war es einst — man sagt, gegen das Ende der Kreuzzüge — sehr

still, denn drinnen wohnte ein junger, wackrer Ritter, Namens Wolf, dem weder Kriegeslärm und Jagdgetön, noch Rundgesang und Becherklang behagte. Er liebte die Waldeinsamkeit und das Minnelied und sprengte täglich auf schnaubendem Rosse nach den nächsten Umgebungen eines Schlosses, um die hier zu sehen, an der seine ganze Seele hing: die holde, herrliche Jungfrau Kunigunde. Anfangs war er schon beglückt, wenn er nur ihre Gestalt von fern erblicken konnte und ihren Schleier wehen sah, aber bald gnügte seinem Herzen diese stille Freude nicht mehr, denn seine Neigung zu Kunigunde wuchs mit jedem Tage. — „Sie muß die meine werden!" rief er oft im Feuer einer Leidenschaft, die ihn so stark ergriffen hatte, daß er manche halbe Nacht hindurch die Augen nicht zu schließen vermochte. Endlich wollte sein Glücksstern, daß Wolf von Lichtenwalde bei einem Ritterfeste, das Kunigundens Vater veranstaltet hatte, erscheinen konnte, wobei sich ihm eine günstige Gelegenheit darbot, mit Kunigunde ein längeres Zwiegespräch zu unterhalten. Gar bald hatte der stattliche Ritter sich der Jungfrau verrathen, und diese schien dem jungen, kräftigen Manne keineswegs abhold zu sein. Wolf erbat sich von ihr und ihrem Vater die Erlaubniß, in späteren Tagen wiederkehren zu dürfen, erhielt dieselbe sehr gern und kam darnach, im Anfange seltener, in der Folge jedoch öfter und auf längere Zeit. Das Herz Kunigundens war bald sein eigen. Beide hielten ihr Geheimniß in eigner Brust verschlossen und wagten nicht, dem strengen Vater der Kunigunde sich zu eröffnen. Doch mit der täglich wachsenden Liebe erwachte in beiden endlich auch das heftigste Verlangen, sich gegenseitig ganz anzugehören, und darum beschlossen sie, zu gelegener Stunde sich den väterlichen Segen zu ihrem Bunde zu erbitten. Dazu fand sich denn bald Gelegenheit; aber der Erfolg war nicht ganz der gewünschte.

„Ich achte euch, Wolf", sprach Kunigundens Vater, „und habe in euch einen kräftigen, wackern Mann erkannt, der wohl dazu taugt, meine Tochter zu beglücken; doch kann ich zum Bunde mit ihr mein Ja nicht geben,

bevor ihr euch nicht mit Feinden gemessen und durch Muth, Stärke und Edelsinn ausgezeichnet habt!"

„Für euer Kind," entgegnete Wolf, „setze ich gern mein Leben ein! Euer Wille ist mir Befehl; in den nächsten Tagen ziehe ich ab nach dem gelobten Lande, das starker, muthiger Männer bedarf!"

Kunigunde entfärbte sich, als sie den Entschluß ihres Herzensfreundes vernahm; aber ihr Vater warf ihr einen beruhigenden Blick zu, ergriff Wolf's Hand, drückte sie herzlich und sprach: „Recht so, junger Freund; seid ein würdiger Sohn der Ritter von Lichtenwalde. — Ziehet nur hinaus in's heilige Land; Gott wird mit euch sein und euch glücklich heimführen. Ihr werdet erfahrener in's Vaterland zurückkehren, ihr werdet dann als ein geprüfter Mann im Bunde mit meiner Tochter ein schöneres Leben führen, als ihr es jetzt haben würdet, wenn ich zwei junge Herzen für ein ganzes Menschenleben sogleich verbände."

Kunigunde kannte den festen Willen ihres Vaters und fügte sich demselben unter Thränen der Wehmuth. Wolf wiederholte seinen Besuch nur noch wenige Tage lang, um die jungfräuliche Braut zu sehen und zu sprechen, dann pilgerte er mit ihr nach Ebersdorf zu dem wunderthätigen Marienbilde, wo sie vereint sich dem Schutze der Gebenedeiten empfahlen und lange im Gebete am heiligen Altare knieeten. Gestärkt durch das Gebet, ermuthigt durch frommen Glauben vertrauten sie ihr Geschick dem Herrn und trennten sich dann auf lange Zeit. Wolf drückte sein theures Lieb noch einmal an's Herz, gelobte Treue in Freud und Leid, in Noth und Tod; dann aber eilte er hinweg, sich zum Abzuge zu rüsten. — Er reiste bald darauf nach dem Morgenlande und zog unter mancherlei Gefahren und Abentheuern den Helden nach, die Gut und Leben daran gesetzt hatten, das heilige Grab in Palästina den Händen der furchtbaren Saracenen zu entreißen. Welche Schaaren von Kriegern und Wallfahrern waren schon dorthin geeilt, und doch hatte die Mehrzahl von ihnen nur ein Grab in fremder Erde gefunden. — Für Wolf von Lichtenwalde gab es viel zu sehen und zu lernen, und allerdings bekam er draußen in der großen, weiten Welt ganz andre

Begriffe vom Leben und Treiben der Menschen. Nach langer Reise langte er endlich im gelobten Lande an. Hier fand er den Einfluß der Christen sehr geschwächt; denn was diese durch blutige Kämpfe errangen, das hatten die grausamen Türken schon seit Jahren wieder an sich gerissen. Aber demohngeachtet wollte man die geheiligten Oerter, wo einst Christus mit den Seinen lebte und wirkte, nicht in den Händen der Barbaren lassen, und daher sammelten sich von neuem muthige Streiter, um den Saracenen das heilige Grab mit seinen Umgebungen wieder zu entreißen. Zu ihnen gehörte auch der kühne Wolf von Lichtenwalde. Er war keinesweges der Schwächste in den furchtbaren Kämpfen mit den Feinden. Einmal im Streite gegen die türkischen Horden, stürmte er im Bunde mit christlichen Kriegern vernichtend auf die Gegner ein und verrichtete Wunder der Tapferkeit. So bestand er manchen Strauß, obgleich der Tod ihn in vielerlei Gestalten anstarrte. —

Zwei Jahre lang hatte Wolf zum Schutze des heiligen Grabes gekämpft, dann hielt er sein im Stillen abgelegtes Gelübde für erfüllt. Er hatte während seiner Thätigkeit im gelobten Lande die Ueberzeugung gewonnen, daß dort der Kampf vereinzelter Kräfte wohl nie über die Uebermacht der Saracenen siegen werde, und folgte darum gern dem Drange seines Herzens nach Rückkehr in die Heimath. Aus seinem Vaterlande hatte er während der Zeit seiner Abwesenheit nichts Bestimmtes erfahren. Auch Kunigunde war ohne alle Nachrichten von ihrem theuren Wolf geblieben und oft wenn das Herz ihr recht voll von liebender Sorge war, nach Ebersdorf geeilt, um sich dort am Marienaltare Ruhe und Tröstung zu holen.

Mit mancherlei Zeugnissen ritterlichen Muthes versehen, begab sich endlich Wolf von Lichtenwalde wieder an die Küste des mittelländischen Meeres dort bei Joppe, wo eben ein Schiff zum Abgange nach Venedig ausgerüstet lag. Er bat den christlichen Schiffshauptmann um Aufnahme und ward als ein wackrer Streiter um das Heiligthum herzlich willkommen geheißen. Wenige Stunden nach Wolf's Ankunft an Joppe's Strande flatterten die Segel des Schiffes hoch in den Lüften; der Wind war

günstig; das stattliche Fahrzeug durchschnitt kräftig die grünen Meereswogen, und bald lag Palästina nur noch als ein kleiner, dunkler Streifen im Hintergrunde der See. Die Schiffsmannschaft war sehr heiter gestimmt, denn der Himmel sah rein und verhieß eine glückliche Fahrt. Gern tauchten sich die Blicke der Reisenden in das tiefe Blau des erhabenen Gewölbes. Der Tag verging unter Lust und Scherz. Gegen Abend aber bemerkte der Schiffshauptmann eine kleine Wolke am fernen Horizonte, bei deren Anblicke sich sein erst so fröhliches Antlitz sofort verdüsterte. Der Ostwind, der bisher das Fahrzeug so leicht durch die Fluthen geführt hatte, nahm einen ganz andern Character an. Scharf pfeifend fuhr er durch das Segelwerk, so daß es den Ruderern schon schwer wurde, das Schiff auf rechter Bahn zu erhalten.

Der Hauptmann stand ernsten Blickes am Bord und rief den Matrosen zu: „Seid alle auf der Hut! Ein jeder halte sich bereit, wenn die Gefahr kommt! — Ehe noch die Nacht einbricht, werden wir mit Sturm und Wogendrang arg zu kämpfen haben. Merkt wohl auf jeden Wink, den ich euch geben werde, und vertraut auf Gott und eure Kraft!“ —

Die erfahrenen Schiffsleute fanden die Besorgniß ihres Befehlshabers ganz gerechtfertiget. Nur Wolf schien noch einige Zweifel zu hegen, da er mit dem Meere weniger vertraut war; doch bald wurde er eines Andern belehrt. Der scharfe Wind legte sich zwar auf eine kurze Zeit, aber das Wölkchen am Himmel vergrößerte sich. Eine ungewöhnliche Schwüle trat ein; schwarze Gewitterwolken zogen sich von verschiedenen Seiten zusammen und der Donner grollte bald näher und näher. Die Nacht war eingebrochen. Blitze zuckten nach dem Meere herab; es brauste von fern her; die bisher noch ruhige See gerieth in Aufruhr; ein furchtbarer Orkan brach los und peitschte die Wogen zu Bergen und schleuderte das Schifflein, einer kleinen Schale gleich, auf den Wellen umher. Der Schiffshauptmann behielt seine Geistesgegenwart. Verschlang auch das Tosen des Wassers und das Brausen des Sturmes sehr oft seine Commandoworte, so ließ er

sich dadurch doch nicht entmuthigen, sondern erschien in eigner Person an der Stelle des Schiffes, wo die größte Gefahr sich kund gab, um dem Untergange des Fahrzeuges vorbeugen zu helfen. — Doch, was ist der Mensch, wenn die Elemente sich gegen ihn erheben? — Bis in die tiefe Nacht hinein hatten die welschen Seeleute gegen das Ungestüm des Meeres gekämpft, aber dann war ihre Kraft völlig geschwunden. Die Wogen schleuderten das arme Schiff immer fürchterlicher umher; sie zogen es jetzt in den Abgrund hinab, und hernach hoben sie es wieder zu Berge. Die Segel rissen; der Mastbaum brach; es krachte im Schiffe, als müsse es bersten, und als solle es sofort in dem tiefsten Wellengrabe begraben bleiben. Zuletzt sank auch dem Hauptmanne der Muth; er blieb zwar dem äußeren Anscheine nach kalt, doch im Stillen überlegte er schon, was zu thun sein möchte, wenn Gott des Schiffes Untergang beschossen haben sollte.

Von Minute zu Minute vergrößerte sich die Gefahr, denn der Orkan raſete mit jedem Augenblicke ärger. Die Matrosen ließen endlich die ermatteten Arme sinken und hoben die Hände zum Himmel empor, alle Heiligen um Gnade und Erbarmen anflehend. Schon empfahlen sie ihre Seelen dem Herrn des Lebens und des Todes, denn sie glaubten ihren sichern Untergang vor Augen zu haben, da erschien auf dem Verdeck ernsten und festen Schrittes der Rittersmann aus Sachsenland, Wolf von Lichtenwalde. Er hatte im wilden Streite mit den Saracenen wohl manches bluterstarrende Bild gesehen, aber solche Gefahren, welche das aufgeregte Meer dem Muthe der sonst so kühnen Männer entgegen stellte, waren dem jungen Helden doch noch nicht vorgekommen. Die Verzagtheit der Schiffsmannschaft und der bedenkliche Zustand des bedrohten Fahrzeuges schwächten seine eigenen Hoffnungen auf Rettung. Mit schwerbedrücktem Herzen dachte er der Geliebten daheim, die er bald zu sehen sich geträumt hatte und nun, wenn er in den Wellen begraben werden sollte, als arme trauernde Braut sich denken mußte. Ernst blickte er in die grause Nacht hinein, da durchzuckte ein Blitzstrahl den Himmel und beleuchtete die Schreckensscene, welche der raſende Sturm auf dem Verdeck des Schiffes malte.

Tief erschüttert betrachtete Wolf die todtbleichen Gesichter der Seeleute. Sein Muth war noch nicht ganz gebrochen, denn in seinem Herzen wohnte frommer Sinn und Gottvertrauen. „Wenn die Noth am größten," meinte er, „ist Gottes Hülf' am nächsten!" — Doch die Hülfe schien ausbleiben zu wollen, denn der Sturm knickte auch den zweiten Mast, riß alles Segelwerk durcheinander und peitschte die Wogen zur furchtbarsten Höhe. Als nun die Wellen sich vernichtend über das Verdeck hinwälzten, faltete Wolf seine Hände und betete: „Herr Gott, du gebietest dem Winde und dem Meere; du hast mich bisher so gnädig in vielen Gefahren beschützt, laß mich nicht verderben in den Fluthen! Sende deinen Engel, daß er uns beistehe; hilf, daß ich die Theure wiedersehe . . . . ."

Ein neuer Blitz zerriß den düstern Schleier der Nacht. Wolf glaubte den Himmel offen zu sehen, und im Geiste erblickte er die treue Kunigunde, wie sie in Gestalt eines Engels an den Altarstufen zu Ebersdorf kniete und vor dem wunderthätigen Marienbilde betete. Seine Einbildungskraft wurde immer aufgeregter; er sank nieder, umklammerte den Maststumpf des wild umhergeworfenen Schiffes und rief durch Wogengebraus und Sturmesgeheul zum Himmel empor: „O Maria, heilige Jungfrau, bitte für mich, bitte für uns! Dein Bild hat mich am heimathlichen Altar stets mit Zuversicht erfüllt, wenn ich zu deinen Füßen lag! O führe mich in's Vaterland zurück und laß mich hier nicht verderben. Erbarme dich unser, schütze unser Schiff! Und kehre ich glücklich in das Land meiner Väter zurück, dann will ich dir, Gebenedeite, ein Schifflein voll puren Goldes weihen. — Ach gieb mir ein, was dich sonst erfreuen kann, ich will es gern zu Füßen deines heiligen Bildes in Ebersdorf niederlegen!" —

Kaum hatte Wolf sein Gelübde ausgesprochen, kaum hatte er sich mühsam aufgerafft, da krachte noch einmal ein fürchterlicher Donner, dann aber wurde es allmählig stiller auf dem Meere. Der Orkan war vorüber; die Wolken zerissen; die Wogen beruhigten sich; das Mondlicht zeigte sich am Himmel, und einzelne Sterne glänzten mild am Firmamente. — In den Blicken der Matrosen

nahm die Heiterkeit wieder Platz. Die Freude gab der ganzen Schiffsmannschaft neue Kräfte. Alle legten Hand an, um das arg beschädigte Fahrzeug wieder mit ausbessern zu helfen, aber es konnte nur wenig geschehen, da die Beschädigung zu bedeutend war. Mit Mühe und Noth vermochte man an dem Maststumpfen einige Stücken Segeltuch auszuspannen und das Ruderzeug nothdürftig herzurichten. Schon während dieser Arbeit trat ein günstiger Wind ein, der das Schiff ohne menschliche Beihülfe rüstig vorwärts trieb. Als der Tag anbrach, hatte sich das Meer vollständig beruhigt. Die Weiterfahrt verlief nun, trotz des ungünstigen Zustandes des Schiffes, ganz glücklich. Nach einigen Tagen langten die welschen Seeleute in Venedig an und vergaßen hier bald der ausgestandenen Strapazen.

Wolf von Lichtenwalde hielt sich in der herrlichen Dogenstadt nicht lange auf, denn es zog ihn mächtig nach der Heimath hin. Eilenden Fußes berührte er noch einige italienische Städte, dann kaufte er sich ein schönes arabisches Roß und jagte auf demselben den deutschen Landen zu. Wie schlug ihm sein Herz, als er die lieben Töne seiner Muttersprache wieder vernahm! — Sein edler Araber schien zu wissen, wie sehnlich man auf Wolf's Heimkehr wartete, denn er trug den Ritter mit unglaublicher Schnelligkeit durch Wald und Flur, und bald langten beide in Sachsen an. Auf Lichtenwalde angekommen wurde Wolf von den Seinen mit lautem Jubel begrüßt. Er legte sofort seine Kriegsrüstung ab, warf sich in die stattlichste Ritterkleidung und eilte zu seiner theuren Kunigunde. Diese war im Verlaufe von zwei Jahren wirklich zu der unvergleichlichen Schönheit emporgeblüht, wie sie ihr Bräutigam im Augenblicke der größten Gefahr vor den geistigen Augen gehabt hatte. — Welch ein beglückendes Wiedersehen feierten die treuen Herzen; welch Lob spendete der Vater Kunigundens dem tapfern Wolf, als dieser nur ein kleines Bild der zwei schweren Prüfungsjahre, die er nun hinter sich hatte, entrollte. Kunigunde war überglücklich im Anschauen des trefflichen Helden, der ihr, vollkommen zum Manne gereift, noch weit liebenswürdiger erschien als vor zwei Jahren. Sie erzählte,

daß sie fast täglich am Marienaltare auf den Knieen gelegen und die Mutter Gottes um Schutz für ihren Verlobten gebeten habe. Drauf bat sie den Ritter Wolf dringend, sofort mit ihr nach der Kirche von Ebersdorf zu eilen und Gott für so gnädige Führung Dank darzubringen. — Wolf war dazu bereit, ergriff aber vorher Kunigundens Hand, führte die holde Tochter zu ihrem greisen Vater und sprach zu diesem: „Ehrwürdiger Freund, ihr wißt, daß ich vor zwei Jahren eine Bitte um euren Segen an euch zu richten wagte . . . . .“

Weiter konnte der sonst so tapfre Wolf nicht reden, denn der Sturm seiner Gefühle überwältigte ihn und hemmte den Lauf seiner Rede. Dies merkend ergriff der ebenfalls gerührte Greis die rechte Hand seiner Tochter, legte sie in die ihres Verlobten und rief: „Meinen Segen gebe ich euch, Kinder; möge auch Gott euch seinen Segen geben, damit ihr ein recht langes, glückliches Leben führen könnt! Ihr habt beide die euch aufgelegte Prüfung bestanden, — du, meine Kunigunde, hast Geduld und Ergebung gelernt, und ihr, mein wackerer Wolf, habt euch als Mann, als Held und als Christ erprobt; darum glaube ich nun auch fest, daß ihr das Gelübde der Treue nicht brechen, vielmehr recht glücklich sein werdet! Geht mit Gott zur heiligen Stelle und dankt ihm für die euch erwiesene Gnade!“

Hoch beseligt verließen die Verlobten das väterliche Haus und verrichteten an Ebersdorf's Altare ihr gläubiges stilles Gebet, wobei Wolf des Gelübdes, welches er auf dem Schiffe in der Stunde der höchsten Gefahr ablegte, mit opferwilliger Innigkeit gedachte.

Wenige Wochen nur vergingen nach dem Tage beglückenden Wiedersehens, da trug Wolf alles Gold, was er besaß, zusammen und legte es in ein von einem Künstler zu diesem Zwecke gefertigtes Schifflein. Es wurde bis zum obersten Rande gefüllt. Nachdem dies geschehen, warf sich der Ritter in seine Feierkleider und eilte mit dem kostbaren Schifflein zu der theuren Braut, die nun auf ewig die seine werden sollte. Als er im neuen Vaterhause ankam, ertönte vom Thurme zu Ebersdorf silberhell das Traugeläute. Ein stattlicher Zug von Rittern und Edelfrauen entfaltete sich, voran Wolf von

Lichtenwalde, an der Rechten Kunigunde führend, in der Linken das goldbeschwerte Schifflein tragend. Der Zug bewegte sich nach dem Gotteshause von Ebersdorf, welches zur seltnen Feier mit Blumen und Kränzen reich ausgeschmückt worden war. Das schöne Paar schritt unter erhabenen Klängen einer geistlichen Musik nach dem Altare zu den sammetnen Sesseln. Doch ehe Wolf sich dort niederließ und ehe die eigentliche Weihe erfolgte, setzte der Ritter sein Schifflein an den Stufen des Altars nieder und wendete die Augen dankerfüllt zum Himmel, von welchem ihm einst die Hülfe gekommen war. Drauf setzte er sich zur Seite seiner Braut und wartete das Erscheinen des Priesters ab. Dieser erschien im festlichen Ornate. Er pries mit beredtem Munde die ewige Liebe Gottes, die zwei treue Herzen in gnädigen Schutz genommen und nach zweijähriger Trennung wieder zusammen geführt hatte, er erflehte für das holde Paar des Himmels reichsten Segen und weihete die Verbundenen zu einem langen, glücklichen Leben, indem er, auf das Goldschifflein deutend, die Worte einflocht: „Euer Sinn war bisher edel und rein, wie dieses Gold, das dem Altare der Heiligen gespendet ward. Doch mit Gold sind himmlische Güter nicht zu erkaufen; darum lasset die Sorge um irdischen Besitz euch nie blenden, sondern wisset, daß der Höchste nur solche Menschen schützt und segnet, welche ihm in Frömmigkeit ergeben bleiben. Das Schifflein aber, das eine tapfre Hand zu unserm Altare trug, mag für alle Zeit in diesen Mauern schweben und alle Pilger mahnen, den Sinn vorzüglich auf das Unvergängliche zu richten!“ —

Nach der Trauungsfeierlichkeit bewegte sich der glänzende Zug wieder in das Vaterhaus Kunigundens. Hier gab es Freude die Fülle, und lange noch sprach man von der prächtigen Hochzeit des edlen Paares. Wolf verlebte mit seinem lieben Weibe viele Jahre des reinsten Glückes, und Reich und Arm waren beiden von Herzen zugethan.

Das Goldschifflein wurde in der Kirche als Wahrzeichen aufbewahrt.

Das Schiffchen hängt heute noch, freilich sehr defekt und also nur noch als Wrack, unter dem Orgelchore im Schiffe der Stiftskirche zu Ebersdorf. Diese hat durch einen Brand im Jahre 1654 viel verloren. — In unmittelbarer Nähe der gedachten Stiftskirche auf dem Kirchhofe zu Ebersdorf steht auch noch die ehemalige Wallfahrts- und Gnadenkapelle; doch das einst so berühmte Marienbild ist nicht mehr vorhanden. — Was an der Sage vom Goldschifflein wahr sein mag, darüber läßt sich geschichtlich gar nichts nachweisen; auch ist über die Person und den Namen des Ritters von Lichtenwalde und über die Zeit, in welcher er gelebt haben soll, ebensowenig etwas Gewisses zu sagen, als über die Verwendung des Goldes, wenn dasselbe wirklich als ein Weihgeschenk in der Kirche niedergelegt worden ist. — In der vorreformatorischen Zeit besaß die Stiftskirche zu Ebersdorf bedeutende Mittel; an ihr amtirten sieben Geistliche, nämlich 1 Pfarrer und 6 Kapläne.

Lichtenwalde gehört zur Parochie Ebersdorf.

Die Kirchthürme in Greifenhain.

Nahe bei der Stadt Frohburg liegen die zwei Dörfer Greifenhain und Eschefeld. Die Kirche des letztern Ortes hat keinen Thurm, aber über dem Greifenhainer Gotteshause ragen zwei hohe Thurmspitzen nebeneinander in die Luft empor. Ueber die Entstehung derselben geht im Volke folgende Sage.

Etwa im 14. Jahrhunderte war Greifenhain im Besitze des Ritters Kunz, welcher mit dem Herrn von Eschefeld innige Freundschaft geschlossen hatte. Beide, vorzüglich der Eschefelder, waren große Liebhaber vom Würfelspiel, daher sie manche Nacht beisammen saßen und hohe Summen auf das Würfelbret setzten, indem

sie zugleich dem schäumenden Becher tüchtig zusprachen. — Verlor einer von den Rittern auch einmal sehr viel, so wurde er deshalb dem andern nicht gram, sondern er tröstete sich, wie alle Spieler, mit dem Gedanken, daß er beim nächsten Spiele jedenfalls das Doppelte gewinnen werde.

Einst — es war grade im Erntemonate — saßen die Ritter wieder beieinander*) und würfelten um hohe Preise. Am leidenschaftlichsten zeigte sich dabei der Herr von Eschefeld, der schon sehr viel verloren hatte. Mehrere Stunden verliefen unter dem Klappern der Würfel und dem Geklirr der schweren Gold- und Silbermünzen. Die Ritter hatten in der Hitze des Spieles gar nicht bemerkt, daß ein furchtbares Gewitter am Himmel aufzog und sich baldigst zu entladen drohte. Als aber die Blitze greller durch die schwarze Nacht zuckten und die Donner gewaltiger rollten, da mahnte Kunz zum Schlusse des Spieles. Dem Herrn von Eschefeld war dies gar nicht nach seinem Sinne, weil er einen Theil der verlornen Summen wieder zu erringen hoffte. Er begehrte wenigstens noch einige Einsätze. Der Greifenhainer gab nach; Fortuna war dem Eschefelder abermals ungünstig.

Das Gewitter rückte immer näher; die Blitze fuhren im Zickzack in der nächsten Umgebung von Frohburg nieder, und ein Donnerschlag folgte dem andern, zornig fortrollend über das Hügelland und im Thale der Wyhra.

„Nun der letzte Wurf, und den sollst du haben!“ sprach Kunz zu seinem Freunde und fügte hinzu: „Bei solchem Wetter noch länger zu spielen, hieße freveln!“

„Ja, noch einmal und dann das letzte Mal!“ entgegnete der Eschefelder. Drauf griff er mit Begierde nach den Würfeln, ließ sie auf das Bret rollen und — verlor wieder.

In demselben Augenblicke stürzte ein Diener des Kunz athemlos in das Spielzimmer und rief seinem

---

*) Ob im jetzigen Städtchen Frohburg oder in einem der zwei Dörfer, das läßt die Sage unbestimmt.

Herrn zu: „Ach, Herr Ritter, in euren Thurm zu Greifenhain ist der Blitz gefahren; er brennt lichterloh!“

Der Eschefelder hörte die Hiobsbotschaft mit an und sprach zu seinem Freunde: „Da sieh, Kunz, nun hast du heute mehr verloren, als ich!“

Der eilige Diener des Kunz hatte wieder frischen Athem geschöpft, und wendete sich, seine Botschaft zu Ende führend, an den Eschefelder mit den Worten: „Und euer Thurm in Eschefeld, Herr Ritter, ist nebst einem Theile der Kirche schon niedergebrannt; auch ihn hat das Wetter getroffen!“

„Dann bin ich freilich doppelt geschlagen!“ antwortete ziemlich betreten der Angeredete.

Der Diener verließ das Zimmer. Kunz stand auch auf, um zu gehen und seinen in der Feuersnoth bedrängten Dorfbewohnern zu Hülfe zu kommen.

Sein Freund hielt ihn aber am Arme fest und rief: „Halt, Kunz, noch einen Wurf, den letzten für heute! Du hast ihn mir stillschweigend zugesagt, und dabei soll es verbleiben!“

„Nun gut, es sei! Wie viel wohl setzest du?“ sprach Kunz.

„Wie viel?“ entgegnete der Eschefelder achselzuckend, und fügte halb lachend, halb im verbissenen Aerger hinzu: „Mein Beutel ist ja leer; doch kommt mir ein Gedanke bei, und auf den mußt du eingehen, wenn du mich lieb hast!“

„Wenn ich's vermag, recht gern!“ versicherte Kunz.

„Wir haben beide,“ sagte der Eschefelder, „in unserm Dorfe durch das Wetter den Kirchthurm eingebüßt und müssen nun an den Neubau denken. Wie wäre es, wenn wir um unsre Thürme würfelten?“

„Was,“ frug Kunz befremdet, „was ficht dich an? Um unsre Thürme? Bist du bei Sinnen, Freund?“ —

„Ja,“ erwiderte der Eschefelder, „um unsre Thürme! — Gewinne ich beim Wurfe, dann baust du mir meinen Kirchthurm zu Eschefeld, und fallen die Würfel zu deinem Glücke, dann zahle ich das Geld, welches der Bau deines Greifenhainer Thurmes kostet.“ —

Kunz wollte Einwendungen machen, aber sein leidenschaftlich erregter Freund griff hastig nach den zwei knöchernen Loosen, warf sie auf das Bret hin, überflog mit stieren Blicken die schwarzen Punkte, jubelte laut auf und rief: „Da sieh, Kunz, die Sechs und Fünf, — das macht zusammen Elf! — Wirfst du nun nicht Zwölf, dann baust du zwei Thürme, den deinen in Greifenhain und den meinen in Eschefeld!“

„Noch bist du nicht Sieger,“ antwortete Kunz, „denn die Würfel können auch anders entscheiden; aber es sollte mir leid thun, wenn die Gunst des Glückes auch hierin dich verließe! — Bedenke wohl: die Würfel haben zweimal die Sechs!“ — Bei diesen Worten sah Kunz seinen Freund ernst an, als wollte er ihn nochmals zu überlegen geben, daß es gewagt sei, den Thurmbau durch einen Glückeswurf zu entscheiden.

Der Eschefelder glaubte in den gutgemeinten Worten des Kunz nicht den Biedersinn des Freundes, sondern die klugberechnenden Abmahnungen eines mit Verlust bedrohten reichen Mannes zu erkennen. Daher beachtete er die ihm vorgehaltenen Bedenklichkeiten gar nicht, vielmehr ergriff er die Würfel, drückte sie dem Spielgenossen in die Hand und sprach: „Hier, Kunz, noch einen Wurf und unser Spiel ist zu Ende! Laß mich an dir nicht irre werden; laß mich nicht glauben, daß du den Wurf darum verweigerst, weil du schon jetzt erkennst, daß du verlieren wirst!“

Dem Ritter von Greifenhain schwoll zwar die Zornesader, doch er unterdrückte seine innere Aufregung und entgegnete: „Eigennutz habe ich nie geliebt, am allerwenigsten unter Freunden! — Dein Verdacht gegen mich und meine Redlichkeit hat mich geschmerzt, und ich bin nun durch deine bittern Worte zum Wurfe gezwungen, um in deinen Augen nicht gemein zu erscheinen!“ —

Der Eschefelder merkte jetzt seines Freundes wachsende Empfindlichkeit und darum erklärte er: „Ich habe mich übereilt, Kunz, und bitte dich um Verzeihung! — Verletzen wollte ich dich nicht. — Aber nun wirf auch und laß das Glück entscheiden!“

„Es sei, weil du so drängst!“ rief Kunz. Er hob die Hand empor und schleuderte die Würfel in unmuthiger Erregung auf das Bret.

Die Blicke beider Ritter fielen zu gleicher Zeit auf die Würfel. Ein augenblickliches Schweigen folgte. Der Eschefelder schien seine Augen von den schwarzen Punkten gar nicht wieder wegwenden zu können, bis endlich seine Zunge wieder beweglich wurde und er in arger Verstimmung murmelte: „Sechs und Sechs ist Zwölf!“

Kunz von Greifenhain zeigte bei seinem großen Glücke einen gewissen Gleichmuth; er schien den Eschefelder wegen seines Verlustes mehr zu bedauern, als sich selbst über seinen Gewinn zu freuen und sprach: „Sieh, Freund, man muß sich hüten, die Gunst des Glückes trotzig und mit Gewalt erzwingen zu wollen. Nun habe ich deinen Thurm gewonnen, und du giebst's Geld zum Bau in Greifenhain! — Doch sei versichert, daß ich's gnädig mit dir machen werde.“

Der Eschefelder brummte mürrisch sein „Ja!“ dazu und bemerkte noch: „Dein ist mein Thurm, und ich mag nun gar keinen haben! Daß aber aus meinem Verluste mir wenigstens etwas Gutes erspriesse, so will ich dir, weil Leidenschaft im Spiel mich stets bethört, hiermit geloben, nie wieder einen Würfel anzurühren.“

Die Ritter reichten sich die Hände, sicherten sich ferner, treue Freundschaft zu und schieden friedlich von einander. Das Gewitter verzog sich.

In den Dörfern Greifenhain und Eschefeld war man des entfesselten Elementes bald Herr geworden. An den nächsten Tagen gab es dort viel zu thun, damit die Herstellung der beschädigten Kirchen möglichst schnell in Angriff genommen werden konnte. — Der Eschefelder duldete nicht, daß der Baumeister einen Thurm auf die Kirche seines Ortes setzte, weil er durch den Mangel desselben täglich an sein Gelübde erinnert sein wollte. — Kunz von Greifenhain baute an seiner Kirche ein großes Thurmgemäuer und ließ auf demselben zwei nebeneinander stehende hohe Spitzen errichten,

die, einem riesigen Bruderpaare gleich, in die Luft emporragten. Als der Greifenhainer Thurm fertig war, erschien der Herr von Eschefeld vor Kunz, um ihm das Geld für den Bau zu zahlen. Kunz hieß den Freund herzlich willkommen, führte ihn zur Baustelle und sprach: „Siehe, mein Thurm ist fertig, und der deine steht geschwisterlich neben ihm! Du zahlst mir natürlich nur so viel Geld, als die eine Spitze zu bauen kostet, denn alle übrigen Theile des Thurmes errichtete ich blos aus freiem Willen in der Absicht, um zwei Thürme als Sinnbild unwandelbarer Freundschaft zwischen zwei Männern dastehen zu sehen!“

Der Eschefelder lobte die Güte des Greifenhainers, und beide blieben eben so fest als Freunde vereinigt, wie das Zwillingspaar der Greifenhainer Thürme auf gut gemauertem Grunde stand. — Der Eschefelder spielte nie wieder. — Die Ritter kamen fast täglich zu traulichem Zwiegespräch zusammen, besuchten beide so manches Zechgelag, fanden viel Vergnügen im Waidwerk, und nie kam zwischen ihnen wieder ein Mißton vor. Erst durch den Tod konnten die eng verbundenen Herzen der Freunde getrennt werden.

Jahrhunderte sind seitdem vergangen, aber heute noch stehen die zwei Thurmspitzen der Greifenhainer Kirche geschwisterlich nebeneinander, die naheliegende Waldung „Wolfslücke“ weit überragend. — In Eschefeld steht heutigen Tages noch kein Thürmlein auf dem Gotteshause, ja, es geht sogar die Sage, daß die Eschefelder Gemeine sich keinen Thurm bauen dürfe.

Wer die thurmlose Kirche zu Eschefeld sieht und auf die Mahnungen der Sage hört, der hütet sich schon, dem Glücke durch Spielwuth etwas abtrotzen zu wollen, der blickt lieber nach den Bruderthürmen von Greifenhain und wünscht sich selbst und seinen Nachbarn den friedlichen Biedersinn, durch welchen Kunz einst seine freundschaftliche Verbindung mit dem Eschefelder zu erhalten und zu befestigen verstand.

Die Gründung der Kirche zu Greifenhain fällt in die Zeit vom 12. zum 13. Jahrhunderte, worauf die Bauart, sowie die in ein Werkstück des Gebäudes eingehauene Jahreszahl 1292 hindeutet. Sie wurde nach und nach durch verschiedene Anbaue erweitert. — Ueber die Errichtung der Kirchthürme zu Greifenhain fehlen sichre Nachrichten. Die Erzählungen über ihre Entstehung beruhen blos auf Sagen, von welchen die eine noch am glaubwürdigsten erscheint, welche angiebt, daß zwei adelige Fräulein die Thürme aus ihren eignen Mitteln erbaut haben sollen.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite.
Der Zähndrich von Scharfenberg.	3
Die letzte Schweſter auf dem Kapellenberge bei Schönberg.	9
Der Käthchenſtein bei Annaberg.	14
Der Kärrner zu Stollberg.	29
Die alte Mordgrube bei Freiberg.	43
Die Oswalds- oder Tutelskirche bei Etterlein.	49
Oswald Barthel's lange Schicht.	56
Der Einſiedler Dippold und ſeine Klauſe bei Dippoldiswalda.	69
Das Geldſchiffchen in der Kirche zu Ebersdorf bei Chemnitz.	77
Die Kirchthürme in Greifenhain.	87

Der Verfasser der vorliegenden Sagen gedenkt infolge vielfach an ihn ergangener Aufforderungen im Laufe des nächsten Jahres

sämmtliche Sagen Sachsens

in der Art bearbeitet, wie einige derselben in 2 Bändchen durch den g. Volksschriftenverein zu Zwickau verbreitet worden sind, herauszugeben.

Um die Größe der Auflage einigermaßen bemessen zu können, erlaubt sich unterzeichnete Buchhandlung, hierdurch zur Subscription ergebenst aufzufordern und zu bitten, die Zeichnung nachstehend zu bewirken, die Namenliste aber entweder auf dem Wege des Buchhandels, oder **durch die hochverehrten Bezirkvereinsvorstände, um deren gütige Vermittelung wir hiermit zu bitten uns verstatten,** an uns gelangen zu lassen.

Den Subscribenten geht das Werk billiger zu, doch soll durch die Subscription niemand zu Annahme des ganzen Werkes, dessen Umfang sich auf ca. 10 Lieferungen, à 5—6 Ngr., erstrecken dürfte, verpflichtet sein.

Borna, den 1. October 1867.

Büching'sche Buchhandlung.

Name.	Stand.	Wohnort.	Zahl der gewünschten Exempl.

Sächsische Volkssagen.

III. Bändchen.

Bearbeitet

von

Robert Wolfram.

Zwickau.

Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

1872.

☞ Man bittet die Rückseite zu beachten. ☜

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

46, 3721

Sächsische

Volkssagen.

III. Bändchen.

Bearbeitet

von

Robert Wolfram.

Zwickau.
Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

1872.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

geschenkt von

Erich Siegel

Geyer

Thümerstr. 149.

Sebastian Rommer.

Gründung der Stadt Schneeberg.

Das freundliche, stark bevölkerte Erzgebirge in Sachsen war vor 400 Jahren größtentheils noch mit ungeheuren Waldungen bedeckt, welche hier und da von ungeregelten Holzpfaden durchschnitten wurden. Sorgenvoll betrat der einsame Wandrer diese wilden, rauhen Wege, da er fürchten mußte, die Beute eines grimmigen Bären oder Wolfes zu werden, oder in den urwaldähnlichen Holzungen sich zu verirren. Heute noch erinnern manche Namen erzgebirgischer Strecken, wie: Bärenfang, wilde Ecke, Wolfshöhle, Saubad u. s. w., an die ehemalige Beschaffenheit des Gebirges.

Im 15. Jahrhundert waren besonders die südlich von Zwickau nach Böhmen hin gelegenen Wälder noch sehr wild, da dort höchstens ein Holzarbeiter, ein Kohlenbrenner oder ein Bergknappe als seltene menschliche Erscheinung sich zeigte, sonst aber Landbau und gewerbliches Leben sich nur an wenigen Stellen kund gab.

Jene unwirthbaren Waldstrecken durchwanderte einst — nach der Sage um das Jahr 1470 — ein junger, kräftiger, unbemittelter Handelsmann, Sebastian Rommer, welcher auf seinen Reisen durch Sachsen, Böhmen und andre Länder stählernes Werkzeug für Schuhmacher verkaufte. Sein Wohnort war Girke, jetzt Görkau, in Böhmen. Dorthin wollte er zurückkehren, nachdem er zuletzt die Stadt Zwickau besucht hatte. Beschwert mit seinem Waarenkasten eilte er an einem heißen Sommertage durch den dichten Wald, um vor Einbruch der

Nacht noch bis Klösterlein Zelle zu gelangen. Waldschatten und Vogelgesang machten ihm den Stieg auf den unebenen Pfaden leichter, und mit Furchtlosigkeit schritt er in der Einsamkeit fort. Plötzlich glaubte er menschliche Schritte zu hören. Er täuschte sich auch nicht; denn ein Mann mit langem, krauslockigem Barte trat ihm entgegen, nickte ihm zu und sprach: „Ach, Nonner, du bist's!"

So beherzt Nonner auch war, so machte doch die Erscheinung des ihm ganz fremden Mannes einen eignen Eindruck auf ihn; er wurde befangen und blickte den Fremden verlegen an.

„Kennst du mich nicht?" rief dieser wie verwundert und fügte hinzu: „Ich kenne dich; ich bin dein Freund; ich bringe dir Glück; dir steht Verborgenes offen!"

Nonner fühlte sich durch den Ton dieser Worte ermuthiget. Er fragte nach der Bedeutung derselben, erhielt aber keine klare Antwort; denn der Krausbart versetzte: „Belug' alles genau, besonders das, was andre nicht achten; brauch deinen Verstand, und das Geringe wird dir ein großer Schatz werden; wend's aber auch gut an, dann ist dein Glück gemacht!"

Schon öffnete Nonner den Mund, um weiter zu fragen, da lachte der freundliche Fremdling und verschwand mit den Worten: „Wir sehen uns wieder!"

Nonner starrte vor sich hin; er wußte nicht, wie ihm geschah. Unruhe bemächtigte sich seiner. Wie von einer unsichtbaren Hand gezogen, fühlte er sich zu eiliger Fortsetzung seiner Reise gedrängt. Mit fast ängstlicher Hast schritt er unter den altersgrauen, riesigen Nadelbäumen hin, wobei ihm nicht entging, daß der Wald immer dichter wurde und er jedenfalls den rechten Weg verfehlt hatte. Dazu änderte sich die Luft; der Wind erhob sich und brauste durch die Gipfel der Fichten, die den Einsamen mit ihren großen Flechtenbärten geisterhaft anstarrten. Rindenlose bleiche Baumstücken, die einst der Sturm gebrochen, lagen gleich Knochen von riesigen Thieren im Dunkel des Waldwirrnisses und hemmten zuweilen die schnellen Schritte des Wanderers. Solche Umgebung machte dem Handelsmanne doch einiges Bangen. Gereinigt von dem Gedanken, die Nacht

über jedenfalls im Walde bleiben zu müssen und vielleicht wilden Thieren zur Beute zu werden, irrte er noch lange umher. Auf einmal erheiterte sich sein Gesicht, da er Spuren von menschlichen Fußtritten im weichen Boden bemerkte. Wohin diese führten, wußte er freilich nicht.

„Belug' alles genau!" hatte der Krausbart gesagt; das wollte ja Romner auch nicht vergessen. Wie der Wilde jeden kleinen Umstand bei Aufsuchung irgend einer Spur gewissenhaft berücksichtigt, so ließ auch Romner die Fußtapfen und andre Merkzeichen nicht wieder aus den Augen. Sie leiteten ihn auf einen Fußpfad, und so hoffte er, denselben verfolgend, doch noch vor Sonnenuntergang aus dem Walde zu gelangen. Der Weg zeigte sich weiterhin betretener. Mit hoher Freude gewahrte Romner nach kurzer Wanderung ein hölzernes Haus, Kaue genannt, welche über der Einfahrt eines Eisengrubenschachtes erbaut worden war, um den Bergleuten vor und nach der Schicht als ein Obdach zu dienen.

Die Thür zur Kaue war verschlossen. Romner pochte an. Ein Steiger erschien am Eingange; derselbe wollte beim Anblicke des Fremden die Thüre schon wieder zurückziehen, als Romner ihn mit einem freundlichen-Glückauf!" begrüßte und hinzusetzte: „Ich habe mich verirrt, Freund, und bitte dich, mir den Weg zu beschreiben, der auf die Straße nach Böhmen führt. Auch giebst du mir wohl einen Trunk frischen Wassers. Brod und Fleisch habe ich bei mir; doch mich dürstet sehr. Hole Wasser und sei mir Gast bei meinem Vesperbrode!"

„Warum das nicht!" rief der Steiger. Er führte den Wandrer nach einer nahen Quelle, lagerte sich dort mit ihm in's Gras, nahm von Romner's Eßwaaren seinen Theil und wurde sehr sprachselig. Die Unterhaltung erstreckte sich hauptsächlich auf die Beschaffenheit der Eisengrube, an welcher der Steiger arbeitete. Dieser zeigte sich mit der Ausbeute der Grube höchst unzufrieden. „'s ist," meinte er, „mit dem Eisenerze da drinnen ein wahres Elend! Sonst war das Erz hier auf dem Schneeberge recht gut; seit wir aber einen neuen Quergang ausbeuten, finden wir nur nichtsnutziges

Zeug. Eisenstein brechen wir in Menge, doch das Eisen will sich mit dem Hammer nicht bearbeiten lassen; das Erz fließt und rinnt, und ein Eisenstab wird kaum noch fertig. Der Geist im Berge ist uns nicht hold; wir werden die Grube aufgeben müssen!"

„Das ist sonderbar;" sprach Romner, „wer weiß, was dahinter steckt. Gieb mir doch einige Erzstücken aus dem ärgerlichen Quergange. Ich reise weit umher und kann vielleicht erfahren, was es mit dem Erze für eine Bewandniß hat."

„O gern," erwiederte der Steiger, „nimm mit, so viel du tragen kannst!"

Die Männer verließen die Quelle und gingen nach der Kaue zurück. Nachdem Romner einige Erzstufen zu sich genommen hatte, geleitete ihn der Steiger den Schneeberg hinab nach einem Waldwege und gab ihm die Richtung an, welche er nun, um sicher zum Ziele zu gelangen, im Auge behalten mußte. Endlich stand der Bergmann still und meinte: „Kannst nicht mehr fehl gehen, Freund; wende dich weder rechts noch links! Uebrigens wirst du auf dem Wege nach unsrer Schmelzhütte kommen, in welcher du mit eignen Augen das Rennеisen sehen kannst."

Mit einem herzlichen „Glückauf!" verabschiedeten sich die Männer und jeder ging seinen Weg.

Romner kam bald an dem bezeichneten Hüttenwerke an. Es lag am Abhange der Höhen, wo später Schlema*) gegründet wurde. Die Hüttenleute waren grade in voller Arbeit. Das Erz schmolz im Ofen, doch der Fluß desselben zeigte sich abermals in unerwünschter Art. Verdrossen blickten sie auf das vermeinte Rinneisen und riefen: „Ach, daß sich Gott erbarme; wieder mißlungen! Es muß eine Strafe des Himmels sein!" Manchem Hüttenarbeiter standen die Thränen in den Augen.

„Belug' alles genau!" dachte Romner bei sich. Theilnehmend mischte er sich unter die Klagenden, ließ sich alles Unglück genau beschreiben, „belugte" Alles und erbat sich zuletzt einige Stücken des „nichtsnutzigen" Eisens. Drauf reiste er ab und kam wohlbehalten in seinem

*) Jetzt ein sächsisches Dorf mit großem Blaufarbenwerke.

Wohnorte Görkau an, um einige Wochen daheim zu sein und neue Vorräthe zu seiner späteren Handelsreise anzuschaffen. In dieser Zeit lernte er in Böhmen mehrere Wallonen*) kennen, die damals oft umherzogen, um Bergwerke zu entdecken und Gold aufzusuchen. Da die Wallonen bedeutende Kenntnisse und Erfahrungen im Bergfache und in der Erzkunde insbesondere hatten, so wendete sich Romner an dieselben und bat, ohne über den Fundort zu sprechen, um Auskunft über das aus Sachsen mitgebrachte Renneisen. Die Sachverständigen waren über die Beschaffenheit desselben nicht lange in Zweifel und suchten zu erforschen, woher Romner das Erz erhalten habe, indem sie erwähnten, daß dasselbe sammt dem Schmelzproducte sehr reich an Silber sei. „Brauch deinen Verstand!" dachte der pfiffige Handelsmann dabei, wie ihm der Krausbart gerathen hatte. Er dankte den Wallonen für ihre Mittheilung, ließ sich aber mit ihnen über Näheres nicht ein, und bewahrte überhaupt alles, was er nun über die von den Bergleuten vielfach geschmähete Ausbeute aus der sächsischen Eisengrube wußte, als Geheimniß.

Romner begab sich bald wieder auf die Reise in fernere Länder. Sein „Renneisen" führte er bei sich. In Steyermark hielt er sich längere Zeit auf, um Stahlwaaren einzuhandeln. Auch hier erfuhr er von Sachkundigen, daß das von ihm zur Beurtheilung vorgelegte Schmelzeisen sammt dem Erze sehr silberreich sei. — Nach seiner Rückkehr wanderte er zunächst nach Nürnberg, wo er dem Münzwardein seinen Schatz ebenfalls zur Prüfung vorlegte und gleiche hoffnungsreiche Auskunft erhielt. Der kluge Wardein gab sich alle Mühe, von Romner zu erfahren, woher er so edles Erz habe; er spendete ihm Wein, um ihn recht geschwätzig zu machen, ja er trug ihm den Abschluß eines Compagniegeschäftes für Aufsuchung von Silbergruben an, und fast hätte Romner alles verrathen, wenn er nicht noch zur rechten Zeit an das Wort seines geheimnißvollen Freundes: „Brauch deinen Verstand!" gedacht hätte. Als er plötzlich sehr schweigsam wurde, begegnete ihm auch der

*) Damals auch Walen oder Venetianer genannt.

Wardein mit einer auffallenden Kälte, und beide trennten sich.

Kaum hatte sich Romner entfernt, so sendete der Wardein Boten aus, um den Fremdling beobachten zu lassen; zu gleicher Zeit machte er im Stillen dem Magistrate Nürnbergs Mittheilung über die Anwesenheit des Fremden, der ein wichtiges Geheimniß in sich verberge, und bat dringend, den seltnen Vogel ja nicht entwischen zu lassen.

Die hochweisen Herren des Raths, in ihrer Mitte der Wardein, beriethen über die zu ergreifenden Maßregeln und beschlossen, in Güte und unter glänzenden Versprechungen, wenn nöthig auch mit Gewalt, dem Handelsmanne das Geheimniß über den Fundort seines Silbererzes abzuringen.

Noch in der nächsten Nacht ward Romner verhaftet und dann vor den Magistrat geführt. Man behandelte ihn anfangs höchst freundlich; man gab ihm Hoffnung auf reichen Lohn und auf Ehrenstellen, und man sicherte ihm einen großen Gewinnantheil zu, wenn er bereit sein würde, die Orte zu bezeichnen, an welchen er Gänge so reichen Erzes verborgen wisse. Aber der Handelsmann ließ sich zu keiner genaueren Mittheilung bewegen, sondern er wich stets mit der Antwort aus, daß er selbst noch nichts Sicheres wisse, später jedoch gern nähere Nachrichten bringen wolle, wenn er auf seiner nächsten Reise Nürnberg wieder berühren werde. Die heitern Gesichter der Rathsherren verfinsterten sich endlich; man sah den Vätern der Stadt die Ungeduld und Verdrossenheit deutlich an.

„Du kannst also gar nichts weiter aussagen?“ donnerte ihn der Bürgermeister an, indem er dem Gefängnißwärter einen Wink gab, sich dem Fremdlinge zu nahen.

In demselben Augenblicke glaubte Romner den Krauskopf hinter den grünen Vorhängen ermuthigend hervorlugen und das Haupt schütteln zu sehen.

Der Handelsmann war nun fest entschlossen, zu schweigen und selbst Gefängniß zu dulden.

Als darauf der Bürgermeister dem Schergen befahl, den trotzigen Mann im Kerker so lange aufzubewahren, bis seine Zunge geläufiger werden würde, da versuchte

Romner noch einen andern Ausweg; er sprach: „Hochweise Herren! Meine Gefangenschaft wird euch und mir gar nichts nützen. Das Erz gab mir ein Freund, seines Handwerks ein Schreiner, mit der Bitte, es in fremden Landen prüfen zu lassen, aber er hat mir nicht gesagt, wie er zu demselben gekommen ist. Laßt ihr mich frei gehen, dann könnte ich Nachforschungen halten, und erführe ich den Fundort, dann würde ich, wenn ihr's redlich mit mir meint, wieder nach Nürnberg kommen und euch alles ansagen; hernach dürft ihr mir aber auch den versprochenen Lohn nicht verweigern!"

Die Rathsherren bedachten sich den Vorschlag, nickten darauf beifällig mit den Köpfen und sprachen freundlicher denn vorher: „Es sei! Gehe frei hinweg und kehre bald mit guter Botschaft zurück!"

Wer war froher wie Romner! Der schlaue Fuchs entschlüpfte der Falle.

Er packte in Nürnberg seine Waaren zusammen, eilte hinweg und kam glücklich in seiner Heimath an, von welcher aus er nun als Hausirer seine Handelsreisen wieder unternahm. Zuerst gedachte er nach Zwickau zu gehen, auf dem Rückwege aber die Eisensteingrube noch einmal zu besuchen, um hier mit helleren Augen zu sehen.

Gedacht, gethan.

Zwickau besuchte er zur Zeit des Jahrmarktes in Gesellschaft andrer Handelsleute. Da er trefflichen Absatz für seine Waaren fand und eine gute Einnahme hatte, so fühlte er sich sehr heiter und sprach dem Biere mehr zu, als er sonst gewohnt war. In seiner frohen Stimmung ließ er sich mit einigen Bürgern der Stadt in Neckereien ein. Aus dem anfänglichen Scherze wurde bald Ernst. Die erhitzten Köpfe geriethen hart aneinander; es kam zu einer argen Schlägerei. Bewaffnete erschienen, trennten die Streitenden und führten den angeblichen Anstifter des Zankes, Sebastian Romner, nach dem Gefängnisse. Hier saß dieser Tag und Nacht. Die Haft war bei seiner Vorliebe für's Herumziehen durch Wald und Flur das größte Leid, das ihm angethan werden konnte, daher er auf Mittel sann, sich möglichst schnell wieder in Freiheit zu versetzen. Dies hoffte er am sichersten durch Andeutungen über den Besitz seines

Geheimnisses ausführen zu können Als ihm nun Wasser und Brod gebracht wurde, sprach er zu dem Gefängnißwärter: „Es ist mir leid, daß ich mit Zwickauer Bürgern in Zank gerathen mußte, aber noch mehr thut es mir weh, daß ich nun auch nicht im Stande bin, dem Herrn Amtshauptmann Martin Römer eine Nachricht zu bringen, die höchst wichtig ist!“

„Römer ist ein guter, gerechter Mann;“ antwortete der Wärter, „ich werde ihm mittheilen, was du mir gesagt hast, und er wird dich gern hören.“

Nur wenige Stunden vergingen, da erschien der Wärter wieder, um den Gefangenen zum Amtshauptmann zu begleiten. Dieser ließ Romner vorführen und den Wärter abtreten.

„Was hast du mir zu sagen?“ fragte Römer.

Romner verneigte sich und sprach: „Ach, Herr, ich bin wegen sehr geringfügiger Händel verhaftet worden, die ich nur zum Theil veranlaßt habe. Die Bürger der Stadt verhöhnten mich wegen meiner schlechten Kleider, und ich rief ihnen zu: Ihr werdet mich alle noch beneiden! Dieses Wort machte die Spötter nur noch übermüthiger, und so kam es, daß ich auch ein Wort mehr sagte, als sich geziemte.“

Das offenherzige, gewandte Wesen des Handelsmannes machte auf Römer einen guten Eindruck; er fragte darum mit einer gewissen Theilnahme: „Ist denn dein Handel so einträglich, daß du hoffen darfst, einst noch eine beneidenswerthe Rolle in der Welt spielen zu können?“

„O nein,“ erwiderte Romner, „mein Geschäft sichert mir kaum das tägliche Brot; aber ich weiß nicht sehr weit von Zwickau einen Schatz, den ich noch zu heben gedenke, und der mich wohl zum reichen Manne machen kann.“

Römer lächelte und sprach: „Schatzgraben hat selten etwas eingebracht; es ist ein Trugbild für verdrehte Leute, und zu ihnen scheinst du mir doch nicht zu gehören “

„Sehr recht!“ versetzte Romner und fügte halblaut, als dürfe es niemand hören, hinzu: „Ach, Herr, mit der Wünschelruthe mag ich mein Glück nicht suchen, wie

viele Thoren dies gethan haben; mein Schatz ist schon gefunden; denn ich darf nur graben, dann habe ich Silber in Menge."

Der Amtshauptmann schüttelte ungläubig das Haupt.

„Ihr glaubt mir nicht, Herr," fuhr Romner fort, „und ich verdenk's euch auch nicht, daß ihr in die Reden eines schlichten Handelsmannes Zweifel setzt; aber verlaßt euch drauf, ich werde nicht eher ruhen, bis ich meinen großen Schatz gehoben habe. Wollt ihr mir dazu eure Hülfe zusagen?"

„Nun," rief Römer lebhafter, „bist du denn deiner Sache gar so gewiß?"

„Ei," meinte Romner, „würde ich um euren Beistand bitten, wenn ich nicht sicher wäre? Allein freilich kann ich nichts thun, um zu dem Reichthume zu gelangen; dazu brauche ich die Hülfe von Männern, wie ihr seid! — Ehe wir aber weiter etwas bereden, bitte ich euch, mich von der Gefängnißhaft loszusprechen."

„Gut," sprach Römer, „du magst frei sein! Doch nun erkläre dich auch näher über deine Sache! Kann ich zu ihrer Förderung behilflich sein, so darfst du auf mich rechnen."

„Ihr seid ein Ehrenmann," entgegnete Romner, „euch vertraue ich wie der Bruder dem Bruder, und ihr sollt euch in mir auch nicht getäuscht haben!" —

Der Handelsmann griff dabei schmunzelnd in die Tasche, zog einige von seinen Erzstücken hervor, legte sie in die Hand des Amtshauptmanns und fügte hinzu: „Seht, lieber Herr, dergleichen Zeug weiß ich noch viel liegen; es kommt nur darauf an, daß es richtig behandelt wird."

Römer wog die Stufen nachdenklich in der Hand und fragte: „Was ist das?"

Romner erwiderte: „Nichts anderes, als gutes Silbererz! Wallonen und andre Sachkenner haben es geprüft und für sehr ergiebig erklärt."

„Silbererz?" rief Römer erstaunt, „Silbererz? Und dergleichen weißt du in Menge liegen? Wo ist der Fundort?"

„Ihr sollt alles erfahren, Herr," versetzte Romner ernst und feierlich, „doch muß ich euch dringend bitten,

nichts zu verrathen, mir auch Wort und Handschlag auf Theilung des Gewinnes zu geben, wenn ihr bereit seid, in Gemeinschaft mit mir den Silberbau zu beginnen und fortzuführen."

Römer schlug seine Hand betheuernd in die Rechte Romner's, und dieser schüttelte sie kräftig unter den Worten: „Gut denn. Wort und Handschlag von euch gelten mir als heiliger Schwur! — Morgen, wenn's euch beliebt, gehen wir nach der Grube, wo man sich täglich über die theure Ausbeute ärgert, die durchaus Eisen werden soll und doch viel höheren Werth besitzt als Eisen, wo man über den Berggeist klagt, daß er die Hüttenleute foppe und nur breiiges Eisenerz spende, das mißgestimmt bei Seite geschoben wird."

Noch lange sprachen die zwei Männer mit einander über die wichtige Angelegenheit, dann trennten sie sich bis auf Wiedersehn am andern Morgen.

Kaum graute dieser, so wanderten Römer und Romner über Berg und Thal, um nach der merkwürdigen Kaue zu gelangen. Lang war der Weg, doch angenehm für beide, weil die Hoffnung ihre Schritte beflügelte. Endlich kamen sie in der Nähe des Schachtes an, der auf dem Schneeberge lag.

„Wir sind am Ziele," meinte Romner und deutete dabei auf einen Haufen reichen Silbererzes, welches die Bergleute dort ausgebracht und aufgeschüttet hatten.

Römer schlug staunend die Hände in einander und stand dann wie versteinert am Platze. Dies fiel seinem Gefährten auf, daher dieser fragte: „Ihr traut wohl dem Dinge nicht ganz?"

„O doch," sprach der Amtshauptmann, „aber ich muß mich wundern, daß ich erst durch die Mittheilungen eines einfachen Mannes, wie du bist, zur Klarheit und Wahrheit kommen soll. Wir stehen hier nämlich an derselben Grube, von welcher ich schon seit vielen Jahren Mitbesitzer war. Weil man nun hier in neuerer Zeit kein gutes Eisenerz mehr fand, so habe ich meine Kuxe fallen lassen, und mit mir haben dies viele andre Fundgrübner auch gethan. Jetzt lerne ich freilich über den Werth meines aufgegebenen Bergantheiles ganz anders denken!" —

„Alles Verlorene läßt sich hier mit tausendfachen

Zinsen wieder gewinnen," meinte Romner, „hätten wir nur erst die Grube in unserm alleinigen Besitze, um dann frei darüber verfügen zu können!"

„Dazu treffe ich morgen schon Einleitung!" sprach Römer. Drauf reichte er Romner die Hand und sagte: „Wir sind nun Freunde und Genossen! Ohne Arglist haben wir den Vertrag zu gemeinschaftlicher Thätigkeit geschlossen; nun wollen wir ihn auch als redliche Männer treu und ehrlich halten!"

Romner schlug ein und nickte dem wohlwollenden Amtshauptmanne, den er unerwartet schnell zum Freunde bekommen hatte, Beifall zu. Nachdem beide sich durch Befragen der Bergleute und durch Besichtigung der Grube eingehend unterrichtet hatten, verließen sie die Raue wieder und eilten nach Zwickau zurück.

Dem Amtshauptmann wurde es nicht schwer, die Vergantheile an der Eisengrube um ein Billiges anzuwerben, so daß er sich binnen wenigen Wochen als alleiniger Eigenthümer derselben, als Bergherr, betrachten konnte. Manche Leute spöttelten über den sonderbaren Einfall Römer's, Antheile an einer Grube, wo man nur Renneisen ausbeutete, um die geforderten Preise anzukaufen; doch dies störte den neuen Bergherrn nicht im mindesten.

Kaum hatte Römer die Grube vollständig im Besitze, so forderte er seinen Genossen Romner auf, Görkau zu verlassen und sich in Zwickau anzusiedeln, und kaum war dies geschehen, so trat der Amtshauptmann die Hälfte des Grubenbesitzes an Romner ab, mit dem er sich nun freund-brüderlich verband.

Die neuen Grubenherren entwickelten in ihrer Grube auf dem Schneeberge bald eine ungewöhnliche Thätigkeit. Nachdem sie den Bergleuten zum neuen Beginne des Werkes ein heitres Fest bei Speise und Trank bereitet und in ihnen nach langem Seufzen wieder eine freudige Arbeitsstimmung erweckt hatten, begann es sich auf dem Schneeberge in nie geahnter Weise zu regen. Viele Arbeiter wurden noch angenommen, der Grubenbetrieb ward mehr geregelt, und alle Ausbeute speicherte man einstweilen in den Vorrathsräumen auf, bis die Poch und Hüttenwerke vollkommen hergestellt worden waren.

Nach wenigen Wochen ging man an die Aufbereitung des gewonnenen Erzes, und siehe da, bei der Schmelzung lachte den zwei Bergherren der Silberblick. Welche Aufregung entstand nun in der ganzen Umgegend! Das „Silbergeschrei," d. i. die Kunde von aufgefundenem Silberreichthum in Schächten und Gruben, erscholl bald durch das ganze Land. Die Ausbeute aus dem Schneeberge überstieg auch wirklich alle Erwartungen. In allen Gängen der Grube stieß man auf blinkende reiche Erzadern und selbst gediegenes Silber wurde in großer Menge zu Tage gefördert. Zuweilen war es kaum zu gewältigen. Oft konnte die Menge des Silbers nicht gleich gemünzt werden, daher nicht selten der Fall eintrat, daß man den Bergarbeitern den Lohn statt in geprägtem Gelde in sogenannten Broden oder Silberkuchen auszahlen mußte*).

Daß der Reichthum der beiden Bergherren Römer und Romner täglich wuchs, bedarf keiner Erwähnung. Die zwei Freunde waren überglücklich im Besitze so hohen Segens. Sie vergaßen aber auch die Dankbarkeit gegen Gott nicht, der sie so glücklich gemacht hatte. „Wend's auch gut an!" dieses Wort des Krausbartes nahm sich Römer grade so, wie Romner, zur Richtschnur. Beide sorgten vor allem für das Wohl ihrer Arbeiter. Für dieselben errichteten sie am Schneeberge Wohnungen, die sich Jahr um Jahr vermehrten und erweiterten. Bald siedelten sich auch andre Leute dort an, und so war der Grund zu einem freundlichen Bergstädtchen gelegt, das nach der Höhe, auf welcher die ersten Häuser errichtet wurden, den Namen Schneeberg erhielt. — In Zwickau sowohl, als auch in Schneeberg traten Römer und Romner als unermüdliche Beförderer der Volkswohlfahrt, sowie als rettende Engel für Arme, Kranke

*) Nicht die Bergleute erhielten, wie die Sage erzählt, Silberkuchen à 6 fl. oder 12 Mark, sondern die Gewerken, d. i. die Theilhaber an den Gruben. Die reichste Ausbeute lieferten die Schneeberger Silbergruben in den Jahren von 1471—1475 und 1477—1482, ganz besonders aber von 1472—1478. — Der Amtshauptmann, Martin Römer, schickte dem Herzog Albrecht als Probe vom reichen Bergsegen aus der Georgenzeche einen Rosenkranz, welcher aus 29 kunstreich gearbeiteten Paternosterkugeln, aus gediegenem Silber gefertigt, bestand.

und Verlaſſene auf, und innige Verehrung wurde ihnen allerwärts zu Theil. — Daß, nachdem einmal das Silbergeſchrei durch das Land gegangen war, auch noch andre Fundgrübner am Schneeberge ihr Glück ſuchten und fanden, liegt nahe.*)

Der ſonſt ſo einfache Handelsmann Romner wurde nun wirklich vielfach beneidet, ſeiner Klugheit und Bieberkeit wegen aber auch von Tauſenden hoch geachtet und herzlich verehrt. Römer führte ihn in die angeſehenſten Familien ein. Am liebſten hielten ſich beide in der Familie Günther's von Bünau auf Neumark bei Zwickau, eines Verwandten Römers, auf, wo ſie viel frohe Stunden genoſſen und täglich gern geſehen waren. — Eines Tages befanden ſich die zwei Bergherren auch im Hauſe Bünau's, um als Gäſte an einem Familienfeſte Theil zu nehmen. Beim fröhlichen Mahle, das Günther von Bünau veranſtaltet hatte, ſprach man dem Becher tüchtig zu, und nicht einmal blos leerte man ihn auf das Wohl des Entdeckers der Schneeberger Silbergruben und ſeines Freundes Römer. Erſt als das Mondlicht durch die Fenſter des Schloſſes Neumark fiel, hob man die Tafel auf. Der feurige Wein hatte das Blut der befreundeten Zecher ſehr erregt, daher alle hinaus in das Freie eilten, um friſche Luft zu ſchöpfen. Auch Römer und Romner wanderten Arm in Arm im kühlenden Schatten des Laubwaldes und prieſen ihr freundliches Geſchick, das ihnen der Himmel bereitet hatte.

„Wir ſind beide recht glücklich," ſprach Römer, „doch fehlt dir, lieber Romner, noch etwas zu Erhöhung deiner Lebensfreuden. Du ſtehſt allein da! Wohl biſt du ein Wohlthäter für Tauſende, ein Vater der Armen, und das mag dein gutes Herz ſchon ſehr befriedigen, aber noch glücklicher würdeſt du ſein, wenn eine treue Gattin dir zur Seite ſtände. — Ich kenne eine Jungfrau, der du — das glaub' ich beobachtet zu haben — gar nicht abhold biſt; jedoch du hältſt dich von ihr zu

*) Unter ihnen ſind, außer Martin Römer und deſſen Bruder Niklas, auch noch Federnagel, Schicker, Polner, Gaulenhöfer, Sanger, Goldſchmidt, Neumann, Münzer, Mühlpfort, Morgenſtern u. A. als erſte Fundgrübner in alten Nachrichten genannt.

fern, und sie wird dir von kühneren Bewerbern plötzlich einmal weggenommen werden. Erlaubst du mir, Romner, daß ich für dich werbe?" —

„Ach, Römer," entgegnete Romner, „rede mir nicht von Dingen, die mir schon oft Herzweh gemacht haben. Ich bin in allen Beziehungen meines Lebens bisher ganz offen gegen dich gewesen, aber in einem Punkte muß ich auch gegen dich mich verschlossen zeigen. Nur eins will ich dir sagen: ich kenne ein weibliches Wesen, zu dem ich mich hingezogen fühle, doch zu ihr wage ich nicht hinaufzublicken ...."

„Zu Anna von Bünau, meinem Rühmchen!" unterbrach Römer schnell und fügte fragend hinzu: „Habe ich's getroffen, Freund? Sie ist's, die dir Herzweh macht, und ...."

„Bitte, Römer," wendete Romner ein, „rege in mir nicht Gefühle an, die mir schmerzlich sind. Anna, die herrliche adelige Jungfrau, die manchen ritterlichen Bewerber schon mit einem Körbchen heimsendete, sollte sich zu einem ehemaligen hausirenden Handelsmanne herablassen? — Du spottest doch nur!"

„Nein, Romner, versetzte Römer, „in so ernsten Dingen spotte ich nicht, besonders wenn sie dich betreffen. Ich habe dich, ich habe Anna genau beobachtet — aus Blick und Miene kann man viel lesen; — nun überlaß mir das Weitere. Früchte reifen nicht auf einmal, doch muß man sie auch zur rechten Zeit zu brechen wissen. Wir sprechen bald wieder von der Sache, und dann, hoffe ich, soll dein Herzweh sich verlieren. Jetzt aber wird's Zeit, daß wir uns unter die andern Gäste mischen; komm, laß uns gehen!"

Die Freunde schlossen sich der größeren Gesellschaft wieder an. Romner war jedoch ernster, als sonst; eine gewisse Unruhe hatte sich seiner bemächtiget und bald trat er den Heimweg an.

Je bedenklicher sich Romner von jenem Tage rücksichtlich seiner Besuche auf Neumark zeigte, desto öfter wußte der heitre Römer seinen Freund zu bewegen, der Bünau'schen Familie sich zu nähern. Nach mehreren Wochen war der besorgte Romner geneigter, dem Freunde auf der Besuchsreise sich anzuschließen, da er vom alten

Günther von Bünau freundlicher denn je aufgenommen wurde, und da er wahrnahm, daß das Edelfräulein Anna ihn wohl mit einer gewissen Schüchternheit, trotz dieser aber doch mit viel Zuvorkommenheit behandelte. — Im Laufe der Wintermonate sahen beide sich noch öfter, und als der Lenz wieder erschien, da vereinigten sie sich im Stillen durch Kuß und Händedruck zum ewigen Bunde. Bald darauf traten sie vor Günther von Bünau, um seinen Segen bittend. Der klugen Einleitung des vielgeltenden Römer hatten es die Stillverlobten zu danken, daß der Vater ohne Bedenken sein Ja und Amen gab. Wie glücklich war Romner!

Die goldnen Aehren des Feldes reiften und es ging dem Hochsommer zu, als auf dem Schlosse Neumark sich größeres Leben als gewöhnlich kund gab. Blumenschmuck erfüllte das Haus, und Glanz und Pracht zeigte sich in allen Gemächern. Die Hochzeit des Schloßfräuleins war nahe bevorstehend. Der Tag der festlichen Feier erschien. Romner begann den Tag mit Lob und Dank gegen Gott, der ihn so wunderbar geführt hatte. Innig beseligt eilte er nach Neumark, um seine herrliche Braut mit dem kostbarsten Schmucke, den hoher Reichthum erwerben konnte, zu zieren. Gleich ihm beglückt empfing ihn seine engelgleiche Braut. Aller Augen hingen mit herzlicher Freude an dem stattlichen Brautpaare, das sich zum Gange nach der Burgkapelle bereitet hatte. Feierliche Glockentöne erklangen; der Priester erschien; ein glanzvoller Zug entfaltete sich, voran Romner und Anna. Man schritt langsam der Kapelle zu. Kaum aber hatte das glückliche Brautpaar die Schwelle des geheiligten Ortes mit einem Fuße betreten, da trat, in ärmliche Kleider gehüllt, alt und bleich aussehend, der räthselhafte Krausbart hervor, der dem ehemaligen Görkauer Handelsmanne einst sein Glück verkündiget hatte.

Anna von Bünau erschrak; doch Romner drückte ihr ermuthigend die Hand und flüsterte ihr zu: „Sieh hier, theure Braut, den lieben Boten meines Glückes!“

Anna nickte dem Manne, von dem sie so oft gehört hatte, freundlich zu und wollte ihm eben die Hand reichen, da verneigte sich der Krausbart und sprach zu

Romner: „Du haſt nun dein Glück; bewahr' es dir auch. Doch, ſoll es dir bleiben, dann muß deine herzige Braut ohne Scheu noch eine Aufgabe erfüllen, ehe ſie dir ganz angehört."

„Ich will es," rief Anna freudig, „wenn's nur nichts Böſes iſt!"

„Und welche Aufgabe," fragte Romner, „haſt du im Sinne, ſeltſamer Freund? Willſt du mein Hochzeitsgaſt ſein? Du biſt mir tauſendmal willkommen!"

„Ein Kleines nur begehre ich!" verſetzte der Krausbart und eine große Thräne rann ihm über ſein Antlitz, das eine außerordentliche Sanftheit und Milde angenommen hatte. Er ſprach weiter: „Mit Vateraugen hab' ich dich im Stillen begleitet, und dir und deiner holden Braut bringe ich heute den beſten Erdenſegen. Dazu bedarf es eines Zeichens. Gieb mir die kleinſte Münze vom Silber des Schneeberges und befiehl deiner Anna, daß ſie mich küſſe!"

„O treuer, väterlicher Führer," rief Romner, „du verlangſt ein Leichtes!" Er ſuchte ſofort aus ſeinem Beutel die kleinſte Münze hervor und überreichte ſie dem Krausbart, indem er zugleich ſeine Braut bittend anblickte, um ihr dadurch zu verſtehen zu geben, daß ſie das von ihr Verlangte nicht verweigern möchte. Dies war aber gar nicht nöthig, denn Anna umfaßte ohne Bedenken das Haupt des Krausbartes mit beiden Händen und küßte ihn dreimal auf Stirn, Wange und Lippen. Im Geſicht des Alten ſchien ſich dabei eine jugendliche Heiterkeit abzuſpiegeln; er zog zwei goldene Roſenkränze hervor, drückte den einen dem Bräutigam, den andern der Braut in die Hand und ſprach zu Romner gewendet: „Du gabſt mir von dem Deinen, und euch wird nun nichts mangeln, wenn ihr das Eure treu nützet!" Zu Anna ſagte der Krausbart: „Drei Küſſe ſind drei Siegel; ſie bewahren die Treue, die Freude und die Liebe. Erhaltet euch dieſe; betet oft zu Gott, der alles giebt; lebt wohl!"

Mit dieſen Worten verſchwand der Krausbart plötzlich, und nie ſah man ihn wieder. — Die andern Theilnehmer am Hochzeitszuge bemerkten von dem allem nichts; ſie glaubten vielmehr, das Brautpaar ſtehe an der

Schwelle des Heiligthums, um vor Eintritt in daſſelbe noch ein gläubiges Vaterunſer zu beten, da ſie die hellglänzenden, koſtbaren Roſenkränze in den Händen hielten.

Man zog nun in die Kapelle, in welcher der Segen des Prieſters die liebenden Herzen auf ewig vereinigte.

Selten hat wohl das Glück einem Ehepaare ſo lange und ſo unwandelbar gelacht, als dies bei Romner nnd Anna von Bünau der Fall war. Beide verſtanden es aber auch, den Segen, den ihnen der Himmel geſpendet hatte, recht würdig zu gebrauchen; denn ſie fanden ihre größte Freude darin, die Noth der Armen, Elenden und Kranken zu lindern, Unglücklichen jeder Art beizuſtehen, Wohlthätigkeitsanſtalten zu gründen und überhaupt, wo ſie dazu nur eine Gelegenheit herausfinden konnten, reiche Opfer auf dem Altare der Menſchenliebe niederzulegen. — Das war der Dank, den ſie ihrem Schöpfer darbrachten, zu dem ſie ſich täglich im Gebete wendeten. In Liebe, Treue und Freude gingen ſie durch's Leben; alt und wohlbetagt ſchieden ſie aus demſelben; der Bote des ewigen Friedens küßte ihnen ſanft und heiter den letzten Hauch von ihren Lippen.

Die Perſon des Sebaſtian Romner — oft auch Rommer und Rumer genannt — gehört vollſtändig der Sage an. Ueber Romner läßt ſich ebenſowenig ein Nachweis geben, als über einen Zwickauer Würzkrämer, von welchem Petr. Albinus in ſeiner Meißner Bergchronik mittheilt: „Ein Bergmann oder Hüttenarbeiter (Hammerſchmied) in der Schlema habe auf dem Wolfsberge nach Eiſenſtein geſchürft, und da er hier keinen gefunden, auf dem Schneeberge eingeſchlagen, jedoch auch hier nur mit geringem Erfolge. Bald darauf ſei nun ein hauſirender Zwickauer Würzkrämer an die Stelle gekommen und habe, da ihm das daſelbſt erſchürfte Zeug der Mühe werth erſchienen, zwei Bergleute angeſtellt, welche er aller 4 Wochen nach vollendeter Hauſirrunde abgelohnt habe. Dieſe ſeien nun in Kurzem auf einen „„gänsköthigen Erzgang ſammt einer Bräue und Gilbe““ geſtoßen, von welchem ſie ihrem Lohnherrn eine Probe mit nach Zwickau gebracht, die bei der Unterſuchung

durch einen Goldschmied für stark silberhaltiges Erz erkannt worden sei. Infolge dessen habe nun gedachter Würzkrämer (von dem sich aber weiter nichts verlauten läßt), sich mit mehreren Zwickauer Bürgern zu einer Gewerkschaft verbunden, um die Sache in's Große zu betreiben — und so sei „die alte Fundgrube" und das Schneeberger Silberbergwerk überhaupt entstanden." —

Ganz anders verhält es sich mit Martin Römer, der zuweilen mit Romner und dem Zwickauer Würzkrämer in irriger Weise als eine und dieselbe Person angesehen worden ist. Martin Römer war wirklich der Begründer des Schneeberger Silberbergwerkes, dem bald viele andre Fundgrübner nachfolgten. Römer's Vater hieß Hans. Einige betrachten diesen als einen Nachkömmling einer Nürnberger Patrizierfamilie. Dies läßt sich aber weniger erweisen, als der Umstand, daß Hans Römer in Chemnitz wohnte und dann nach Zwickau übersiedelte. 1462 war Martin Römer schon Zwickauer Bürger und 4 Jahre später Mitglied des dortigen Rathes. Glückliche Handelsunternehmungen und die außerordentliche Silberausbeute der Schneeberger Gruben machten ihn zum steinreichen Manne. 1470 wurde er in den Adelstand erhoben und 1475 ernannte ihn der Landesfürst zum Amtshauptmann in Zwickau und Berghauptmann in Schneeberg. Als solchem wurde ihm die Oberaufsicht über das dortige Silberbergwerk übertragen. Er hielt das sogenannte Berggericht auf dem Schlosse Osterstein. 1476 unternahm Martin Römer mit dem sächs. Herzoge Albrecht und 119 andern Personen eine Wallfahrt nach Jerusalem, nachdem er seinem Landesherrn das Reisegeld vorgeschossen hatte. In Jerusalem angekommen wurde M. Römer zum Ritter geschlagen. Da er ein ungeheures Vermögen besaß und damals wohl der reichste Privatmann im Meißner Lande war, so wurde sein Name sprichwörtlich, wie der des Krösus, gebraucht. Er hatte Silberbarrenlager in Nürnberg, Frankfurt a. M. Augsburg und Venedig. — Für Zwickau hat M. Römer unendlich viel gethan. Er ließ dort auf eigne Kosten den großen Teich anlegen; er baute prächtige Häuser, unter welchen besonders das gothisch ausgeführte Gasthaus zum Anker sich heute noch auszeichnet; er errich-

tete ein Schulgebäude, ein Korn- und ein Zeughaus. Mit Vergnügen wendete der edle, hochgebildete Mann Tausende zu gemeinnützigen Zwecken und für das Wohl des Volkes auf. Auch durch Kunstsinn zeichnete er sich aus; dies bewiesen die schönen Gebäude, welche er aufführte und insbesondere der herrliche Altar von Wohlgemuth (Schüler Albrecht Dürer's), welchen er für die Zwickauer Marienkirche anschaffte. Auch das in dem Thurme dieser Kirche befindliche „Römerglöckchen" erinnert noch an den merkwürdigen Mann. — Er starb, innig geliebt und hochverehrt, jedoch kinderlos am 5. April 1483 und wurde in der von ihm gestifteten Römerkapelle der Marienkirche beigesetzt. In seinem Testamente hinterließ er noch viele Vermächtnisse für Kirche, Geistliche, Schule und Arme. Sein Haupterbe war sein Bruder Niklas, der 5 Söhne und 5 Töchter hatte und als eigentlicher Stammvater des Römer'schen Geschlechtes anzusehen ist.

Die Entdeckung der Schneeberger Silbergruben fällt in den Sommer des Jahres 1470. Schneeberg wurde bald darauf mit dem ersten Anbaue einiger Wohnungen gegründet. 1477 legte dort der Herzog Albrecht der Beherzte den Grund zur ersten steinernen Kirche. 1478 bestand Schneeberg schon aus 57 Häusern. In ihrer Nähe zählte man 110 Gruben. Da täglich mehr Menschen herbeieilten, um durch Ausbeutung des Silberreichthums bald große Schätze zu erlangen, so wollten die Wohnungen nicht ausreichen, ungeachtet mit jedem Jahre neue schöne Gebäude aufgerichtet wurden. Viele der reichen Grubenbesitzer benutzten aber den Bergsegen nicht, wie sie sollten; sie lebten herrlich und in Freuden, sie schickten Silber in das Ausland und ließen sich Luxusgegenstände kommen, und als nun nach wenigen Jahrzehnten das Silber auf dem Schneeberge nicht mehr so gehäuft brach, da trat in manchen Familien, die bisher verschwenderisch gelebt hatten, der Mangel ein, der sich in der Folgezeit leider immer drückender gestaltete. —

Die Georgenzeche

auf dem Schneeberge — auch die reiche Grube zu St. Georg genannt — soll am 6. Februar 1472 entdeckt worden sein. Es darf, wenn man die Anschauungsweise des 15. Jahrhunderts in's Auge fasst, nicht Wunder nehmen, daß man auch diese Entdeckung in das Gewand einer Sage hüllte, wie dieselbe ganz ähnlich auch über andre reiche Gruben im Gange war. Es wird erzählt, daß an diesem Tage einige Waldbesitzer in ihre Waldungen geritten seien, um für das Hammerwerk zu Schlema, sowie für einige Bewohner des alten Walddorfes Griesbach Baumstämme zum Fällen anzuzeichnen. Im Walde hätten sie ihre Pferde angebunden und eins derselben habe ungeduldig den Boden mit dem Hufe aufgescharrt und „im Gewülkniß eine Gilbe, d. i. silberhaltiges, gelbes Erz, entblößet." Darüber seien die rückkehrenden Waldbesitzer natürlich höchst erstaunt gewesen; sie hätten den Anbruch sofort verfolgt, wären tiefer eingedrungen, und so sei die reiche Georgengrube fündig geworden. — Dieselbe Grube war es, in welcher 1477 Albrecht dem Beherzten ein reiches Mittagsmahl zugerichtet wurde. Man hatte ihm zu Ehren eine 400 Centner schwere Silberstufe, 80,000 Mark Silber enthaltend, zu einer Tafel geformt und außerdem Sessel in Silbererz gehauen. Der Herzog folgte der Einladung und fand sich in Schneeberg ein. Geleitet vom Bergmeister Raspe fuhr er mit andern Begleitern in die Grube hinab, fand die Georgenzeche mit den Erzgängen glänzend erleuchtet und wurde unter dem Jubel der Bergleute nach der fürstlich besetzten Tafel geführt. Als man ihn bat, sich niederzulassen, trug er Bedenken, sich auf die kostbaren Sessel zu setzen und dadurch die reichen Gaben des Himmels zu mißbrauchen; wohl aber rief er beim Anblicke der gewaltigen Silberstufe aus: „Unser Kaiser ist zwar sehr reich, aber einen so kostbaren Tisch, an welchem wir jetzt speisen wollen, besitzt er doch nicht!" —

Wer einen Kux an der Georgenzeche hatte, konnte von der Ausbeute gemächlich leben. Wollte man da-

mals einen sehr reichen Mann sprüchwörtlich bezeichnen, so pflegte man zu sagen: „Er ist so reich, wie ein Fundgrübner zu St. Georg“ —

Die Eselswiese bei Zwickau.

Nahe bei Zwickau, ohnweit der Mulde, lag eine Wiese, die Eselswiese genannt. Ueber dieselbe wußten die Spinnmütterchen der Vorzeit viel zu erzählen, besonders was einen reitenden Erbprinzen betraf. Dieser reiste einst zu Roß durch's Land, dasselbe zu besehen, und als er die Gegend von Zwickau berührte und über gedachte Wiese durch das hohe Gras reiten wollte, da stolperte er mit seinem Pferdlein und fiel in das Gras. Hierüber erzürnt, verwünschte der Erbprinz die Wiese, indem er sprach: „So soll auch alles Gras, das hier wächst, nur als Futter für Esel taugen, bis der Acker Gold oder Silber trägt!“ — Der Erbprinz führte sein Roß hinweg nach dem betretenen Wege und ritt dann weiter die Straße fort. Die Wiese blieb verzaubert. Wohl schossen auf ihr Ampfer, Klee, Gras und viele andre Gewächse fett und üppig empor, aber kein Thier außer hungrigen Eseln wollte sie fressen. Mischte man das äußerlich schöne, ellenlange Futter mit anderm Wiesengrase und gab es den Kühen, so wurden diese krank, oder sie gaben bald rothe, bald blaue Milch.

Dies merkten die Leute in kurzer Zeit, und kein Hirt trieb sein Vieh wieder nach der verzauberten Stelle; man ließ dieselbe fortan unbeachtet, weil sie nichts nützte. Nur ein Mensch machte noch von der herrenlosen Wiese Gebrauch, — der sogenannte Eseljürge. Sein Hüttchen, von rothbebeerten Ebereschenbäumen beschattet, stand hart an dem verwünschten Orte. Nebenan lag ein Stall mit dürftigem Dache, unter welchem Jürgens drei Esel die Nacht zubrachten. Dieser Thiere bedurfte Jürge; denn er war Holzfäller und mußte alles Holz, das er statt des Lohnes bekam, mit

ihrer Hilfe nach Hause schaffen. Gab es aber im Walde nichts zu thun, dann vermiethete sich Jürge sammt seinen Eseln in die Mittelmühle, für welche er Korn zuzubringen und Mehl wegzuschaffen hatte. — Warum der Mann Eseljürge genannt wurde, dies läßt sich nun leicht errathen.

Für die Unterhaltung seiner Thiere hatte Jürge eigentlich gar nichts aufzuwenden. Sie begnügten sich mit dem allgemein verachteten Futter der verwünschten Wiese und fraßen auch während des Winters das Heu, das Jürge sich im Sommer dort sammelte.

Uebrigens war Jürge ein Mensch, den die Leute lieb haben mußten. Unter seinem schlechten Kittel schlug ein gutes, treues Herz. Jedermann zeigte er sich freundlich und dienstbar. Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck der Seelenheiterkeit und der inneren Zufriedenheit. Er bedurfte zum Leben nur wenig, da er weder Weib noch Kind hatte, und war glücklich bei trocknem Brode und bei dem frischen Wasser, das er aus einer nahen Quelle schöpfte. Blieb ihm etwas mehr übrig, so sparte er es auf; denn er fand seine schönste Freude darin, daß er des Sonntags irgend einen Armen zu Gaste laden und mit ihm das bessere Mahl theilen konnte. Seine Hütte stand den einsamen Wanderern stets offen. Kehrte ein solcher bei ihm ein, so überließ ihm Jürge sein Lager und schlief bei seinen Eseln; auch gab er oft den Fremdlingen seinen letzten Bissen Brod und hungerte lieber selbst, ehe er andre darben sah. — Das wußten die Leute, und darum hatten sie den einfachen, lustigen Mann so lieb, und darum hieß er bei Armen und Reichen „der gutherzige Eseljürge."

Wie viel Arme er schon gespeist und getränkt, wie viel Wandrer er bei Wind und Kälte beherbergt hatte, das konnte er nicht sagen; er meinte nur, Werke der Liebe dürfe man nicht zählen. Gewiß war aber, daß er für Hungrige und Obdachlose in seiner Art hundertmal mehr that, als mancher Reiche seiner Zeit.

Einst hatte er im Walde, um ein schweres Stück Arbeit zu vollenden, bis zur Dämmerung zugebracht, dabei aber wenig darauf geachtet, daß ein Sturm sich erhoben hatte, der die Gipfel der Fichten wild aneinan-

der schlug. Das Unwetter ward von Minute zu Minute ärger. Jürge bepackte seine Esel und trat den Heimweg an. Indeß war der Sturm zum tobenden Orkan angewachsen. Tannen zerknickten vor den Augen des Eseltreibers wie dünne Halme, und über die Wege rann das herabgeströmte Regenwasser gleich angeschwollenen Bächen, so daß Jürge nur auf Umwegen sich aus dem Walde herauswinden konnte. Es war, als sollte der Welt Untergang kommen. Die dickste Finsterniß umgab den armen Jürge, als er endlich nach vieler Mühe den Wald hinter sich hatte. Noch immer zuckten die Blitze durch die finstern Wolken, und Schlag auf Schlag dröhnte durch den Himmelsraum. Jürge bebte nicht im furchtbaren Wetter; aber seiner Hütte wegen war ihm bang, denn er glaubte fest, der Sturm müsse sie ihm weggefegt haben. Als er dieselbe erreichte, fand er sie jedoch noch im besten Zustande. Dies erfreute sein Herz; er nahm sein nasses Käppchen vom Haupte und sandte ein Dankgebet hinauf zum Vater der Liebe, der den Seinen auch im Sturm und Wetter mit seinem Schutze nahe ist.

Nun entlastete Jürge seine Esel und überließ es ihnen, den Stall aufzusuchen, oder noch auf der Wiese zu grasen; er aber schob den Riegel seiner Thüre zu, bereitete sich sein Lager, legte sich darauf und schlief vor großer Müdigkeit gar bald ein, obgleich es draußen noch stürmte und tobte, daß das Hüttlein des frommen Schläfers erbebte.

Nicht lange mochte er geruht haben, da hörte er, daß man heftig an seiner Thüre klopfte. „Lieber Himmel," rief er aus, „ein Mensch bei solchem Unwetter im Freien!" — Schnell sprang er auf, schneller noch schlug er mit dem Stahle aus dem Feuersteine die Funken, um den Linnenzunder anzukohlen, und blies dann aus Leibeskräften nach der glimmenden Stelle, an der sich bald der aufgelegte Schwefelfaden entzündete, mit welchem Jürge dann seine Oellampe ansteckte. Von Mitleid ergriffen rief er laut aus: „Gleich, guter Freund, gleich!" und schritt der Thüre zu; kaum aber hatte er den Riegel zurückgezogen und die Thür halb geöffnet, da brauste ein Windstoß einher, der das Licht wieder ausblies und noch dazu dem armen Manne die Thüre

an den Kopf warf und den Regen in's Geſicht trieb. Dies hinderte ihn jedoch nicht, hinauszugehen, die Hütte zu umkreiſen und wiederholt „Berda!“ zu rufen, um zu erfahren, ob irgend ein Verirrter ſeiner Hülfe bedürfe. Trotz längeren Umherſpähens gewahrte er nichts und ging nach ſeiner Wohnung zurück. Hier zündete er ſeine Lampe wieder an, indem er bei ſich ſelbſt ſprach: „Ich hatte mich wohl getäuſcht; der Sturm mag an der Thür gerüttelt haben! Sollte ja ein Menſch ein Obdach wünſchen, dann wird der Schein des Lichts ihm ſchon ein Wegzeiger ſein!“

Mit dieſen Worten hing er ſeine durchnäßte grobe Decke, welche er beim Hinausgehen über ſich geworfen hatte, auf die Banklehne, legte ſich auf ſein Lager und ſchlief abermals ein. Verworrene Traumbilder umgaukelten ſeine Seele; es war ihm, als ſähe er die Gießbäche des Waldes zu ungeheuren Strömen anſchwellen und unheildrohend auf ſeine Hütte zuſtürzen, da hörte er abermals an ſeine Thür klopfen. Sofort ſprang er wieder empor und that ganz ſo, wie vorher. Er rief lauter als zuvor in die Finſterniß hinaus; er umkreiſete ſein Häuslein in größeren Bogen; er pickte öfter mit ſeinem Stahle an den Feuerſtein, um durch die Funken die Aufmerkſamkeit von Hilfebedürftigen auf ſich zu ziehen, aber er hörte und ſah nichts, als Sturmesbrauſen, Donner und Blitzesſchlangen.

Kopfſchüttelnd trat er den Rückweg an; ernſter als ſonſt ſchob er den Riegel wieder vor, und etwas beunruhigt rief er aus: „Was neckt mich denn? An die Thür wurde geklopft, das weiß ich nun genau, und doch iſt's nicht möglich, den aufzufinden, der da klopfte!“

Wäre Jürge nicht durch öftern Aufenthalt in den düſtern Wäldern und durch Alleinſein zu jeder Stunde der Nacht mit Muth erfüllt geweſen, und hätte er nicht ein reines, gutes Gewiſſen gehabt, er würde ſich jetzt ſicher gefürchtet haben. So wartete er aber ruhig ab, was kommen werde.

„Aller guten Dinge ſind drei!“ meinte er bei ſich, als er ſich noch einmal auf's Lager ſtreckte und drauf ſchnell einſchlummerte und wieder träumte. Er ſah ſich im Traume nach einer unbekannten paradieſiſchen Ge-

gend verſetzt, welche er in lauer Mondſcheinnacht unter ſternenbeſäetem Himmel durchwanderte, — da weckte ihn neues heftigeres Klopfen.

„Ja, aller guten Dinge ſind drei!“ wiederholte er aufſpringend und griff mit den Worten: „Gleich, Freund, gleich!“ nach der brennenden Lampe. Dabei vernahm er eine klägliche, angſtvolle Stimme vor der Thür, die inſtändig und jammernd um Einlaß bat, und dies trieb ihn zu noch größerer Eile an. — Um Licht zu behalten, ſetzte er ſeine Lampe in einen vor dem Winde geſchützten Winkel, dann ging er nach der Thür und öffnete dieſelbe, indem er theilnehmend fragte: „Wer klopft in ſo grauſiger Nacht?“

„Ach,“ antwortete eine matte, zarte Frauenſtimme, „ach, lieber Mann, nimm mich auf in deine Hütte! Die Nacht iſt ſo kalt, ſo ſchaurig, und ich habe kein Obdach; ich bin müde und ſchwach und kann nicht weiter gehen in ſo ſchrecklichem Wetter!“

Jürge ſperrte ſogleich die Thüre weit auf und bat: „Herein, herein! In Gottes Namen herein!“

Und ſiehe, eine blaſſe Frau trat ein, einer Bettlerin ähnlich, in ein dürftiges, leichtes Gewand gehüllt. Jürge verſchloß ſchnell die Thüre wieder, um dem Unwetter den Eingang zu wehren, dann nöthigte er ſeinen Beſuch, in ſein Stübchen zu treten und auf dem Ehrenplatze, auf einem aus Weidenruthen geflochtenen Seſſel, ſich niederzulaſſen.

„Zürne mir armen Frau nicht,“ ſprach die zitternde Fremde, „weil ich dich in deiner Ruhe geſtört habe.“

„O,“ erwiderte Jürge fröhlich, „was redet Ihr vom Zürnen? Je ärmer und hilfsbedürftiger meine Gäſte ſind, deſto lieber ſtehe ich ihnen bei, wenn ich kann. Macht's euch bei mir ſo bequem, als möglich, und denket, ihr wäret daheim. Indeß hole ich euch etwas zur Stärkung!“

Der gutherzige Mann eilte hinaus und kehrte bald mit weichem Brod, mit Milch und würzigen Waldbeeren zurück. Geſchäftig rückte er den alten Tiſch zurecht, auf welchem er ein weißes Linnentuch ausbreitete; dann nahete er ſich der armen Frau und bat ſie, an dem dürftigen Mahle ſich zu ſättigen.

„Der Speiſe bedarf ich nicht,“ verſetzte die Frau,

„laß mich nur unter deinem Dache verweilen, bis der Sturm sich gelegt hat."

„Gern, herzlich gern," antwortete Jürge, „doch besser wär's wohl für euch, wenn ihr euch stärktet durch Speise und Trank. Ich gebe es euch ja so gerne und will auch gleich ein weiches Lager für euch bereiten."

Bei dem allen war Jürge so eilig, daß er die Fremde nur flüchtig anblickte. Als er das weiche Moos des Lagers aufgeschüttelt und einige wollige Felle darüber gebreitet hatte, wendete er sich zu längerer Unterhaltung an die Frau, die er bisher für eine Bettlerin gehalten hatte, und blickte sie dabei genauer an. Wie erstaunte er aber, als er bemerkte, daß das Gewand derselben ganz trocken geblieben war, ungeachtet der Regen in Strömen niederfloß. Jetzt schaute er der Fremden in das Antlitz, das ihm erst so blaß, so leidend erschien, und siehe es sah jungfräulich schön und hold, wie er es noch bei keinem weiblichen Wesen gesehen hatte. Ihre Stirn war weiß wie Schnee; ihre blauen Augen blickten mit himmlischer Milde umher; ihre Locken traten zum Theil am verhüllten Haupte hervor.

Jürge wurde beim Anblicke seines Gastes immer befangener. Um nur etwas Höfliches zu sagen, bat er: „Wollt ihr es euch nicht leicht machen und das Gewand ablegen?"

„Warum das nicht, mein gutherziger Freund!" entgegnete die Fremde, und sogleich entfiel ihr die dürftige Hülle.

Jürge starrte die Erscheinung an und wußte nicht, ob er wachte oder träumte; denn vor ihm saß eine Jungfrau in überirdischem Glanze. Sie trug ein himmelblaues Kleid; ihre Füße waren mit buntfarbigen Sandalen versehen; um ihr Haupt wallte ein schöner, schneeweißer Schleier, und in ihren Locken spielten im goldnen Kranze schimmernde Edelsteine, die einen Strahlenschein um sich warfen.

Der Eseltreiber wollte bei diesem Anblicke in die Kniee sinken; doch die Jungfrau bat ihn, sich neben sie zu setzen und mit ihr zu reden. Dies wollte freilich nicht gleich gehen, da das Anschauen des wunderbaren Wesens in Jürge ein Gefühl heiliger Scheu erweckt

hatte. Nach langem Zögern ermannte er sich; er rückte seine Holzbank dem Tische näher und sprach: „Mit Erlaub, woher seid ihr gekommen, und wohin gedenkt ihr zu reisen? Ihr seht auch gar nicht aus, wie eine Reisende, und doch kommt ihr allein in so schrecklicher Nacht! Ich muß es gestehen, noch nie sah ich ein Wesen, wie ihr seid."

„Du kennst mich nicht? Mein Antlitz hast du noch nie gesehen?" erwiederte die Angeredete und setzte hinzu: „Dich kenne ich schon längst; ich weiß, daß du mild und barmherzig bist, und das hast du auch dadurch wieder bewiesen, daß du trotz Sturm und Graus dreimal nach deiner Thüre gingst, um Verlassenen zu helfen und Fremden beizustehen."

Jürge wußte nicht, was er dabei denken sollte; er sann hin und her und es wurde ihm zuletzt so wirr im Kopfe, daß er sich gar nichts mehr zu sagen getraute. Endlich sammelte er sich wieder und sprach: „Für einen so hohen Gast, wie ihr es seid, taugt freilich meine ärmliche Hütte nicht; aber immerhin beherberge ich euch mit Freuden. Ihr werdet jedoch der Ruhe bedürfen, darum legt euch getrost auf dieses Lager nieder und nehmt damit vorlieb. Ich will euch bewachen, und unter meinem Dache soll euch kein Leid geschehen."

„Ich schlafe nicht, mein Freund!" versetzte die Fremde sanft.

„Es ist ja schon spät," meinte Jürge, „ihr müßt doch müde sein vom beschwerlichen Wege, und ihr wollt nicht schlafen? Fehlt euch etwas? Habt ihr irgend noch einen Wunsch, dann bitte ich, sprecht ihn nur aus! Kann ich ihn erfüllen, dann geschieht's gewiß gern."

„Du hast genug gethan!" rief der seltsame Gast und fügte hinzu: „Jetzt denke aber an dich selbst und ruhe aus von den Beschwerden des Tages."

„Ach nein," antwortete Jürge, „ich werde wach bleiben."

Die Fremde senkte hierauf das Haupt und stützte die Stirn mit der hohlen Hand.

Jürge hielt dies für ein Zeichen der Anwandlung von Müdigkeit. Er dachte bei sich: „Vielleicht schlummert sie doch ein wenig ein!" und schlich sich auf den

Zehen hinweg nach einem Winkel seines Stübchens. Hier setzte er sich auf den Fußboden nieder, um das Weitere abzuwarten. Ohne es zu merken, überfiel ihn aber plötzlich ein fester Schlaf, der ihn umfangen hielt bis zum Grauen des Morgens.

Das Frühroth leuchtete schon am Osthimmel, da fühlte sich Jürge von einer Hand sanft berührt. Er wachte auf, sprang empor und blickte die im Reisegewande vor ihm stehende Fremde verlegen an. Diese sprach: „Habe Dank, guter Mann für deine Gastfreundschaft; ich will dir noch Lebewohl sagen und dann weiter ziehen!“

„Ach,“ rief Jürge, „verzeihet mir; ich war ein schlechter Wächter! Weiß nicht, wie es kam, daß mich der Schlaf so ganz übermannte. Doch, ihr seid schon reisefertig, und ihr erlaubt mir wohl, daß ich euch ein Stück begleite, um euch am Kreuzwege den Pfad zu zeigen, den ihr einzuschlagen gedenkt.“

Die Fremde antwortete: „Es ist mir lieb!“ — Sie ging darauf nach der Thür und winkte ihrem befangenen Wirthe, ihr zu folgen.

Beide schritten über die verzauberte Wiese. Diese schien ganz umgewandelt zu sein; denn auf ihr blühten die köstlichsten Blumen in den buntesten Farben und dran hingen Thautropfen wie strahlende Perlen, und drüber gaukelten goldstrahlende Vöglein und silberbestaubte Schmetterlinge. Jürge dachte lebhaft an seinen Traum von der paradiesischen Gegend. Endlich blieb er stehen, faltete seine Hände und rief: „Ach, Himmel, ich weiß nicht mehr, was ich denken soll! Träum' ich denn noch?“

„O nein,“ erwiderte seine Gefährtin, „du hast ein Bild deines künftigen Erdenglückes vor dir, das dir auf dem Orte zu Theil werden soll, den alle Leute verachten! Ziehen aber die Tage des Glückes bei dir ein, dann halte dich treu und gut, wie bisher, sonst wirst du doch nicht glücklich sein!“

Die Worte waren dem Jürge räthselhaft; er wagte jedoch nicht nach ihrer Bedeutung zu fragen, schritt vielmehr, im Innern erregt, voraus und hielt erst wieder an, als er den Kreuzweg erreicht hatte. Jetzt wendete

er sich zurück, um seinen Gast nach dem weiteren Reiseziele zu fragen und dann die Richtung des Weges anzugeben.

Aber Umdrehen und andachtvolles Niederfallen war bei ihm eins. Vor ihm stand die Fremde, befreit vom dürftigen Oberkleide, im überirdisch strahlenden Gewande, ganz ähnlich, wie er einst die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde in einer Kirche abgebildet gesehen hatte. Sein Herz erbebte; über seine Lippen zitterten die Worte: „Heilige Jungfrau!“ — Weiter vermochte er nichts zu sagen.

„Ich bin es!“ antwortete die Fremde und setzte hinzu: „Mein Weg führt nun nach oben, und du siehst mich nicht wieder!“

Von Ehrfurcht ergriffen neigte der knieende Jürge sein Haupt vollends zur Erde. Drauf bückte sich die Jungfrau zu ihm nieder, berührte ihn mit der Hand und sprach: „Der Segen, der den Frommen zukommt, wird dir nicht fehlen; schon in den heutigen Abendstunden, wenn deine Lastthiere heimkehren, sollst du Zeichen davon sehen. Was dir aber der Himmel spendet, das brauche zum Heil für dich und andre Menschen und auch zur Ehre Gottes!“

Die Worte klangen dem Eseltreiber wie Gesang aus der Ferne; jedes derselben prägte sich tief in sein Gedächtniß ein. Zu der andachtsvollen Stimmung, in welche er sich versetzt fühlte, gesellte sich eine noch nie empfundene Herzensfreudigkeit; er fühlte sich zur Lobpreisung des Höchsten angeregt; er richtete das Haupt empor und faltete die Hände, um anzubeten, — da war die himmlische Erscheinung verschwunden.

Lange sah Jürge zum Himmel empor, lange blickte er im Kreise herum; er war und blieb allein. Die Mitte des Kreuzweges, wo er stand, nannte er eine heilige Stelle und er gelobte, hier oft noch sich einzufinden, um sein Herz durch Gebet zu erheben und der Gnade zu gedenken, der er durch so hohen Besuch gewürdigt worden war.

In freudiger, andächtiger Stimmung wendete er sich nach seiner Hütte zurück, da das Tagewerk seiner harrte. Er schritt abermals über die Eselswiese. Sie hatte ihre

alte Gestalt wieder angenommen; denn alles Strahlen und Funkeln war vorüber. Auch in der Hütte stand und lag alles noch wie zuvor.

Jürge ging nun nach dem Stalle, scheuchte die Esel auf und trieb sie zur Frühfütterung nach der Wiese. Bald darauf verriegelte er die Thür seines Häuschens und schritt, seine Lastthiere vor sich hertreibend, mit einem „'s walt' Gott!" dem Walde zu. Daß er bei der schweren Arbeit sehr oft an das Außerordentliche dachte, was ihm begegnet war, dies bedarf wohl keiner Erwähnung. Demohngeachtet erschien ihm die Arbeit fast noch angenehmer und leichter, als ehedem.

Der Tag blieb heiter. Die Sonne sank wie ein großer goldner Feuerball am Abendhimmel nieder, als Jürge mit den holzbelasteten Eseln wieder an seiner Hütte ankam. Er befreite seine Thiere von ihrer Bürde und diese liefen sogleich nach der Wiese, um zu fressen. Mit nicht geringer Spannung beobachtete er aus der Entfernung, wie sie weideten, um irgend etwas Ungewöhnliches zu entdecken; aber er bemerkte gar nichts, ja es wollte ihm fast scheinen, als ob die Esel diesmal nicht mit vollem Appetite zulangten, da sie öfter suchend und wählend umherliefen und nicht, wie sonst, unaufhaltsam grasten. Im Abenddunkel kehrten die Thiere zurück nach ihrem Stalle. Jürge betrachtete sie mit den gespanntesten Erwartungen. Auf ihren Rücken trugen sie weder goldgefüllte Säcke, noch sonstige Glücksgüter, wie es verheißen worden war; sie kamen, ihren gefüllten Magen abgerechnet, ganz leer heim.

Dies deuchte dem Jürge doch sonderbar. Der Tag hatte mit Außerordentlichem begonnen, und er sollte nun in gewöhnlicher Art sich enden? — Die Esel waren zurückgekehrt, und das Segenszeichen sollte ausbleiben? — Wäre Jürge nicht ein Mann voll frommgläubigen Sinnes gewesen, er würde schier gezweifelt und seine Hoffnungen herabgestimmt haben. Das that er aber nicht. — „Was vom Himmel verheißen, bleibet nicht aus!" sprach er bei sich, zündete sein Licht an und ging in den Stall. Hier schaute er sich allenthalben um, und als er nichts Sonderliches entdeckte, da begann er die Esel genauer zu untersuchen. Ihr Schreien klang

wie gewöhnlich, ihre Hufe waren nicht mit Gold beschlagen, ihre Haut erschien wie jede andre Eselshaut, und an den Ohren war auch nichts Besonderes zu bemerken. Zuletzt blickte Jürge den Thieren noch in's Maul, und siehe, da fand sich etwas Auffälliges. Drinnen zeigte sich nämlich am Zahnfleisch und an der Zunge Blut von Stichen und Ritzen, welche sich die Esel jedenfalls beim Fressen beigebracht hatten.

„Was ist das?" rief Jürge, „Disteln und Dornen habe ich doch längst schon auf der Wiese ausgerottet, und doch fressen sich die Esel ihre Mäuler noch wund? Das ist sonderbar, das muß untersucht werden!"

Ohne sich lange zu besinnen, verließ Jürge den Stall und eilte nach der nahen Wiese. Der Mond schien hell vom Himmel herab, so daß der Holzfäller einzelne Gegenstände ganz leicht zu erkennen und zu unterscheiden vermochte. Langsam und bedächtig schritt er in dem Grase hin; doch er war noch nicht lange umhergegangen, da empfand er einen gewaltigen Schmerz am nackten Fuße, der vom Schnitte eines scharfkantigen Körpers herrühren mußte. Erschrocken hob er den Fuß empor und griff mit der Hand nach dem Gegenstande, an welchem er sich verwundet hatte. Er fühlte dabei etwas Hartes: es war schwer. Er hob es empor und sah, wie es an einzelnen Stellen, vom Mondlicht beleuchtet, blinkte. Es war eine Barre von Gold oder Silber, stärker als sein Daumen und länger als seine Hand.

„O heilige Jungfrau," rief jetzt der Eselstreiber aus, „wie reich bin ich nun; das konnte ich in einem Jahre nicht verdienen! Nimm Dank für den Segen, den du mir spendetest!"

Entzückt drehte Jürge sich um, seinen Schatz in seiner Hütte zu bergen, da empfand er auch am andern Fuße einen Schmerz, der der ersten üblen Empfindung nichts nachgab. Er griff wieder mit der Hand in's Gras, und zog eine neue Barre hervor. Nun beugte er das Knie und tappte mit den Händen auf dem Boden, und fast bei jedem Griffe erhaschte er wieder eine Barre. In kurzer Zeit raffte er auf diese Weise noch eine Menge des edlen Erzes empor und bald thürmte

ſich ein kleiner Haufen deſſelben vor ihm auf, bei deſſen Anblicke er einmal über's andre ausrief: „O himmliſche Güte, — ſolcher Segen!“

Vor Freude ganz außer ſich eilte Jürge nach ſeiner Hütte, ſuchte alte Säcke hervor, ſcheuchte die ſchon ſchlafenden Eſel auf, eilte mit ihnen an den Ort ſeines Glückes und belud ſeine Thiere. Dieſe vermochten die ihnen aufgebürdete Laſt kaum zu ertragen. Jürge legte, an ſeiner Hütte angelangt, die goldnen und ſilbernen Barren in ſeinem Stübchen nieder, und ging wieder nach der Wieſe, nachdem er ſich mit Hacke und Schaufel verſehen hatte, um noch ſolcher Barren, die wie eingewurzelt im Boden ſtaken, habhaft zu werden.

Binnen einer Stunde konnten die Eſel abermals befrachtet und mit der theuren Laſt der Hütte zugeführt werden.

„Aller guten Dinge,“ rief Jürge, „ſind drei!“ Dann wendete er ſich an ſeine Thiere und ſprach: „Nun ſtrengt euch mit mir noch einmal tüchtig an, dann ſollt ihr Ruhe haben euer Leben lang und freſſen, was euch beliebt!“

Zur Wieſe zurückgekommen, begann Jürge ſein Werk von neuem. Die Barren waren aber nicht mehr ſo ſchnell aufzufinden; denn Jürge mußte erſt die Erde aufſchürfen, ehe er hier und da ein vereinzeltes Stück fand. Der Schweiß ſtrömte ihm über das Antlitz, und die Arme fingen an, zu ermatten. Demohngeachtet arbeitete der beglückte Mann unverdroſſen fort, weil er meinte: je mehr Segen er heimtrage, deſto mehr Segen könne er ſeinen Mitmenſchen verſchaffen.

Die Mondſcheibe ſank eben nieder, als Jürge genug geſammelt hatte, um ſeine Eſel noch einmal voll zu beladen. Es war wohl die ſchwerſte Laſt, welche die Thiere jemals getragen hatten; denn ſchnaufend und keuchend trabten ſie der Hütte ihres Treibers zu, wo ſie der Bürde ſofort entlediget wurden. Nun hatten ſie aber auch die vollkommenſte Ruhe, und nie iſt es drei Eſeln wieder ſo wohl ergangen, als denen des Jürge.

Kein Menſch auf Erden war glücklicher als Jürge, der jetzt noch nicht einmal die Größe ſeines Reichthums erkannte, ſondern ſich nur ſagen konnte, daß die in ſeinem

Stübchen aufgespeicherten Barren sich nach Metzen messen ließen. Wie oft hatte er sich gewünscht, ein steinreicher Mann zu sein, nicht um in Saus und Braus zu leben, sondern um unter seinen Mitbrüdern recht viel Gutes stiften zu können. Nun waren alle seine Wünsche erfüllt. Thränen rannen aus seinen Augen; dankgerührt fiel er auf die Kniee und betete: „Lieber Himmel, halte fern von mir Weltlust und Ueppigkeit; behüte mich vor Eitelkeit und Hoffart; halte meine Augen offen, daß ich die Nacktheit, den Hunger, das Elend und die Verlassenheit der Menschen leicht erkenne, und gieb mir Klugheit und frommen Sinn, damit ich deinen Segen recht gebrauchen lerne!“

Am nächsten Tage verließ Jürge seine Hütte für immer; er kaufte sich eine feste Wohnung in der Stadt Zwickau mit Kellern und Gewölben. In diese legte er seine Schätze nieder und verwahrte sie hinter Schloß und Riegel, nachdem er vorher einige Barren in Geld umgesetzt hatte, um, wenn's augenblicklich nöthig ward, sogleich über eine gefüllte Kasse verfügen zu können.

In ganz Zwickau sprach man nun vom reichen Eseljürge und allerwärts rief man aus: „Was ist aus dem armen Eselstreiber geworden!“ — Man gönnte ihm aber sein Glück, weil er sich durch seine Bescheidenheit und Gutherzigkeit überall beliebt gemacht hatte.

Jürge machte kein Hehl daraus, wie er zu seinen großen Schätzen gekommen war. — Nun redete man ganz anders von der verzauberten und verachteten Eselswiese. Man hackte und schaufelte und grub auf ihr, um noch mehr Barren zu finden, man schlug in die Tiefe ein, doch alles war vergeblich; kein Körnlein edlen Goldes oder Silbers war mehr zu entdecken. Weil aber viele Gelddurstige dort suchten und wühlten und für große Mühe und vielen Schweiß nichts davon trugen, so pflegte man später zweideutig zu sagen: „Sie sind auch auf die Eselswiese gegangen!“ —

Der reiche Jürge wendete sein Vermögen trefflich an; er war Tausenden ein echter Nothhelfer. Das Herz saß ihm an der rechten Stelle. Mit Weisheit und Milde spendete er den Dürftigen, was ihm der Himmel geschenkt hatte, und so wußte er allüberall seine Erden-

schätze in reichen Himmelssegen umzuwandeln. — Bald sann er auch darüber nach, wie er der Jungfrau Maria die ihm sein Glück verheißen, ein dauerndes Denkmal setzen und der Nachwelt ein Zeichen von der ihm zu Theil gewordenen himmlischen Gnade hinterlassen könnte, und er beschloß, zur Ehre Gottes in Zwickau eine große, schöne Kirche zu bauen. Dies geschah denn auch. Die Kirche wurde gegründet, stattlich ausgeführt und bei ihrer Einweihung — Marienkirche genannt. — In ihr steht an einer Wand ein in Stein gehauener Mann, in welchem die Freunde der Sage noch den Eseltreiber mit der Peitsche erkennen wollen.

Die Marienkirche zu Zwickau wurde jedenfalls zwischen 1110—1112 gegründet und 1117 vollendet. Der Bischof Dietrich aus Naumburg weihte sie der Jungfrau Maria und übergab sie nach dem Stiftungsbriefe vom Jahre 1118 dem Benedictinerkloster zu Bosau bei Zeitz. Die Stifterin der Marienkirche war die Gräfin Bertha von Groitzsch, welche damals Ort und Landschaft Zwickau besaß. — Im Jahre 1403 wurde die Marienkirche sammt einem großen Theile der Stadt in Asche gelegt. Der Aufbau des Gotteshauses nahm viel Zeit weg; er wurde erst 1536 vollendet. Die Kirche, 100 Ellen lang und 64 Ellen breit, ist aus Sandstein gebaut und hat so manches Meisterwerk der Bildhauerkunst aufzuweisen. 1650 zerstörte ein Brand den Thurm des prächtigen Gebäudes sammt dem theuren Zinkdache. Man baute zwar den Thurm wieder auf, blieb aber dabei dem ursprünglichen Stile nicht allenthalben treu und verletzte dadurch die Harmonie des Ganzen. Er galt als Nachbildung des Johannisthurmes zu Hamburg.

Das Innere der Marienkirche macht auf den Beschauer einen erhebenden Eindruck. Achtzehn achteckige Pfeiler tragen das schöne Gewölbe. Ueber dem schrankförmigen Altare ist künstliches Schnitzwerk angebracht, und auf den Flügeln des Altars befinden sich die herrlichen Gemälde von Michael Wohlgemuth aus Nürnberg auf Goldgrund ausgeführt, welche unstreitig zu den besten Leistungen der altdeutschen Schule gerechnet wer-

den müssen. Durch königliche Fürsorge sind die Altargemälde gut restaurirt worden. — Im Altarschrein, aus 8 Nischen bestehend, brachte Mich. Kraft aus Nürnberg unter Wohlgemuths Aufsicht wohlgelungene Bildsäulen heiliger Personen in Lebensgröße an. Sie sind aus Holz gefertiget und reich vergoldet. — Außer diesen Kunstwerken besitzt die Marienkirche noch ein Gemälde von Lukas Kranach, den Heiland unter den Kindern darstellend, sowie einige andre werthvolle Bilder von unbekannten Meistern, unter welchen sich eine Taufe am Jordan ganz besonders auszeichnet. Früher besaß die Marienkirche auch Glasmalereien; sie sind aber im Laufe der Zeit durch Brände und andre zerstörende Einflüsse vernichtet worden.

Was nun die in der Sage erzählte Begebenheit, die zwischen 1470—80 fallen soll, anlangt, so muß bemerkt werden, daß für dieselbe keinerlei historische Begründung möglich ist. Mit der Person des Holzfällers oder Eselstreibers wird oft Martin Römer vermengt, wozu theils dessen Verdienst um den Silberbergbau, theils die Helmkleinodien in seinem Wappen, die man für Eselspeitschen angesehen hat, Veranlassung gegeben haben mag.*) Um der Sage noch größere Wahrscheinlichkeit zu geben, machte man sogar eine in der Marienkirche neben der Orgel an der Wand befindliche Statue zum Standbilde des Eseltreibers. Dieses Bild stellt aber weder diesen, noch Martin Römer, sondern einen 1674 bei Sinzheim am Rhein gebliebenen Oberstwachtmeister von Heldrich dar. — Da übrigens die Zwickauer Schmelzhütte, wohin die Schneeberger Silbererze zur Verschmelzung eingeliefert wurden, nicht weit von der Eselswiese lag, so war es leicht möglich, daß die Sage diesem Grundstücke eine besondere Bedeutung zu verleihen suchte.

*) Das adelige Wappen Römers, verliehen den 3. Febr. 1470, ähnelt dem früher von der Römer'schen Familie geführten Wappen. Es zeigt auf einem quergetheilten schwarzen und goldnen Schilde zwei gekreuzte „Römerstäbe" (im Adelsbriefe so benannt) von wechselnden Farben. Ueber dem mit schwarz-goldnen Helmdecken verzierten Helme befinden sich zwei ähnliche aus einem gelben Hute hervorragende, oben mit Hahnenfederbüschen geschmückte Stäbe.

Harras der Springer.

Etwa eine Meile von Chemnitz entfernt liegt am romantischen Zschopauthale das große Doppelschloß Lichtenwalde mit seinen herrlichen Gartenanlagen und den darin befindlichen zahlreichen Wasserkünsten, Bosquets, Terrassen, Pavillons, Grotten, Brücken, Statuen und andern Zierden. Ist dort auch der Strom der Vergänglichkeit über mancherlei Dinge schon wieder hinweggefluthet, die vor kaum 150 Jahren von kunstsinnigen Menschen inmitten ausgezeichneter Naturreize hergestellt wurden, so gilt doch Lichtenwalde immer noch als ein schöner, besuchenswerther Punkt für den frohen Wandrer in Sachsens Erzgebirge, das sich dem Fremden durch das Dampfroß erst jetzt zu erschließen beginnt.

Vor vierhundert Jahren war die Höhe, auf welcher Schloß Lichtenwalde steht, mit dichtem Schwarzwalde bewachsen. Aus ihm lugte damals eine kleinere, alte Burg hervor, welche dem Geschlechte Vitzthum angehörte, dem der durch den Bruderkrieg berüchtigt gewordene Apel Vitzthum entsproßte. Lichtenwalde wurde ihm um die Mitte des 15. Jahrhunderts entrissen und dem Ritter Hermann von Harras gegeben, dessen Nachkommen das Besitzthum bis 1561 inne hatten. Einem derselben hat die folgende Sage den Namen „Harras der Springer“ gegeben.

Zwei Stündchen von Lichtenwalde ragt auf einem Felsen an der Zschopau das stattliche, im dreißigjährigen Kriege zum Theil zerstörte Schloß Sachsenburg empor. Es wurde noch vor dem Jahre 1500 von Caspar von Schönberg als „hinteres, mittleres und vorderes Schloß,“ mit starken Mauern und tiefen Gräben umzogen, vollendet. Die Umgebung gewährt nicht nur für Naturfreunde mannichfachen Reiz, sondern sie bietet auch dem Forscher in der vaterländischen Geschichte Fragen, welche in die graue Vorzeit zurückgreifen.

Zwischen den Familien von Harras und von Schönberg bestand beim Beginn ihrer nachbarlichen Seßhaftigkeit ein sehr freundliches Einvernehmen. Der Sinn für ritterliches Wesen verband die Glieder der

Familien zu innigerem Verkehre, der sich in den waldumhüllten Burgen durch Gelag, Spiel und andre ritterliche Unterhaltung vielfach kund gab und im Verlaufe der Zeit auch zwischen den Kindern der Schloßherren eine engere Annäherung herbeiführte. Unter solchen Verhältnissen wurde es einem jungen Ritter von Harras leicht, sich eine Tochter aus dem Hause Schönberg geneigt zu machen und dieselbe bald als Gattin heimzuführen.

Dieser Harras war aber von Herzen kein guter Mensch; es hatte ihn weniger nach der Tochter des Ritters von Schönberg, als nach dessen schönen Besitzungen gelüstet, was sich in der Folgezeit bald zeigte. Nur wenige Jahre hatte Harras mit seinem jungen Weibe in der Ehe verlebt, da trat die Härte seines Sinnes, die sich schon nach der Vermählung in einzelnen Zügen auszuprägen begann, in der schroffesten Weise hervor. Habsucht und Neid erfüllten sein liebeleeres Herz; seine Worte und Handlungen zeugten von gemeiner Denkungsart, und hochfahrender Ritterdünkel verdüsterte sein trotziges Gemüth. Jeder Zug von Milde und Duldsamkeit lag ihm fern.

Seine Untergebenen hatten von ihm mancherlei Unbill zu ertragen; aber das größte Ungemach erlitt dabei doch die Gattin des harten Mannes. Sie war eigentlich die Leidensträgerin für alle; denn aller Aerger, aller Zorn des Harras entlud sich stets über ihrem Haupte. Die Unterthanen von Lichtenwalde wußten wohl, wie furchtbar die unglückliche Burgfrau zu leiden hatte; doch sie wagten nicht, etwas zu sagen, sondern sie raunten sich nur in die Ohren: „Er hat nicht das Weib, er hat die Burg gefreit; er will die Frau zu Tode quälen!“

Wurde nun der armen Frau das Herz gar zu schwer, dann schlich sie sich weinend aus dem Schlosse hinweg, nahm eine vertraute Dienerin mit sich und schritt auf die freien Stellen des Waldes hinaus, um hier dem Himmel ihren Schmerz zu klagen und mit dem Blicke der Wehmuth in die Gegend hinüberzuschauen, wo die heimathlichen Mauern der Sachsenburg emporragten, die vielfache Erinnerungen an eine glückliche Jugendzeit in ihrem schwerbedrückten Herzen wach riefen.

Auch diese Freude gönnte ihr der gehässige Gatte nicht mehr; er drohte ihr sogar, sie, wenn er sie noch einmal in der Waldfreiheit ertappe, an einen Felsabhang zu schleppen und dort hinabzustürzen.

Die Behandlung, welche von nun an die Burgfrau zu erdulden hatte, war keine menschliche mehr. Harras trat ihr nicht nur mit der schneidendsten Kälte und mit den giftigsten Blicken des Widerwillens entgegen, sondern er überfluthete sie auch stündlich und täglich mit Schimpf- und Spottreden, und wenn ein sanftes Wort der gekränkten Unschuld den Lippen des Weibes entschlüpfte, dann wüthete der Mann einem Rasenden ähnlich, bis er sich endlich zu grausamen Thätlichkeiten verirrte. — Bei solchen Verhältnissen wurde endlich die Seele der gequälten Frau matt; eine stille Schwermuth überfiel sie. Bleich und abgezehrt schlich die Arme umher; schweigend ertrug sie alle Mißhandlungen. Nur wenn der unbändige Ritter die Glieder ihrer Familie verleumderisch herabzog und die Ehre ihres väterlichen Hauses zu schänden wagte, dann konnte die sanfte Dulderin die innere Erregung nicht unterdrücken, dann verließ sie, im Innern empört, ihr Zimmer.

Als Harras an dem Herzen seines Weibes diese wunde Stelle entdeckt hatte, ließ er selten einen Tag vorüber gehen, ohne auf „die Schönberge" zu schimpfen; als er aber einst unter allerhand Mißhandlungen seiner Gattin wehren wollte, der Schmach sich zu entziehen und hinwegzugehen, da richtete sich die Frau im höchsten Seelenschmerze empor, maß den frechen Ritter mit strengmahnendem Blicke und verließ fast geisterhaft das Gemach, indem sie, vor dem Ritter vorüberstreifend, mit drohend gehobener Hand ausrief: „Weh dir! Glück und Heil den Schönbergen!" —

In der ganzen würdevollen Erscheinung der Burgfrau lag so viel Ehrfurchtgebietendes, daß der rohe Harras nicht wagte, noch ein Wort hinzuzufügen. Er fühlte ein inneres Erbeben in seinen Gliedern, als hätte sie ein Schlag gelähmt; er sah sich an die Stube gefesselt und blieb von dem Tage an in sich gekehrt, friede- und freudelos. Allstündlich glaubte er seine Gattin in der drohenden Stellung vor sich zu sehen, in welcher sie

ihn verlassen hatte. Dies war aber ein Trugbild seines bösen Gewissens; denn sein Weib sah er nie wieder.

Die Burgfrau ging nämlich an jenem Tage in der krankhaften Erregung ihres Geistes nach ihrem Zimmer, schmückte sich festlich, nahm zwei treue Dienerinnen mit sich und eilte, als eben die Sonne zu sinken begann, mit ihnen schweigend aus der Burg hinweg bis an das Ufer der Zschopau. Hier lag ein Kahn, zur Ueberfahrt bestimmt. Ohne Mühe löfete die Frau die Kette des Fahrzeuges vom starken Pfahle. Sie winkte ihren Zofen, einzusteigen, trat dann selbst in den Kahn, ergriff das Ruder und leitete mit ungewöhnlicher Sicherheit die schwankende Schale auf dem Rücken des Flusses hin bis in die Gegend eines hochaufstrebenden Felsens, der Haustein genannt*)

Der Kahn trieb schnell nach dem rechten Ufer der Zschopau hinüber. Gleich einem scheuen Reh sprang die Burgfrau an das Ufer und rannte dann so schnell nach der Höhe des Hausteins, daß ihre Dienerinnen kaum vermochten, ihr in ihrer wilden Hast zu folgen. Auf dem Felsen angelangt, versuchten die Zofen, ihrer Herrin Schonung anzurathen und sie um Aufschluß über ihr unerklärliches Thun und Wesen zu bitten. Dadurch wurde die Burgfrau aber nur noch erregter; sie zitterte fieberhaft und wendete ihr bleiches, abgehärmtes Antlitz hinauf nach dem Monde, der eben aus einer Wolke hervortrat und sein Licht durch die Zweige der hohen Fichten fallen ließ.

„Ihr seht mich geschmückt," sprach sie endlich zu ihren Begleiterinnen, „wie einst am Traualtar, als ich dem die Hand reichte, der kein Menschenherz im Busen trägt. Die Geister der Finsterniß müssen ihn und seine Nachkommen verfolgen; in Elend und Verderben muß seine Seele dahinfahren! Wehe ihm! — — Und daß ihr's wißt: Nicht eher wird eine Tochter von Schönberg einem Harras sich wieder zum Weibe geben, bis ein solcher in heller Mondnacht vom Haustein hinab in die Zschopau gesprungen sein wird!"

*) Der Haustein ist 212 Fuß hoch. Die an dem Fuße des Felsens zusammengedrängte Zschopau soll dort eine Tiefe von 12 bis 14 Ellen haben.

Kaum hatte die Burgfrau diesen Fluch ausgesprochen, da wendete sie sich plötzlich, ohne daß ihre Zofen sie aufhalten konnten, nach dem schroffen Abhange des Hausteins und stürzte sich dort in die Tiefe.

Jammernd verließen die Dienerinnen den Ort des Grausens, und nie betraten sie das Schloß Lichtenwalde wieder.

Auf Harras und den Seinen lastete der Fluch in furchtbarer Schwere. Der Ritter hatte keine frohe Stunde mehr. Er wurde elend an Seele und Leib. Schmerz und Krankheit fesselten ihn an sein Lager, und die Unruhe des Gewissens ließ ihn keine Stunde der Nacht ordentlich ruhen. In einem jammervollen Zustande gab er endlich nach langer Leibes- und Seelenqual seinen Geist auf. —

Viele, viele Jahre vergingen, ehe das Ungemach aus der Familie Harras zu weichen begann. Die späteren Nachkommen des Ritters bemühten sich, durch Milde, Duldsamkeit und Freigebigkeit gegen nahe und fernstehende Menschen den Weheruf der Burgfrau machtlos zu machen. Dies gelang auch mit der Zeit, und zuletzt hielten es die Häupter der Familie für gerathen, ihren Kindern über „die Schönberg," wie man die Unglückliche sonst immer genannt hatte, gar nichts mehr mitzutheilen.

Nach und nach bahnte sich zwischen den Besitzern von Lichtenwalde und Sachsenburg auch wieder ein freundschaftlicher Verkehr an.

Nun traf es sich vor etwa 400 Jahren, daß ein junger Harras, Dietrich mit Namen, bei Ritterfesten eine Tochter des Burgherrn von Sachsenburg, Sybille von Schönberg, öfter zu sehen bekam. Die Schönheit und das liebenswürdige, herzige Wesen dieser Jungfrau ergriff die Seele des Dietrich von Harras mit unwiderstehlicher Gewalt, und dieser nahm bald wahr, daß er dem Burgfräulein nicht gleichgültig erschien. Ein Wunder war dies schon nicht; denn Dietrich nahm unter den damaligen jungen Edelleuten eine hervorragende Stellung ein. In ihm paarte sich die schönste Mannhaftigkeit mit uneigennütziger Milde und Liebe gegen andre Menschen. Sein ritterliches Benehmen, seine Freund-

lichkeit und Theilnahme, sein wohlthätiger Sinn, seine ganze äußere Erscheinung zwangen allen, welche ihn kennen lernten, Achtung und Verehrung ab.

Auch Sybille war von solchen Gesinnungen für Dietrich beseelt, daher es nur eines günstigen Augenblickes bedurfte, um die Herzen, die schon längst für einander geschlagen hatten, zu vereinigen. Die Gelegenheit hierzu fand sich bald. Dietrich von Harras verfolgte auf der Jagd einen Hirsch, konnte aber desselben nicht habhaft werden. Er beschloß, wie er oft gethan, auf einem Umwege nach Sachsenburg hin heimzukehren, da der Tag so schön war und die Sonne des angehenden Herbstes ihre Strahlen recht wohlthuend niedersendete. Einige bewaldete Höhen übersteigend, gelangte er an das Ufer der Zschopau, wo ein Buchengebüsch stand, welches sich die Ritter von Schönberg zu einem stillen Ruheplätzchen hergerichtet hatten. Harras betrat dasselbe und fühlte sich freudig überrascht, auf einer Steinbank die holde Sybille, mit dem Winden eines Rooskranzes beschäftiget, allein anzutreffen. In etwas befangener, aber dabei immer offenherziger Art näherte er sich der Jungfrau und bat um die Erlaubniß, einige Augenblicke verweilen zu dürfen. Gern wurde ihm dies gestattet. Die Augenblicke dehnten sich unvermerkt zu vielen Minuten aus. Die Unterhaltung, die anfangs nur den Kranz betraf, nahm bald eine innigere Wendung. Harras verstand es, der schönen, kräftig erblühten Sybille beim Darreichen jeder Herbstblume, die mit eingewunden werden sollte, recht freundliche, sinnige Worte zu sagen, und mit stiller Freude lauschte sie seiner Rede. Bald berührte auch seine Hand die ihre, und als die Jungfrau ihre Hand nicht zurückzog, als das hohe Roth ihrer Wange, der beseligende Blick ihrer Augen das heilige Erbeben ihres Herzens verrieth, da küßte Harras ihr die Stirn und sprach es aus, was sein Herz so lange schon für „die edle Blume von der Sachsenburg" empfunden hatte.

Die Verbindung der Herzen war erfolgt; nur der Himmel hatte das Gelübde der Treue gehört. — Die Liebenden wollten ihren Bund geheim halten, und darum dachten sie über Mittel und Wege nach, um sich öfter

unbemerkt zu treffen. Am geeignetsten hierzu erschienen ihnen einige versteckte Plätzchen am Ufer der Zschopau, zu welchen sich mittelst Kahn gelangen ließ. Die Möglichkeit, entdeckt zu werden, lag auch nicht nahe, da die Zusammenkunft nur zur Dämmerungszeit bewerkstelliget werden konnte und Sybille den Tag über mehr auf den Kreis ihrer Familie verwiesen blieb.

Die Ueberglücklichen fanden das Auskunftsmittel ganz geeignet und wählten dasselbe. Sie besprachen noch, wie sie sich durch Zeichen über Tag und Stunde des Stelldicheins verständlich machen wollten, dann trennten sie sich beklommenen Herzens, auf baldiges Wiedersehen sich vertröstend.

Beim zeitigen Einbruche des Winters konnten sich die Stillverlobten nicht oft allein sehen. Trafen sie sich ja einmal bei Wintervergnügungen der Edelleute, so hielten sie sich von einander möglichst fern, um von ihrer geheim geschlossenen Verbindung nichts merken zu lassen. Als aber der Frühling eingezogen war und der erste Blüthenschmuck auf den Wiesen des Zschopauthales sich aufthat, da pflanzte ein alter, verschwiegener Fischer im Auftrage Sybillens gar oft ein Zeichen am Flusse auf, das Dietrich von Harras sehr wohl verstand. Erblickte er es, so bereitete er sich, in der Dämmerstunde nach einem versteckten Weidengebüsch zu wandern und dort zu warten, bis seine liebe Braut auf einem Kahne die Zschopau herauf kam und an der bezeichneten Stelle ausstieg;*) dann verfügten sich beide waldeinwärts, um in Unschuld und Freude eine Stunde beseligenden Beisammenseins zu feiern. Länger konnte und durfte Sybille nie verweilen, sollte ihre Abwesenheit nicht auffällig werden. War die glückliche Stunde verstrichen, dann riß sie sich vom Freunde ihres Herzens los, eilte nach dem Kahne und stieß ihn mit kräftigem Arme vom Ufer ab, indem sie muthig und behend in ihn hineinsprang und das Ruder erfaßte. Es schien, als wenn die Wellen des Flusses ihre Eilfertigkeit mit empfänden, denn schneller, als man sonst die Strecke

*) Das Stück Land, wo dies geschah, hieß die Mundwiese: dort steht jetzt das Harrasdenkmal.

zurücklegte, trugen sie die Jungfrau nach der Sachsenburg hin.

Sybille unternahm die Fahrt flußauf schon oft und niemand fand etwas Befremdendes darin, da das Schloßfräulein schon in früheren Tagen an der Kahnführung ein besonderes Vergnügen gefunden hatte.

Die Verlobten vermochten ihr Geheimniß aber nur bis zum Anfange des Herbstes zu bewahren; denn ein Lauscher sah beide auf einem Waldpfade am Zschopauthale Hand in Hand gehen, und er benutzte die erste beste Gelegenheit, dem Vater des Fräuleins, dem Caspar von Schönberg, davon Mittheilung zu machen.

Der Vater erschrak bei der Nachricht nicht wenig. Er suchte sofort seine Tochter auf und fand sie im Garten allein. Im Gesicht des wohlwollenden Mannes prägte sich der Zug schmerzlicher Wehmuth aus. Sybille merkte dies und rief ihrem Vater sogleich die Worte entgegen: „Was ist dir, mein Vater? Du siehst ja so ernst, so traurig!“ —

Caspar forderte darauf sein Kind auf, sich neben ihn auf eine Steinbank zu setzen, dann blickte er die Jungfrau mit wohlwollenden Augen an, küßte sie und sprach: „Meine Tochter, ich werde dir heute Schmerz bereiten müssen! Du weißt, wie lieb ich dich habe, und doch kann ich dir, so gern ich es auch möchte, ein Leid nicht ersparen!“

„O Himmel,“ rief Sybille, „was ist's?“

Der Vater legte die Hand auf ihr Haupt und versetzte in ernstem, fast feierlichem Tone: „Du stehst dem Dietrich von Harras näher, als ich es wünschen kann; ist's nicht also?“

Sybille zögerte mit der Antwort, dann aber umhalsete sie ihren Vater, brach in Weinen aus und entgegnete: „Ja, mein Vater, ich kann es nicht leugnen; doch sage mir, ist er dir nicht ehrenwerth genug?“

„Ach, liebes Kind,“ erwiderte Caspar von Schönberg, „ihn meinen Sohn hinkünftig nennen können, würde mir Ehre und Freude sein, wenn nicht....“

Etwas heitrer rief Sybille: „Nun, bester Vater, warum dieses Wenn?“

Der Ritter von Schönberg schwieg einige Augen-

blicke, sah nach dem blauen Himmel empor, als wollte er dorther sich Rath erbitten, und rief dann seufzend: „Unseliges Geschick!“

Die Tochter wußte nicht, was sie von dem allen denken sollte und drang kindlich sanft in den Vater, sich deutlicher auszusprechen.

„Nun,“ sagte er endlich, „nun so magst du's wissen, was ich bisher geheim zu halten gesucht habe. Auf den Familien Harras und Schönberg liegt ein Fluch, in grausiger Stunde einst von einer unsrer Ahnenfrauen ausgesprochen. Nach diesem Fluche darf eine Tochter aus unsrer Familie mit einem Harras, und wäre er der beste unter den Menschen, nicht verheirathet werden, bevor nicht ein Harras in heller Mondnacht vom Haustein bei Lichtenwalde in's Zschopauthal hinabgesprungen ist.“ —

Hierauf erzählte Caspar von Schönberg seiner Tochter das Nähere über das traurige Geschick, dem einst die unglückliche Ahnenfrau unterlag, und fügte hinzu: „Du siehst wohl ein, mein Kind, daß ich an dein Verhältniß zu Harras nicht mit Freuden denken kann, weil eine Vermählung mit ihm zu deinem und unsrer aller Unheile ausfallen müßte; denn den gräßlichen Sprung wagt kein Ritter, besäße er auch den Muth des heiligen Georg, und so wird der Fluch für alle Zeiten ungesühnt bleiben. — Laß darum von Dietrich ab und denke nimmer wieder an eine Vermählung mit ihm. Trüge er nicht den Namen Harras, wie gerne würde ich seine Hand in die deine legen! Entschlägst du dich deiner Neigung zu ihm, dann wird dein Herz sich binnen Monden beruhigen, und wählst du hernach aus den jungen Edelleuten, die dir bisher so oft vergeblich gehuldiget haben, einen wackern Mann, dann sei meines freudigen Jaworts und meines besten Vatersegens gewiß!“

Caspar von Schönberg schlang den Arm um den Hals seiner tieferschütterten Tochter, drückte sie an sich, seufzte und ging davon.

Sybille blieb, einer Träumenden ähnlich, noch lange auf der Bank sitzen; sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst. Zuletzt entquoll ihren Augen ein Strom von Thränen, der ihr die Herzenslast erleichtern half,

und sie rief mit gefalteten Händen zum Himmel empor: „Vaterswille, heil'ger Wille! Bräch' auch mein Herz, ich will dem Vater folgen! — Dem Harras aber bleib' ich treu, auch wenn ich ihm mich nicht vermählen kann, und nie will ich einem andern Manne angehören!“ —

Als der nächste Tag anbrach, empfing der alte Fischer von Sybille den Auftrag, das verabredete Zeichen am Zschopauufer aufzupflanzen. Gegen Abend ruderte das Schloßfräulein in ihrem Kahne den Fluß hinauf und landete an der gewohnten Stelle. — Dietrich von Harras stand schon bereit, die holde Braut zu empfangen. Es war ihm nicht entgangen, daß sie seinen Gruß aus der Ferne in andrer Art erwidert hatte, als dies sonst geschah; noch mehr aber fiel ihm der wehmüthige Zug auf, der auf dem stets so frischen, heitern Gesicht der Jungfrau lagerte.

Als Dietrich mit Sybille wenige Schritte gegangen war und bergendes Waldesdunkel sie umfing, wollte der glückliche Bräutigam die stille Braut herzinnig begrüßen; aber Sybille trat abwehrend zurück, trocknete mit einem weißen Tuche die thränenfeuchten Augen, ergriff dann die Hand Dietrichs und sprach: „Mit Kuß und Gruß ist's vorbei; ich komme, dir Lebewohl zu sagen!“

Dietrich erschrak heftig; bei der plötzlichen Umänderung seiner wonnereichen Empfindungen in das Gefühl der Bangigkeit und Sorge erbebte seine Seele. „Was ist geschehen, Sybille?“ rief er aus; „was weckt die Thränen und Klagen?“

Sybille suchte sich zu fassen und antwortete: „Ein trauriges Verhängniß trennt uns; die Todten treten zwischen uns beide und rächen an uns die Schuld unsrer Ahnen!“

„Ich fasse das nicht; erkläre dich deutlicher!“ bat Dietrich.

Nun erzählte Sybille dem Ritter alles, was sie von ihrem Vater erfahren hatte, und zuletzt theilte sie auch dessen festausgesprochenen Willen in Bezug auf ihre gehoffte Vermählung mit.

Dietrich bemühte sich hierauf, die Grundlosigkeit in den Befürchtungen des Vaters seiner Braut zu beweisen, aber seine Bemühungen blieben erfolglos; denn

Sybille hielt die Ausſprüche ſterbender Ahnen für heilig und unumſtößlich, und darum ſprach ſie mit zitternder Stimme und im Tone der ſchmerzlichſten Entſagung: „Was die Todten wollen, müſſen wir ausführen, und ſollten die Herzen darüber brechen! Kein Harras darf eine Schönberg....“

„O ſprich nicht weiter!“ unterbrach ſie Dietrich und ſetzte bittend hinzu: „Reiße dich los von dem unglückſeligen Wahne, der dir und deinem Vater am Lebensmarke zehrt und für euch beide zur ſchaudervollen Folter werden kann!“

„Losreißen, ja!“ rief Sybille, indem ſie die Hand ihres Herzensfreundes ergriff und mit gepreßter Stimme weiter ſprach: „Losreißen muß ich mich von dir, für den ich gern alles Ungemach, mit dem die Todten gedroht haben, ertragen möchte, wenn das Mißgeſchick mich einzig und allein treffen könnte; aber eine Verbindung zwiſchen uns würde ſich ja für zwei Familien zum Unheile geſtalten! — So leb' denn wohl und wiſſe, daß ich gelobt habe, ledig zu bleiben, da du mir nicht angehören ſollſt!“

Ein neuer Thränenſtrom floß über die Wangen der Jungfrau. Dietrich ſah ſich vom Seelenſchmerze übermannt; er jammerte laut auf, preßte Sybille heftig an ſich und rief: „Der Himmel kann's nicht wollen, daß es mit uns aus ſein ſoll; ich ſchwöre es dir: mein Leben und Lieben bleibt ewig dir geweiht!“

Wie von geheimer Furcht gejagt, riß ſich Sybille von dem Geliebten los, drückte ihm ihr weißes Tuch als Pfand unzertrennlicher Seelenfreundſchaft in die Hand, eilte hinweg, ſprang in den Kahn, und dieſer trieb mit ihr ſanft flußab, ohne daß ſie ein Ruder berührte und um den Lauf des Fahrzeuges ſich kümmerte.

Dietrich ſah ihr ſchwerbekümmert nach. Er verließ den Platz erſt, als er den Kahn nicht mehr erblickte, der ihm ſein Liebſtes auf Erden hinwegtrug. Im Weggehen trocknete er ſich mit dem weißen Tuche der Jungfrau die Thränen, dann verbarg er das Tuch in ſeinem Koller und gelobte ſich im Stillen, von dem theuren Pfande nie zu laſſen, bis ſein trauriges Geſchick eine günſtigere Wendung nehmen werde.

Wie ein Irrender wanderte er nun durch Wald und Flur, und erst in später Abendstunde bei hellem Mondlichte betrat er seine Burg wieder. Unruhvoll warf er sich auf seinem Lager umher, ohne einer Stunde festen Schlafes sich zu erfreuen; wirre, beängstigende Träume erweckten ihn wieder; wenn ja ein Halbschlummer ihn befiel. Ehe der Morgen graute, saß Dietrich wieder in seinem Zimmer, entweder das weiße Tuch küssend, das Sybille ihm gab, oder starr vor sich hinblickend, wie ein von schwerer Schuld Belasteter.

Nach einiger Zeit trat ein Burgknappe bei Dietrich ein und sprach: „Herr, ein Harfner ehrwürdigen Ansehens steht im Hofe und fragt, ob es euch gefalle, daß er vor euch singe und spiele!"

„Vielleicht," dachte Dietrich bei sich, „sendet ihn der Himmel, um mir meinen Jammer auf kurze Zeit zu lindern!" — Er erhob sich von seinem Sitze und befahl dem Knappen, den Harfner einzuführen. Dieser erschien, eine erhabene Gestalt mit edlen Gesichtszügen und langem Barte. Nachdem er den Ritter gegrüßt hatte, fragte er, welche Art von Liedern er anstimmen solle.

„Singe mir," entgegnete der Ritter, „von Weh und Leid, wie es die Liebe bringt!"

Der Harfner verstand die Saiten trefflich zu rühren; denn seine Akkorde griffen gewaltig in die Seele des Ritters. Aber noch mehr fühlte sich dieser erhoben, als der Harfner mit kräftiger, schöner Stimme zu singen begann:

„Der Liebe Schmerz und Sehnen,
Macht Gram und Sorg' und Pein:
Doch Liebe stillt auch Thränen,
Ist sie nur treu und rein.
Aus treuer Liebe Schmerz und Leid
Erblüht die allerbeste Freud!"

Das waren Worte, die Balsam in das wunde Herz Dietrich's gossen. Solche und ähnliche Lieder mußte der Harfner noch oft singen, und je länger er sang, desto mehr fühlte sich Dietrich ermuthiget, noch nicht alle Hoffnungen schwinden zu lassen. Legte der Harfner sein Instrument auf wenige Minuten zur Seite, um seine Stimme ruhen zu lassen und einige kräftige Züge aus dem Weinbecher zu thun, dann unterhielt er, als

weitgereister Mann, den Ritter mit allerhand Erzählungen. So vergingen bald einige Stunden. Die Sonne war höher gestiegen, und der Harfner rüstete sich zur Abreise.

Dietrich sah dies ungern; doch war er nicht im Stande, den Sänger zu längerem Weilen zu bewegen. — Als dieser endlich sich verabschieden wollte, sprach Dietrich: „Ich danke dir, Freund, du hast mir mein mattes Herz erfrischt; nun fordere auch deinen Lohn für Spiel und Sang!"

„O Herr," antwortete der Harfner, „Lohn begehr' ich nicht; doch wollt ihr mir eine besondere Liebe erweisen, so gebt mir Geleite durch den Wald bis nach Schellenberg, damit ich vor Wegelagerern geschützt bin.*) Es soll hier in dieser Gegend für einsame Wanderer unsicheres Reisen sein, und doch muß ich durch selbige ziehen, weil mein Weg mich nach Böhmen führt."

„Du thust allerdings wohl," meinte Ritter Harras, „so lange auf deiner Hut zu sein, bis du das elende Raubnest Schellenberg im Rücken hast; denn die sogenannten „Ritter" auf dieser Burg sind gefürchtete, von ächten Edelleuten gehaßte Strauchdiebe. Leider ist man ihrer bis jetzt noch nicht Herr geworden, da sie verwegen sind. Ihre Knappen wählen sie aus dem niedrigsten Gesindel des Volkes, und dadurch wird es ihnen möglich, allenthalben Schlupfwinkel und Verstecke zu finden. Hoffentlich schlägt dem Räuberpaare — die Besitzer von Schellenberg sind nämlich zwei Brüder — recht bald die letzte Stunde. — Doch, Freund Harfner,

*) Zwischen der Zschopau und Flöha ragt eine stattliche Höhe, der Schellenberg genannt, hervor. Auf dem Berge steht das von 1568—72 erbaute große Schloß Augustusburg. Dasselbe wurde an der Stelle aufgeführt, wo einst das uralte, im Jahre 1547 vom Blitze zerstörte Raubschloß Schellenberg stand, dessen Ruinen 1567 abgetragen wurden. Am Fuße des Schellenberges liegt ein Städtchen gleichen Namens. Die Geschichte dieses Ortes weist in eine graue Vorzeit zurück. Dort soll schon um 930 eine Wallfahrtskirche gestanden haben. — Daß um 1590 noch rohe Ausbrüche des Faustrechts vorkamen, darf nicht verwundern, da die sogenannten „beschloßten" Edelleute immer noch mit Harnischen, Knechten, Pferden und Wagen zum Kriege sich einfinden mußten und die meißner Fürsten erst 1495 dem allgemeinen Landfrieden beigetreten waren.

du ziehst ja bei hellem Tage durch den Wald, da hast du weniger zu fürchten. Damit du aber ohne alle Bangigkeit reisen kannst, werde ich dich selbst begleiten."

„Ihr erweiset mir viel Güte," sprach der Sänger, „und ich bin euch zu großem Danke verpflichtet!"

Dietrich von Harras befahl darauf einem Knappen, das Leibroß zu satteln und vorzuführen. Er selbst umgab sich mit Harnisch und Schwert, bot dem Harfner noch einen kräftigen Trunk und verließ mit ihm die Burg. Nichts störte die beiden auf ihrem Wege; sie gelangten glücklich über Schellenbergs Weichbild hinaus.

„Nun kannst du sicher weiter ziehen!" sprach Dietrich zum Harfner, drückte ihm die Hand, sagte ihm Lebewohl und wendete seinen dänischen Rappen, um wieder heim zu reiten. Der Sänger sendete ihm heitre Dankesgrüße nach, und schon trennten dichte Waldstrecken beide Männer von einander, da erklangen aus des Harfners Munde noch die Worte zu des Ritters Ohren:

„Aus treuer Liebe Schmerz und Leid
Erblüht die allerbeste Freud'!"

Der Gesang rief im Herzen Dietrichs alle Empfindungen wach, welche die schweren Stunden des vergangenen Tages ihm gebracht hatten. In ernste Betrachtungen verloren, erfüllt von einiger Hoffnung für die Zukunft, noch mehr aber bedrückt von tiefem Herzweh, ließ er dem Rosse seinen ruhigen Lauf. Das Bild seiner Sybille schwebte ihm vor; im Geiste war er auf der Sachsenburg.

Schon hatte er eine leidliche Strecke Weges zurückgelegt, da weckte ihn nahendes Rossestampfen aus seinen Träumereien. Bald darauf war auch Waffenklirren und Durcheinanderrufen deutlich zu vernehmen.

Dietrich horchte auf und sprach bei sich: „Sollten es gar die Räuber vom Schellenberge, meine Todtfeinde, sein?" — Er hielt seinen feurigen Dänen an, um noch genauer beobachten zu können. Der Lärm im Walde nahm zu. Ein Troß Gewappneter jagte seitwärts von Dietrich in einer Hohlung hin, als sollte dem Ritter der Heimweg verrannt werden. Von der andern Seite sprengten Reiter grade auf die kleine Waldlichtung los, auf welcher Harras eben Halt gemacht hatte. Derselbe

war nun nicht mehr in Zweifel; es galt seiner Person, und ein harter Kampf erwartete ihn, den Einzelnen, bei furchtbarer Uebermacht des Gegners.

Kaum hatte Dietrich sein Schwert gezogen, da erkannte er in zwei Rittern, die auf ihren schnaubenden Hengsten in wilder Hast sich ihm näherten, das Brüderpaar der Räuber vom Schellenberge. Der jüngste von ihnen erreichte den Harras zuerst und stürmte mit hochgeschwungener Waffe auf ihn los. Dietrich wich dem wuchtigen Hiebe geschickt aus, machte sich aber in demselben Augenblicke wieder kampffertig, schlug mit dem blitzenden Schwerte nach seinem Gegner und dieser sank tödtlich getroffen zu Boden.

Wuthschäumend stürzte nun der ältere „Schellenberger" auf Harras los, indem er mehr brüllte als rief: „Du bist das Wild, nach dem ich längst schon jagte; mach' dich zum Tode fertig!"

„Oho," antwortete Dietrich, „Tücke und Bosheit siegt nicht überall!" — Ein furchtbarer Kampf entspann sich zwischen beiden Männern; es toste und stampfte und klirrte auf dem Platze, daß die Erde erbebte. Mitten im Streite entfuhren den Lippen der Ritter Worte des Spottes und des Hasses, die den höchsten Ingrimm verriethen. Die Schwerter fielen in gewaltigen Schlägen auf Schild und Panzer nieder, und doch wollte keiner der Gegner weichen. In der Hitze des Kampfes hatte Harras nicht bemerkt, daß die Knappen der „Schellenberger" ihm im Rücken sich genähert hatten, und erst ihr Geschrei machte ihn auf die doppelte Todesgefahr aufmerksam, in welcher er sich jetzt befand. Zum Aeußersten entschlossen, fiel er noch einmal auf seinen Gegner ein; bei dem riesigen Streiche aber, den Harras nach dem Haupte des Feindes führte, zerbrach ihm das Schwert, und er hielt blos den Griff noch in der Hand. Diesen schleuderte er dem Schellenberger mit solcher Kraft nach dem Kopfe, daß der Raubritter zu wanken begann; drauf packte er denselben mit nerviger Faust, entriß ihm sein Schwert und warf ihn aus dem Sattel. Zu gleicher Zeit stürmten aber auch schon die feindlichen Knappen auf Harras los. Er wendete schnell sein Roß, hieb mehrere der Raubgesellen nieder und bahnte sich

mit der Waffe ihres Herrn eine blutige Gasse. Sein treuer schnellfüßiger Rappe trug ihn glücklich aus dem Gefechte. Die Knappen vom Schellenberge dachten erst, als er ihren Augen halb entschwunden war, an Verfolgung und stürzten ihm, einer gierigen Meute gleich, nach. Aber das Dänenroß war schneller, weshalb die Verfolger bald zurückblieben.

Harras war während der Flucht vom rechten Wege abgekommen; er bemühte sich darum, durch Hin- und Herreiten nach lichten Waldstellen die Richtung nach seinem Schlosse herauszufinden. Dies gelang ihm. Doch kaum war er des Weges sicher, da hörte er, daß in der Waldstrecke, der er zueilte, bewaffnete Reiter sich nahten. In ihnen vermuthete er mit Recht die Verfolger, die einen andern Weg eingeschlagen hatten, um Harras auf dem Heimwege zu überfallen. Der Ritter wendete sogleich sein Roß, da er es für Tollkühnheit erachtete, das Durchschlagen durch die feindliche Rotte noch einmal zu wagen. Während er zurück ritt, hörte er auch in der Ferne die Verfolger. Fanden sie einmal die Spuren von den Hufen seines Pferdes, dann sah er sich mindestens mit Gefangenschaft, wenn nicht gar mit dem Tode bedroht. Dies bedenkend eilte er hastiger vorwärts. Die Nacht war unterdessen eingebrochen; doch der Vollmond stand am Himmel und erhellte die Pfade des Waldes. Nach längerem Ritte erreichte er das Zschopauufer, auf dessen entgegengesetzter Seite er mit schmerzlicher Freude sein liebes Schloß Lichtenwalde liegen sah. So nahe es lag, ein Hinüberkommen war nicht möglich. — Harras überlegte nun eine Weile, auf welche Weise er sich retten könne, und ließ dabei seinem Rosse einige Ruhe. Nicht gar lange hatte er still gehalten, da wurde es hinter ihm plötzlich lauter; es rauschte und klirrte in den Gebüschen, und die Feinde rückten wie auf Flügeln des Sturmes näher. Jetzt spornte Harras sein Pferd zur schleunigsten Flucht. Ohne ein bestimmtes Ziel jagte er hinweg, die Aufmerksamkeit nur auf die Verfolger richtend und zufrieden, wenn er den Lärm etwas entfernter von sich hörte. Unaufhaltsam ritt er im Gehölz fort, bis er plötzlich auf einer Lichtung ankam. Er schaute um sich und be-

merkte bald im Mondscheine, daß er auf dem — Hausteinfelsen angekommen war.

Mit Schaudern und Entsetzen blickte der Ritter in den Abgrund und finster, fast verzagend, sprach er vor sich hin: „Der Hauftein! Weh' mir! Die Ahnenfrau!" — Und während er so in die Tiefe starrte, da däuchte es ihm, als stiegen weiße Gestalten von unten zu ihm herauf. Es waren Nebelgruppen, die sich im Thale zu bilden begannen.

Gedanken und Empfindungen aller Art bestürmten den sonst so entschlossenen Mann. Bald aber wich aus seinem Herzen die Verzagtheit; denn das Bild seiner Braut trat lebhaft vor seine Seele, und zu gleicher Zeit glaubte er aus der Ferne die Worte zu hören:

Aus treuer Liebe Schmerz und Leid
Erblüht die allerbeste Freud'!

Hoffnung und frischer Muth erfüllten ihn. Er blickte vertrauend zu den hellen Sternen empor und rief aus: „Stehet mir bei, ihr himmlischen Mächte! Lasset die Todten ruhen, daß sie nicht zwischen die Lebenden treten!"

So sich selbst erhebend bedachte nun Harras, welche Richtung er zu seiner Rettung einschlagen wollte, da näherte sich hinter ihm wieder der Lärm der Verfolger. Im Begriffe vorwärts zu reiten, um auf größeren Umwegen die Heimath zu erreichen, spornte er sein Roß zu eiligem Gange; doch dieses hatte sich kaum in Bewegung gesetzt, als auch nicht weit von Harras ein mehrstimmiges wildes „Halloh!" aus dem Dickicht des Waldes ertönte.

Der Ritter sah sich eingeschlossen, sah jeden Ausweg versperrt. Dazu erschien ihm der Platz auf dem Hausteine, auf welchem er sich befand, gar nicht geeignet zu einem letzten Kampfe gegen die andrängenden Feinde. Vor und hinter ihm lauerte der Tod oder schmachvolle Gefangenschaft.

Noch einmal überdachte Harras seine verzweiflungsvolle Lage. Er blickte dabei mit Schauder nach dem gähnenden Abgrunde, aus welchem die Nebel aufwogten. Dann sprach er weiter vor sich hin: „Lehnen sich die finstern Mächte wirklich gegen mich auf? Sollte ich dazu bestimmt sein, den Fluch der Burgfrau zu sühnen?"

Während er sich so auf Augenblicke in Selbstgespräche verlor, gedachte er auch seiner Braut. Ihr Bild trat immer lebhafter vor seine Seele; er zog das von ihr empfangene weiße Tuch hervor und küßte es mit den Worten: „Müßte ich für Sybille sterben, ich stürbe gern!“ —

Des Ritters Herz schlug höher; alle Bangigkeit verschwand aus seiner Seele und Muth und Freudigkeit erfüllten ihn. Wieder glaubte er das liebe Lied des Harfners zu hören, aber immer näher drang auch das „Halloh!“ seiner Verfolger, die von allen Seiten ansprengten. Sie mochten etwa noch auf Schußweite von ihm entfernt sein, da besann Harras sich nicht länger; er sah zum mondhellen Himmel empor, empfahl dem Herrn des Lebens seine Seele, nannte noch einmal den Namen seiner Braut und spornte dann sein Roß zum gräßlichen Sprunge in die Tiefe. Zwar bäumte sich das treue Thier, sich scheuend vor dem Abgrunde, aber der Ritter trieb es heftiger an, und als eben die feindlichen Schwerter dicht hinter ihm im Mondlichte blitzten, da setzte das Pferd mit dem kühnen Reiter hinab in die Fluthen der Zschopau. —

Furchtbar war der Sprung. Das Roß brach in den Wogen des Flusses zerschmettert zusammen, und die blutgemischten Wellen schäumten wie kochend am Felsenufer empor. Dem Harras aber geschah dabei kein Leid; er war wohl erhalten. Nur die Besinnung schien ihm auf wenige Augenblicke geschwunden zu sein; doch er kam wieder zu sich, als eben das Wasser über ihn wegfluthete und er in demselben zu sinken begann. Schnell arbeitete er sich empor, um schwimmend an das Ufer zu gelangen.

Während dies geschah, kam ihm eine Hülfe, die er gar nicht erwartete. — Jungfrau Sybille hatte in Schmerz und Wehmuth daheim gesessen und war von ihrem Vater selbst aufgefordert worden, sich Zerstreuung zu suchen. Diese glaubte das Schloßfräulein in ihrer Lieblingsbeschäftigung, in einer Kahnfahrt auf der Zschopau, zu finden. Als nun die Dämmerung einbrach und der Mond so still niederleuchtete, bestieg Sybille den Kahn und ruderte, theils von schwerem Herzweh, theils von Hoffnungsträumen erfüllt, flußauf. Es schien,

als könne das schwankende Fahrzeug keine andre Bahn finden, als die nach Lichtenwalde hin. Die Jungfrau gab dem Drange ihres Innern gern nach; sie wollte wenigstens einen Liebesgruß nach den Stätten senden, an denen sie sich bisher so unendlich beglückt gefühlt hatte.

Sybille erreichte die Gegend von Lichtenwalde um die Zeit, in welcher Harras den kühnen Sprung gewagt hatte. Sie blickte eben nach der Burg hin, über welcher die helle Scheibe des Mondes stand; sie hing eben ihren Gedanken nach und grüßte im Geiste den Freund ihres Herzens, da regte es sich in geringer Entfernung von ihr auf dem Wasser. Die Jungfrau erschrak anfangs und dachte an eine Sinnestäuschung. Als aber die Erscheinung näher kam und Sybille die Gestalt eines Ritters erkannte, dessen Panzer sie schon oft gesehen hatte, da klopfte ihr Herz in Bangigkeit. Ihrem Munde entfuhr ein Angstschrei und ihre Hände zitterten, krampfhaft das Ruder umfassend. — Der Ritter schwamm vollends bis an den Kahn und griff nach dem Rande desselben.

„Dietrich, du bist's!" rief Sybille und setzte hinzu: „Was trieb dich in die Fluthen der Zschopau?" — Dabei fuhr sie nach der Hand des Harras, als wollte sie ihn vor dem Sinken bewahren; aber der Ritter schwang sich schnell empor und half sich mit eigner Kraft in den Kahn. — Nach einigen tiefen Athemzügen ergriff er die Hand Sybillens und sprach mit sehr bewegter Stimme: „Ich bin es, meine liebe Braut! Mein Weg kommt von dort her!"

Bei diesen Worten deutete Harras nach der Höhe des Hausteinfelsens und setzte ernst hinzu: „Der Himmel will nicht, daß wir uns trennen sollen; die Todten treten nicht mehr zwischen uns; der Fluch der Ahnenfrau ist gesühnt! — Jetzt aber laß uns eilen, um nach Sachsenburg zu kommen!"

Harras bat Sybille um das Ruder, wendete den Kahn, zog dann seine Braut zu sich nieder auf den Sitz, den er im Kahne eingenommen hatte, drückte sie heftig an sich und rief innerlich erregt: „Danke mit mir, du theure Sybille, den himmlischen Mächten, die mir heute

einen schützenden Engel gesendet haben!" — Bei diesen Worten faltete der Ritter die Hände und richtete die Augen zu den Sternen hinauf.

Sybille wagte nicht, die kurze, heilige Stille zu unterbrechen. Als aber Harras die Jungfrau dann wieder stürmisch umschlang, da bat dieselbe den Ritter dringend, ihr über alle die räthselhaften Dinge, die er mit dunklen Worten angedeutet hatte, Aufklärung zu geben.

Nun erst begann Dietrich alles umständlich zu erzählen, was sich im Laufe des ganzen Tages ereignet hatte. Sybille lauschte gespannt auf jedes Wort, während der Kahn ungewöhnlich schnell flußab glitt. Je näher Harras in seiner Erzählung dem Hausteine kam, desto ängstlicher wurde der Jungfrau zu Muthe. Das Herz klopfte ihr hörbar; sie faßte die Hand Dietrichs, als wollte sie ihn von einer Todesgefahr zurückhalten, und als der Ritter endlich den gräßlichen Sprung in die Zschopau erwähnte, da schrie Sybille laut auf, indem sie ihren Bräutigam bebend umfaßte.

„Ich kämpfte," setzte Dietrich fort, „nach dem Sprunge noch einige Augenblicke mit den Wellen, wollte drauf nach dem Ufer schwimmen, wurde aber von dem Wasser mehr auf der Mitte des Flusses fortgetragen, und so wollte es das Glück, daß wir, die nun keine Macht der Erde mehr trennen kann, uns wieder fanden. — Heute noch gehe ich mit dir auf die Sachsenburg, und dort wollen wir um deines guten Vaters Segen zu unserm ewigen Bunde bitten."

Die Liebenden hatten bei Betrachtung der gewaltigen Ereignisse des Tages und im Glücke ihres Wiederbeisammenseins kaum bemerkt, daß sie sich eben dem Fuße der Sachsenburg näherten. Es bedurfte nur noch einiger Ruderschläge, um den Kahn hinüber nach dem Ufer zu leiten. Hier angekommen stiegen die Glücklichen aus und eilten hinauf nach dem Schlosse.

Dem Caspar v. Schönberg war sein liebes Töchterlein etwas zu lange ausgeblieben, daher er mit Besorgniß an den Aufstieg zur Burg getreten war, um in der linden Mondnacht die Ankunft seines „trauernden Kindes," wie er seit gestern die Jungfrau nannte, zu erharren. Nicht wenig erstaunte er aber, als er die

Stimme der ankommenden Sybille im heitern Zwiegespräch mit Dietrich von Harras erkannte. Nach wenigen Minuten standen beide vor ihm. Sybille flog auf ihn zu, umhalsete ihn und rief: „Mein Vater, ich bin glücklich; der Himmel hat geholfen!"

In tiefem Ernste entgegnete Caspar v. Schönberg: „Meine Tochter, was soll das?" und dann wendete er sich sogleich an den Ritter und sprach: „Herr Dietrich, ich habe euch geschätzt und geliebt, wie einen theuren Bruder, aber dennoch fordert ein schweres Familienverhängniß....."

„Herzensvater," fiel ihm Sybille in's Wort, „das Verhängniß ist aufgehoben! Komm nur schnell mit hinein in dein Stübchen; du sollst alles erfahren."

Dabei zog sie den Vater sanft fort nach der Behausung, öffnete sein Zimmer, rückte ihm drinnen den Lehnstuhl zurecht und bat ihn unter den Worten: „Außerordentliches ist geschehen, lieber Vater!" sich niederzulassen. Darnach wendete sie sich an Harras: „Bitte, erzähle nun, was man nach Jahrhunderten noch erzählen wird!"

Dietrich schickte blos wenige Worte der Entschuldigung wegen seines Wiedererscheinens auf der Sachsenburg voraus, und drauf erzählte er alles das noch umständlicher, was Sybille schon wußte.

Während der Ritter erzählte, strahlten die Augen des alten Herrn v. Schönberg von Kampfesluft gegen die Raubgesellen; bei Fortsetzung des Berichtes wurde er immer gespannter und unruhiger, und als er zuletzt von dem furchtbaren Sprunge vom Haustein hörte, da erhob er sich mit jugendlichem Feuer und sprach: „Herr Dietrich, ihr seid der wackerste Ritter, der da lebt; Ihr habt ein unseliges Verhängniß beseitiget, das auf unsern Familien lastete; Engel haben Euch begleitet und getragen, und wo des Himmels Walten so sichtbar hervortritt, da beugt sich der Mensch in demüthigem Danke! — Nehmt mein Kind nun immerhin als Ehegemahl und seid mit ihr recht, recht glücklich!"

Caspar von Schönberg ergriff dabei die Hand seiner Tochter und legte sie in die des Dietrich von Harras, indem er sprach: „Gottes Segen über euch!" —

Wie glücklich waren die Liebenden! — Bald darnach legten sie am Altare den Schwur ewiger Treue ab. Ihr Leben blieb ungetrübt; es war eine lange Reihe von beseligenden Tagen und Jahren.

Die obige Sage fällt nach der gewöhnlichen Annahme in das Jahr 1499, welche Jahreszahl auch die Grabschrift Dietrich's in der Kirche zu Ebersdorf trägt. Die geschichtliche Grundlage der Sage ist unnachweisbar.

In der Ebersdorfer Kirche zeigt man ein Hufeisen, aus Eisen geschmiedet. Dieses soll dort statt eines silbernen Hufeisens aufgehoben werden, welches der Ritter von Harras zum Andenken an den Sprung vom Hausteine der gedachten Kirche schenkte, später aber mit einem eisernen vertauscht wurde.

Auf der Mundwiese zu Lichtenwalde, gegenüber dem Hausteine, steht bei einer alten Eiche das Harras-Denkmal. Dasselbe bildet eine viereckige Sandsteinsäule mit den erhaben gearbeiteten Wappen der Ritter von Harras auf den Haupt- und mit Sporen und Hufeisen auf den Nebenseiten. Die Inschrift lautet: „Dem tapfern Springer — Ritter von Harras."

Der feurige Hund von Bautzen.

Am 30. Oktober 1633 — es war an einem Sonntage Nachmittags — rückten die grausamen Horden des kaiserlichen Feldherrn Wallenstein vor die befestigte Stadt Bautzen, um dieselbe durch Feuer und Schwert zur Uebergabe zu nöthigen. Die Kaiserlichen zählten 70,000 Mann. Sie begannen, da die Bautzner sich ihnen nicht freiwillig in die Hände lieferten, sofort die Belagerung und Beschießung der Stadt, wobei es ganz schonungslos herging. — Zwei Tage lang vermochten sich die tapfern Bautzner dem weit überlegenen Feinde

gegenüber zu halten; weil aber die sehnlichst erwartete Hülfe nicht kam, so sahen sie sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, ihre arg beschädigten Thore den entmenschten Kaiserlichen zu öffnen. Diese zogen zu Fuß und zu Roß unter dem herzlosen Obristen Golz Dienstags, den 1. November 1633, in die unglückliche Stadt ein. Unter ihnen befanden sich auch die gefürchteten Panduren.

Mit dem Einrücken der Kaiserlichen begannen für Bautzen Tage des gräßlichsten Elends. Golz ließ seine verwilderten Krieger ganz nach Willkür schalten. Dieselben nahmen weg, was sie bekommen konnten, zehrten alle Lebensmittel auf und mißhandelten die ausgeplünderten Einwohner der Stadt in der schonungslosesten Art. Dieser jammervolle Zustand dauerte 27 Wochen. Die Bürger Bautzens wären gern entflohen, aber die Kaiserlichen versperrten ihnen die Ausgänge und so mußten sie es schweigend mit ansehen, wie die raub- und mordsüchtigen Krieger Alles verwüsteten und dabei weder Menschenleben noch Eigenthum achteten.

Der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I., hörte von der Noth, welche über die arme Lausitz gekommen war; daher beschloß er am Anfange des Jahres 1634 zu Torgau, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen und den Kaiserlichen die Lausitz wieder zu entreißen. Er sendete einen Eilboten an seinen General Arnim nach Altenburg ab und ließ ihn dringend auffordern, mit seinem Heere von 40,000 streitbaren Männern sogleich nach der Lausitz aufzubrechen. Dies geschah.

Als das sächsische Heer gegen Bautzen anrückte, waren die Bewohner der Stadt hoch erfreut, hüteten sich aber wohl, ihre Freude den Kaiserlichen merken zu lassen, denn sie fürchteten nicht ohne Grund, daß Golz, wenn er von den kurfürstlichen Truppen hart bedrängt werden sollte, aus Aerger die Stadt mindestens an einigen Ecken in Brand stecken lassen würde.

Um nun den Obristen Golz*) den Bürgern geneigter zu machen, beschlossen die Väter der Stadt, zum Walpurgistage das Haus, in welchem Golz wohnte, mit

*) Das kaiserliche Heer hatte damals schon seinen ehrsüchtigen Feldherrn Wallenstein verloren; denn dieser war den 25. Februar 1634 zu Eger meuchlerisch ermordet worden.

Blumen und Kränzen zu schmücken und vor der Thüre frische Maienbäume aufzupflanzen. — In der Nacht vor Walpurgis ward das Werk möglichst still ausgeführt, und am andern Morgen standen viele Einwohner Bautzens vor des Feldherrn Wohnung, um zu sehen und zu hören, wie erfreut und dankbar er die Huldigung der Bürger aufnehmen werde. — Aber ach, wie fanden sich die guten Leute getäuscht! — Dem Golz hatten eben einige Panduren das Näherrücken des sächsischen Heeres gemeldet, als er mürrisch an das Fenster trat und seinen Blick auf die harrenden Bürger und auf den Laubschmuck warf. Von einer wahrhaft thierischen Wuth ergriffen, grinzte der rohe Krieger das versammelte Volk an und schrie zum offenen Fenster hinaus: „So? Maien setzt ihr Hunde mir, weil ihr wißt, daß eure Sachsen kommen? Warum habt ihr's nicht früher gethan? Höhnen wollt ihr mich und des Kaisers Regiment? Das sollt ihr bitter bereuen! Wehe euch! Für eure Maien will ich euch die lichte Lohe auf die Dächer pflanzen, damit ihr fühlen möget, daß ihr uns nicht umsonst gehöhnet habt!"

In solchen und ähnlichen Worten, gemischt mit Flüchen und Beschimpfungen, machte der gefühllose Golz seinem bösen Herzen Luft und schlug dann zornentflammt das Fenster zu.

Die Bürger von Bautzen hatten einen solchen Ausgang nicht erwartet; sie zitterten und bebten. Nach Verlauf von ein bis zwei Stunden mußten sie leider schon sehr üble Folgen ihrer Huldigung erfahren. Die kaiserlichen Soldaten untersuchten jedes einzelne Haus, nahmen auch die geringsten Nahrungsvorräthe noch mit sich, schleppten vereinzelt aufgefundene Waffen hinweg, plünderten die Häuser vollends aus und schlugen unbarmherzig auf die wehrlosen Bürger los. — Viele Gräuelthaten waren den Tag über schon verübt worden; doch schlimmer noch ging es mit dem Einbruche der Nacht her. Die Bürger hatten, soweit sie es vermochten, ihre Thüren fest verrammt und lauschten von Minute zu Minute auf Nachrichten über die Ankunft der rettenden Landesmacht. Da ließ sich aber keine tröstliche Stimme vernehmen, sondern nur wildes Ge-

schrei und Toben der Kaiserlichen und Wehklagen der von den Feinden ergriffenen Bürger wurde hörbar. Wer in die Hände der Barbaren fiel, ward auf des Obristen Befehl unbarmherzig niedergemetzelt. Frauen und Jungfrauen unterlagen den empörendsten Mißhandlungen. An Flucht war nicht zu denken, da die feindlichen Krieger die Thore fest besetzt hielten.

Unter Angst und Bangen der in den Häusern verborgenen Einwohner ging die Mitternacht vorüber, welcher ein noch schrecklicherer Morgen folgen sollte. Golz hatte nämlich seinen Soldaten befohlen, daß sie früh 3 Uhr die ganze Stadt in Brand stecken sollten, und dies wurde auch mit verabscheuungswürdiger Pünktlichkeit ausgeführt.*) Ehe noch die bezeichnete Stunde des zweiten Mai's 1634 schlug, loderte an vielen Häusern Bautzens die Flamme auf. — „Feuer! Feuer!" riefen einige Stimmen aus einzelnen Wohnungen und „Feuer!" brüllten schadenfroh und hohnlachend die kaiserlichen Schaaren. Die Glocken läuteten Sturm; die Bürger verließen, vom Feuer vertrieben, ihre Häuser und liefen den grausamen Feinden in die Hände. — Wuthgeschrei der Kaiserlichen, Jammerruf der gequälten Bürger, klägliches Wimmern der Frauen und Kinder und das Aechzen der Sterbenden ertönte in allen Gassen der Stadt. Der schreckliche Golz ritt in den von den Flammen erleuchteten Straßen umher, weidete sich an dem Unheile, das er angerichtet hatte, und rief in die Jammerscenen hinein: „Seht, wie lustig das Feuer tanzt! Kennt ihr den rothen Hahn? — Jetzt solltet ihr die Maien setzen! Wo bleibt nur euer Landesherr und seine

*) Die Chronik spricht sich darüber also aus: „Heute, den 2. Mai 1634 hat der Obrist Golz befohlen, jeder Soldat soll früh 3 Uhr sein Haus anzünden, was auch geschehen. Auf der Seidau, in der Fischergasse und in den Ueberresten der Vorstadt brach das Feuer aus, flog in die innere Stadt, steckte zuerst die Juden- (jetzt Herings-) Gasse an, und legte alle Privathäuser, Kirchen (die Peterskirche, in die sich 300 Personen geflüchtet hatten, zündeten die Panduren mit Pechkränzen an) und alle andere öffentliche Gebäude, ja selbst einen Theil des nahen Dorfes Teichnitz, in Asche. Nur die St. Nicolaikirche war noch zum Gottesdienste brauchbar. Gräßliche Mordthaten, Raub, Unzucht und andern Gräuel machten die Schreckensnacht den Bürgern von Budissin noch schrecklicher."

Hülfe? Holt ihn doch herein in eure Stadt; er wird sich freuen!"

Golz wußte recht gut, daß die Sachsen nicht ohne Weiteres durch die stark verrammten Thore eindringen konnten, und darum benutzte er die Zeit, um sich am Elende, das er der Stadt gebracht hatte, noch zu weiden. Wie ein Rasender geberdete sich der fühllose Mann; er schrie in die Luft hinaus, als wollte er, den Lärm übertäubend, die Sachsen rufen: „So kommt doch, ihr Helden, und sucht euch eine Wohnung aus!" — Darauf befahl er einem seiner Soldaten, in's Lager der Sachsen zu reiten und dem Kurfürsten zu sagen, daß die Kaiserlichen bereit wären, die Stadt Bautzen zu verlassen und zu übergeben, wenn ihnen freier Abzug gewährt würde.

Der Reitersmann sprengte hinaus in's feindliche Lager. Als er dort vor Johann Georg seinen Auftrag ausgerichtet hatte und von diesem befragt wurde, wer das Feuer angelegt habe, da entgegnete der Bote in erheuchelter Theilnahme für Bautzen, daß er nicht wisse, wie das fürchterliche Unglück über die Stadt gekommen wäre, und log hinzu, daß Obrist Golz die armen Bewohner wegen ihres Verlustes schmerzlich bedaure. — Der Kurfürst, vom Mitleid für Bautzens Bürger ergriffen, verwilligte schnell den gewünschten freien Abzug; er ließ die Kaiserlichen auffordern, ohne Säumen die Stadt zu verlassen und gab seinem eignen Heere Befehl zum sofortigen Aufbruche, um der brennenden Stadt zu Hülfe zu eilen und dort zu retten, was noch zu retten möglich war.

Golz stand mit seinen Schaaren schon marschfertig, ehe der zurückkehrende Reiter in den Mauern erschien. Viele grausame Spottreden und Verwünschungen sprach der entmenschte Heerführer noch über die armen Bautzner aus, und kaum hatte er vom ankommenden Boten Johann Georg's Aufforderung zum schnellen Wegzuge vernommen, so ritt er auf seinem schwarzen Rosse an der Spitze seiner Horden durch die verwüsteten Gassen dem Lauenthore zu. Mit teuflischer Freude weidete er sich dabei an dem Klaggeschrei der noch lebenden Bewohner, einmal um's andre seinen rohen Panduren zurufend: „Hört nur, wie sie heulen, die Hunde von

Budissin!" — Als er aber mit seinen Kriegern in die Nähe des Lauenthores kam, hatte seine Raserei schnell ein Ende, denn grade dort wüthete das Feuer am fürchterlichsten, und Golz sah sich genöthiget, in wilder Hast zwischen den brennenden Trümmern sich und den Seinen einen Ausweg zu bahnen. Es gelang ihm endlich und er erreichte trabend das Thor. Hier hielt der Wüthrich plötzlich seinen Rappen an; er zitterte an allen Gliedern; sein Gesicht erbleichte, seine Hände ließen die Zügel des Rosses los, er wankte zur Seite, stürzte auf das Pflaster nieder und — brach den Hals. Dies war das Werk weniger Augenblicke. Das von seinem Reiter befreite Pferd sprang schnaubend davon. Die Truppen des Obristen hatten nicht Zeit, auf ihren Führer zu achten; denn ein Krieger drängte den andern vorwärts, und so kam es, daß Golzens blutende Leiche liegen blieb und von den gehetzten Pferden seiner nachrückenden Leute vollständig zerstampft wurde.

Die Sachsen zogen bald darnach in Bautzen ein und schauderten zurück vor dem gräßlichen Bilde der Verwüstung, das ihren Augen sich darbot. — Die Gemordeten waren nicht wieder in's Leben zurückzurufen, und der furchtbare Schaden, den die Kaiserlichen in Bautzen verursacht hatten, konnte nur nach und nach wieder gut gemacht werden. —

Der Name „Golz" blieb für Bautzens Bewohner fortan ein Schreckenswort. Zuweilen durchlief die Straßen der Stadt ein feuriger Hund, dessen Fell gleich Kohlen glimmte, aus dessen Maule ein giftiger Schaum floß und dessen Gebell mehr einem höllischen Geheul zu vergleichen war; dies war — der böse Golz. Erschien der feurige Hund in Bautzen und rannte er heulend durch die Gassen, so nahm man an, daß es binnen drei Tagen in der Stadt brennen werde. Darum grauset es den Bautznern heute noch vor dem bösen Golz, darum erzählen die Großmütterchen ihren Enkeln oft noch von dem feurigen Hunde und rufen zum Schlusse aus: „Betet, Kinder, daß Golz nicht wieder komme!" —

Der Teufelsgraben bei Roselitz und die Entstehung des Dorfes Lorenzkirchen.

Eine gute Meile nördlich von Großenhain zieht sich von Osten nach Westen ein Erdwall nach der Elbe hin, den einige Sachkenner für eine Wasserleitung, andre für einen in alter Zeit aufgeworfenen Befestigungswall ausgeben wollen. Derselbe beginnt in der Nähe der Dörfer Tiefenau und Roselitz, führt am Vorwerke Gohrisch und bei Neuforge vorüber und erstreckt sich bis Fichtenberg, wo er sich, etwa noch zehn Minuten von der Elbe entfernt, verliert. — Wer eigentlich den Wall baute, ob ihn die Deutschen oder Sorbenwenden aufwarfen, das zu entscheiden mag den Alterthumsforschern überlassen bleiben; die Sage betrachtet den Wall als ein Werk des Teufels, und darum heißt der Wall im Volke heute noch der Teufelsgraben. Ueber denselben geht folgende Sage.

In Roselitz wohnte einst ein Müller, dem es zum Betriebe seiner Mühle recht oft an Wasser gebrach. Infolge des häufigen Wassermangels mußte der Müller sein Mühlzeug häufig stehen lassen, und seine Mahlgäste verließen ihn, weil er sie nicht rechtzeitig befriedigen konnte. So oft er auch das Oberwasser stauete, so sorgsam er auch am Graben und Gerinne besserte, so schien doch die Wasserarmuth sich nicht zu vermindern, sondern zu vermehren. Unter solchen Verhältnissen verdiente der Müller nur wenig, daher er borgen mußte und mit jedem Jahre tiefer in Schulden gerieth.

„Träfe das Unglück mich allein," sprach der Müller oft, „dann wollte ich's gern ertragen; aber was soll aus meiner Rosette werden?"

Rosette war nämlich des Müllers einziges Kind, eine blühende Jungfrau, der an Schönheit und Liebreiz kein Mädchen in der ganzen Umgegend gleich kam. Mancher Jüngling hatte sich ihr schon genähert, aber sie war den Bewerbungen so geschickt ausgewichen, daß nicht einmal ihr Vater davon etwas Genaueres erfuhr. — Rosette konnte als redliche Jungfrau auch nicht

anders handeln, denn sie liebte im Stillen den stattlichen Jäger Ludwig, der ihr mit Leib und Seele angehörte.

Schon wollten beide den Müller um seinen Vatersegen zu ihrer Verbindung bitten, da erschien wenige Stunden vorher in der Mühle ein harter Gläubiger, der dem armen Müller mit dem Schuldthurme drohte, wenn er binnen Jahresfrist nicht zahlen oder wenigstens seine selten klappernde Mühle wieder in bessern Ruf bringen könne. Der Müller war außer sich vor Unmuth und Sorge; er schlich trübe gestimmt umher, suchte umsonst nach Rath und Hülfe und ahnte zuletzt es selbst nicht, daß mit der Muthlosigkeit in ihm zugleich der Menschenhaß aufkeimen müsse. — Eine solche Stimmung im Gemüthe des Vaters konnte die Tochter Rosette nicht ermuthigen, ihre Herzensangelegenheiten zur Endschaft zu bringen. Ihr Bräutigam Ludwig war hierin mit ihr ganz einverstanden.

Des Müllers üble Laune wuchs mit jedem Tage. Zuletzt, als alle Versuche, mehr Wasser in sein Gerinne zu bekommen, mißlungen waren, erklärte er laut: „Wer mir stets ausreichendes Wasser für meine Mühle verschafft, der soll meine Tochter zum Weibe haben!"

Rosette ließ sich durch diese Aeußerung ihres Vaters nicht ängstigen, denn sie hielt es für unmöglich, daß irgend ein Mensch dem Wunsche des Vaters genügen könne. So glaubte sie sich auch in Bezug auf ihren geheimen Bund mit Ludwig vollkommen sicher.

Eines Abends trat in die Mühle ein häßlicher, lahmfüßiger Mühlknappe ein. Seine rothen Haare hingen ihm zerzaust über die tiefliegenden Augen und bedeckten ein erdfahles, eingefallenes Gesicht; hinter den blauen, dürren Lippen aber ragten zwei einzeln stehende lange Zähne aus dem schiefen Munde hervor. Rosette konnte den grauenhaften Anblick des Fremden nicht ertragen; sie verließ die Stube. — Dies schien dem häßlichen Knappen grade recht zu sein. Er rückte näher zum Müller hin und sprach: „Euch fehlt das Mühlwasser! Ich schaff' es euch, wenn ihr, wie ihr gesagt habt, mir eure Tochter geben wollt."

„Ich hab's allerdings gesagt," antwortete der Müller, „und kannst du, Knappe, mir ausreichendes Wasser

nach meiner Mühle leiten, dann sollst du mein Kind zum Weibe haben. Doch bei mir thut Eile noth, drum möcht' ich gern wissen, in wie viel Monaten du dein Werk zu Ende bringen wirst."

„Monate?" rief der Fremde unter grinsendem Lachen, „Monate? — Heute Nacht noch grabe ich vom Elbstrome her für euch einen Graben, baue euch auch Schützen und Wehr, und ehe die Hähne in Roselitz das erste Mal krähen, soll starke Wasserkraft in euren Rädern brausen. Krähet der Hahn, ehe die Arbeit vollständig gethan ist, so entbinde ich euch eures Wortes; hab' ich's jedoch vorher vollendet, dann bin ich euer Eidam, und morgen mag die Hochzeit sein."

„Foppt mich nicht, Knappe!" rief der Müller ärgerlich und setzte hinzu: „Der Teufel kann das ausführen, was du gesagt hast; du wirst's nicht schaffen, wenn du auch mit dem Satan im Bunde wärest!"

„Es kommt," entgegnete der Fremde, „auf einen Versuch an; führe ich aber aus, was ich euch versprach, dann halte ich euch beim Worte und morgen müßt ihr mich Eidam nennen!"

Der Knappe wollte sich verabschieden, als Rosette wieder eintrat. Er eilte mit möglichster Freundlichkeit auf sie zu und begrüßte sie als seine Braut; diese aber entwand sich ihm und flüchtete nach der Hausflur.

Der Müller bat darauf den Fremdling, doch nicht so zu eilen, sondern lieber noch ein Weilchen zu warten und einen frischen Trunk auf die Reise anzunehmen. Der Knappe ließ sich dies gern gefallen. Er stieß mit dem Müller auf eine ausdauernde Wasserkraft an und bezauberte ihn durch seine hoffnungerweckenden Zusagen dermaßen, daß der Müller wenige an Rosette, desto mehr aber an die Mühle dachte, an welcher er im Geiste schon das volle Wasser brausen hörte. Er leerte einen Becher nach dem andern, ohne zu bemerken, daß der Inhalt seiner Flasche nie zur Neige gehen wollte. Jeder neue Schluck goß ihm größeres Feuer in die Adern, denn, was er trank, das war nicht aus seinem Keller, das hatte sein verdächtiger Gast durch geheime Macht herbeigezaubert.

Indessen beide tranken, war Rosette, entsetzt über

den schrecklichen Freier, durch die Hausflur in's Freie hinaus nach der Lorenzkapelle geeilt. Dort hatte sie ihr Herzeleid dem Herrn geklagt und zu ihm inbrünstig um Schutz und Hülfe gebetet; drauf war sie wieder heim gegangen, um sich in ihr Kämmerlein zu schleichen und dort sich satt zu weinen.

Der Vater des schwerbekümmerten Mädchens blieb lange noch mit dem Knappen zusammen; als es aber elf Uhr schlug, da sprang der räthselhafte Fremde hastig auf, reichte dem Müller die Hand und rief im heulenden Tone: „Nun, Alter, haltet Wort! Ich muß nun eilen, wenn ich vor dem ersten Hahnenschrei mit meinem Werke zu Ende kommen will!"

Kaum hatte er dies gesagt, so stürzte er nach dem offnen Kamine und fuhr unter Blitz und Schwefeldampf zur Esse hinaus. Jetzt erst erkannte der Müller, mit wem er sich verbunden hatte; jetzt verschwand sein Rausch, und mit Zittern und Beben dachte er an das Schicksal seiner lieben Tochter, die er, wie er nun wohl sah, dem — Teufel verlobt hatte. Das Gefühl der Schuld lastete centnerschwer auf seinem Herzen; er wagte nicht, sich seinem Kinde zu nahen, sondern schloß sich in seine Stube ein und rannte wie wahnsinnig in derselben umher.

Rosette blieb in ihrer Kammer und betete. — Draußen in der Natur ließen sich grausige Töne vernehmen; der Sturm wüthete, die Blitze zuckten durch die finstre Nacht, die Donner rollten, die Erde zitterte, und mitten durch den höllischen Lärm erklang Gebrüll und Geheul, welches sich mit dem Brausen des Waldes und dem Krachen der niederstürzenden Baumriesen gräßlich mischte. — Das war kein gewöhnliches Unwetter, das war Spuck der bösen Geister, die der Satan wach gerufen hatte und die zu Tausenden erschienen waren, um den vom Teufel zugesagten Wassergraben binnen wenigen Stunden herzurichten. Da ging es an ein Schaufeln und Graben, da wurde gehackt, gesägt und gekarrt, da flogen Erdwälle im Nu auf, und Pfähle und Balken standen auf ein, zwei, drei Schläge für lange Zeiten fest. Was die Knechte des Satans nicht allein zu schaffen vermochten, das mußte durch Hülfe der Elemente in's Werk gesetzt werden. Daher knickte der Orkan die stärksten

Eichstämme auf der gohrischen Haide wie Halme nieder, damit die Arbeit an den Böschungen nicht aufgehalten werden sollte, und daher war der Lärm in der Nähe der koslitzer Mühle am allertollsten, weil es dort für den Teufel und seine Gehilfen unter Hilfe des Feuers und Wassers am meisten zu thun gab. Das Schmieden, das Hämmern, das Klopfen, das Raspeln und Rammen dabei schien gar nicht enden zu wollen. — Der höllische Baumeister flog im Sturme das eine Mal hierhin, das andre Mal dahin, und überall drängte er zur wildesten Hast.

Schon war das Meiste am neuen Graben geschehen. Er lag von Koslitz bis in die Nähe der Elbe fertig da. Nach dem Elbstrome hin gab es freilich noch ein tüchtiges Stück Arbeit. Dorthin eilte der größere Theil der schwarzen Gesellen, während die übrigen finstern Genossen in der Nähe der Mühle unter des Satans Aufsicht gruben und pochten und rammten und glätteten, um noch eine Grabenlänge von etwa siebenzig Schritten herzustellen.

In dem Herzen des Müllers war nach der gewaltigen Aufregung bald eine ungewöhnliche Abspannung eingetreten; er war bald müde geworden und in festen Schlaf versunken, wozu der höllische Wein sicher das Seine beigetragen hatte.

Ganz anders war es bei Rosette. Mit jeder Minute wurde sie unruhiger und ängstlicher, als wenn sie ein furchtbares Verbrechen begangen hätte. Das Bild des häßlichen Knappen kam ihr nicht aus dem Sinn. Sie trat an das Fensterlein ihrer Kammer, da sah sie die schreckliche Gestalt ihres Freiers auf einem Flammenblitze vorüberhuschen und hörte ihn die Worte sagen: „Frisch auf, Gesellen, daß wir zu Ende kommen, ehe der Hahn kräht! Morgen ist Hochzeit, da sollt ihr Ruhe haben und schwelgen!"

Eisiger Schauer überlief die arme Jungfrau, als sie die Worte vernahm. Sie fiel auf die Knie nieder und betete: „Hilf mir, o heiliger Lorenz, und bitte für mich, daß ich nicht in die Klauen des Satans fallen muß!"

Mehrere Male hatte Rosette also inbrünstig gebetet, hatte die Hände gerungen und heiße Thränen vergossen,

da krähete in Koslitz ein Hahn, dem gleich darauf alle andern Hähne des Dorfes antworteten.

Dies kam dem Satan allerdings zu früh. Er war mit dem Graben noch nicht ganz zu Ende, und doch erklang schon der Hahnenruf. Heulend und fluchend fuhr er unter seine schwarzen Schaaren, stürmte mit ihnen unter furchtbarem Toben hinweg, peitschte seine finstern Gesellen vor sich hin, fuhr zur Hölle und ließ sich vor Aerger und Zorn über den Verlust einer so lieblichen Braut weder bei Rosetten, noch bei ihrem Vater jemals wieder blicken.

Durch den Lärm, den die bösen Geister beim Abzuge verursachten, wurde auch der Müller aus seinem Schlafe aufgeweckt. Er trat aus seiner Stube, indem ihm seine Tochter entgegen kam und über alles, was geschehen war, Mittheilung machte. Die geängstigte Jungfrau zitterte noch an allen Gliedern und erweckte dadurch im Herzen des Vaters nicht geringe Besorgnisse um ihre Gesundheit und ihr Leben. Sie zu beruhigen, versprach er ihr, nie wieder mit einem zureisenden Knappen, am allerwenigsten aber mit dem Satan, vorschnell einen Bund zu schließen, und gelobte dabei zugleich, ihr, wenn es irgend in seiner Macht stünde, den ersten Lieblingswunsch, den sie im Herzen hege, zu erfüllen. — Die Tochter benutzte die Stimmung ihres Vaters und gestand ihm ihre Liebe zum Jäger Ludwig, indem sie zur Verbindung mit ihm um den väterlichen Segen bat. Nach kurzem Bedenken gab der Müller Rosetten sein Jawort, welches so zauberisch wirkte, daß die Jungfrau alle Angst und Sorge vergaß und ihrem Vater in der hohen Freude ihres Herzens wiederholt um den Hals fiel. Im Stillen sendete Rosette einen verschwiegenen Boten an Ludwig ab, damit dieser den glücklichen Ausgang der gefährlichen Sache erfahren und baldigst nach der Mühle kommen sollte.

Am frühen Morgen machten sich viele Leute auf, um zu sehen, was in der Nacht des furchtbaren Unwetters eigentlich geschehen sei; denn man hatte um die zwölfte Stunde, zu welcher die feindlichen Mächte am schrecklichsten tobten, wirklich der Welt Untergang gefürchtet. — Mit Staunen hingen die Blicke der Leute

an dem großen Graben, von dem sie Tags vorher noch keine Spur gesehen hatten. Sie berechneten, wie viele Arbeiter wohl dazu gehörten, um diese langen Dämme mit ihren Verpfählungen binnen Jahresfrist herzustellen, und vermochten sich darum nicht zu erklären, wie das Werk in einer Nacht entstehen konnte; als sie aber aus den Erzählungen des Müllers das Nähere erfuhren, da bekreuzigten sie sich und sprachen: „Ja der Teufel baut schnell, doch möchten wir nicht mit ihm bauen!“ — Sie gratulirten dem Müller, daß der fromme Sinn seiner Tochter ihn aus den Netzen des Satans noch glücklich errettet hatte, und wünschten der holden Rosette zur Verheirathung mit ihrem Ludwig das beste Glück. Der schnell entstandene Graben wurde aber von dem Tage an der Teufelsgraben genannt.

Was Ludwig fühlte, dachte und sagte, als er mit Rosettens Boten nach der Mühle kam, wie überglücklich er im sichern Besitze seiner Braut war, das bedarf keiner Beschreibung. Der Bund des schönen Paares empfing wenige Wochen später die kirchliche Weihe.

Die Wasserkraft der Koslitzer Mühle war durch Erschließung mehrerer Quellen bei den umfänglichen Erdarbeiten und durch Ansammlung von Wasser in den neugebildeten Vertiefungen doch bedeutend stärker geworden, daher seltener ein wirklicher Wassermangel wieder eintrat. Der Müller sah die weggebliebenen Mahlgäste wieder kommen, erfreute sich bald einer guten Einnahme, bezahlte nach und nach seine Schulden und erlebte ein recht frohes, glückliches Alter.

Die Lorenzkapelle, in welcher Rosette sich des Himmels Schutz erfleht hatte, wurde heilig gehalten. Man baute in der Nähe der Kapelle verschiedene Häuser, aus welchem ein Dorf entstand, das später Lorenzkirchen genannt wurde.

In der Nähe der Koselitzer Mühle stand früher ein Wald, der bis in die neueste Zeit das Teufelsnest hieß, weil dort die höllischen Mächte in der Schreckensnacht am ärgsten gewüthet haben sollen.

Die Geister auf dem Winneberge.

Nicht weit vom Städtchen Taucha bei Leipzig erhebt sich ein ansehnlicher, mit Buschholz und mit Birken bewachsener Hügel, der Winne- oder Gewinneberg genannt, auf welchem in neuerer Zeit angenehme Spaziergänge angelegt worden sind und von welchem aus man einen großen Theil der weitausgedehnten Leipziger Ebene überschaut. Am Fuße des Berges liegen die Dörfer Dewitz und Plößig im Thale der Parthe. Einst soll ein Schloß auf dem Hügel gestanden haben, das der Sage nach zwei Brüdern gehörte, die sich bitter befehdeten. Der eine von ihnen, der Ritter von Plößigk, siegte im Kampfe auf dem Hügel und nannte diesen deshalb „Gewinneberg."

Mancherlei berichtet die Sage vom Winneberge in sehr unsichrer, verworrener Weise, aber die Geschichte von Max Wulfrad lebt ungeändert im Munde des Volkes fort.

Max Wulfrad war ein armer, ehrlicher Handwerker in der vor Zeiten bedeutenden Handelsstadt Taucha. Mit Mühe erschwang er sich nur das Allernöthigste für's Leben; doch er ergab sich in seine dürftige Lage und war bei seinem frommen Sinne zufrieden, wenn er trocknes Brod zu essen hatte. — Einst ruhte Max von der Tagesanstrengung auf seinem harten Lager, da fühlte er sich um Mitternacht aufgerüttelt, indem er seinen Namen rufen hörte. Er öffnete die Augen und erschrak nicht wenig, als er vor sich die Gestalt eines weißgekleideten Mannes schweben sah. Furchterfüllt starrte Wulfrad die geisterhafte Erscheinung an, ohne nach ihrem Begehr zu fragen. Nach einer kurzen Pause winkte der Geist dem erschrockenen Handwerksmanne mit der Hand und sprach: „Komm mit mir, Max! Du warst bisher so genügsam und brav und hast es verdient, daß ein besseres Loos dir zu Theil werde!"

Die Aufforderung erschien dem Wulfrad recht wohl gemeint, daher faßte er Muth und folgte der Gestalt, die geräuschlos vor ihm herzog. Es ging hinaus durch Taucha's Gassen über Rain und Steg nach dem Winne-

berge, dessen Gipfel bald erstiegen war. Hier deutete der gespenstische Führer nach einer Stelle, wo ein blutrothes Feuer zu brennen schien, und er rief dabei dem armen Max zu: „Sieh dort dieses Feuer, heißer als das Blut von Erschlagenen, doch nicht brennender, als die Qualen eines bösen Gewissens! — Dem Guten und Frommen kann die Gluth keinen Schaden thun, darum eile du hin zu dem Feuer und hebe den großen Schatz, der unter ihm begraben liegt!“

Jetzt erst wurde dem Wulfrad klar, wo er war und mit wem er es zu thun hatte. Er dachte recht lebhaft der Worte seiner Mutter, die ihm erzählt hatte, daß seit fast hundert Jahren der Geist eines Sünders auf dem Winneberge hause und in jeder Nacht umherwandle, theils um den Schatz, den er gemißbraucht, zu hüten, theils um einen genügsamen, frommen Mann aufzusuchen, der des großen Reichthumes würdiger wäre und die Befähigung besäße, denselben richtig anzuwenden.

„Sollt' ich der Würdige sein?“ sprach Max für sich, die zagenden Blicke nach der Erscheinung richtend. Diese aber rief: „Du bist's, — eile, eile! Ehe die Mitternachtsstunde vergeht, muß der Schatz in deinen Händen sein. Hast du ihn, dann werde ich die lang gesuchte Ruhe finden. Aber wende deinen Reichthum nun auch wohl an, dir und deinen Mitmenschen zum Heile, sonst wirst du so elend wie ich, und du mußt, wenn du dich der Wollust und Schwelgerei ergiebst, vielleicht länger als hundert Jahre ruhelos umherirren!“

Während Max in der Hoffnung auf eine beglückende Zukunft das Gelübde eines enthaltsamen, ehrbaren Verhaltens in frommer Begeisterung ablegte, näherte sich ihm der Geist, hing ihm ein Schnürlein, woran sich ein kleines Glöckchen bewegte, um den Hals und sprach: „Laß diese Schelle nicht von deiner Brust wegkommen, denn ihre Töne sollen für dich tägliche Erinnerungs- und Warnungsrufe sein! Dein Wille ist gut, aber dem eifrigsten Willen ermangelt oft die That, und die Leidenschaften untergraben nicht selten das schönste Glück; darum höre ja auf den Silberton des Glöckleins, und wenn des Goldes Schimmer dich blenden will, so denke an dein Gelübde!“

Nun ging Max, vom Geiste geleitet, nach der Stelle, wo die rothe Gluth sich zeigte. Hier erblickte er eine Grube, in welcher ein großer, an vielen Ketten befestigter und angefüllter Kessel, mit blinkenden Goldmünzen, sich befand. Max erhielt von seinem Führer die Weisung, den Kessel von den Ketten zu befreien, ihn dann empor zu ziehen und darauf still nach Hause zu schaffen, aber dabei sich ja zu hüten, daß kein Goldstück herausfalle, denn das Verlieren eines einzigen Stückes habe zur Folge, daß der Kessel zerspringe und der Reichthum wie Rauch verfliege.

Der Geist verschwand gleich einem nebelhaften Gebilde. Max Wulfrad arbeitete mit großer Anstrengung den Schatz aus der Tiefe heraus und brachte ihn nach seiner Wohnung. Hier fiel er auf seine Knie nieder, dankte dem Himmel für das reiche Geschenk, versprach wiederholt, es recht anzuwenden, und bat zuletzt um ein genügsames Herz und um des Himmels Segen für seine künftigen Lebenstage.

Die Freude Wulfrad's über den so schnell gewonnenen Reichthum war zwar unbeschreiblich groß, aber dennoch kam ihm beim Anblicke des Goldes keine böse Lust, kein Hochmuthsgedanke, noch sonst eine Versuchung in den Sinn; er dachte vielmehr bei sich: „Ich will dem lieben Gott zunächst dadurch danken, daß ich eine Kirche baue, die zu den schönsten im ganzen Lande gehören soll."

Gedacht, gethan. Sein Glöcklein läutete recht hell, als er am andern Tage ausging, um Baulente zu suchen. Ihrer fand er genug, da er ihnen einen guten Lohn zusicherte. Bald begann der Bau. Die Mauern stiegen unglaublich schnell empor, weil der Bauherr das Werk zu fördern verstand. Dieser kam täglich zur Stätte des neuen Tempels und brachte den Arbeitern einen erquickenden Trunk oder sonst eine Ergötzlichkeit mit; auch war er beim Auszahlen des Lohnes nie karg. Selten hörten wohl Zimmerer und Maurer die Tritte ihres Brodherrn so gern, wie damals, als Max erschien und die feinen Silbertöne seiner Schelle hörbar wurden.

Aber auch der beste Mensch kann auf Abwege gerathen, kann straucheln und fallen. So ging es dem allerwärts bekannten „reichen Wulfrad." Er hatte Mo-

nate lang mit großer Freigebigkeit an seiner stattlichen Kirche gebaut und war etwa bis zu dem Dache gekommen, da prüfte er seinen Schatz und bemerkte, daß er sich sehr verringert hatte und daß ihm nach dem Ausbau des Gotteshauses wahrscheinlich gar nichts zu seinem eignen Leben übrig bleiben werde. — Dies beunruhigte ihn; seine Milde und Heiterkeit verschwand nach und nach, und er trat als ein von Tage zu Tage ganz veränderter Mann auf den Bauplatz. Seine Hände spendeten nicht mehr so reich, dagegen trieb er die Bauleute mit heftigen und harten Worten zur Thätigkeit an. Mit jedem neuen Morgen zeigte er sich ärgerlicher und strenger; denn in demselben Grade, wie das Gold in seiner Truhe abnahm, nahm sein barsches, karges Wesen zu. Zuletzt fing er an, auf die Arbeiter zu schelten, ja er fluchte ihnen sogar und schlug sie mit Ruthen. — Aus dem Lieblinge der Bauleute wurde bald ein Tyrann. Hätten die armen Menschen Gelegenheit zu anderm Verdienste gehabt, sie wären ihm gewiß alle entlaufen.

Max baute nur noch an der Kirche fort, um nicht zum Gespött zu werden, und lange dauerte es, ehe ein Dach die Kirche deckte. Er gesellte sich zu leichtsinnigen Menschen und spielte und trank mit ihnen Nächte hindurch. So laut auch die Schelle tönte, der Bauherr hörte sie kaum noch; lieber ertränkte er den Aerger über die Abnahme seines Reichthums im Weinbecher. Bei seinem schwelgerischen, wollüstigen Leben dachte er bald gar nicht mehr an den Ausbau der Kirche, in welcher nur manchmal vereinzelte Schläge des Hammers sich hören ließen. Diese verstummten zuletzt auch noch, und im Herzen Wulfrad's erstarb mit dem Vergessen seines Gelübdes jedes edlere Gefühl.

Ein Leben der Völlerei endet schlimm. Wulfrad wurde, als er recht und schlicht lebte, herzlich geliebt und geachtet, später aber von guten Menschen beklagt, von schlechten jedoch verspottet und verlacht. Er fühlte oft schmerzlich, wie tief er gesunken war, doch war er auch nicht mehr im Stande, sich aufzuraffen und ein besseres Leben zu beginnen. — Einst wüstete er mit seinen Zechgenossen auch vom frühen Morgen bis in die späte

Nacht hinein, und kurz vor Anbruch des Morgens kehrte er nach seiner Wohnung zurück. Wie oft hatte er diese in seinen frommen Tagen mit Zufriedenheit und Freude betreten — und mit welchem schuldbewußten Herzen warf er sich nun auf das Lager! — Der Rausch, den er sich angetrunken hatte, wich gar bald einer qualvollen Nüchternheit. Max lag zwar auf weichem Pfühle, aber Unruhe peinigte ihn; denn in jedem Augenblicke sah er die jammervollen Bilder seines Schwelgerlebens vor seiner Seele aufsteigen. Da er nicht schlafen konnte und eine bedeutende Schwüle seinen Kopf bedrückte, so sprang er auf und eilte hinaus vor seine Wohnung, um frische Luft zu schöpfen. Dabei läutete das Silberglöcklein in eigenthümlichen, melancholischen Tönen. Dem Max ward es recht bang um's Herz. Er schaute nach dem Himmel und sah im Westen sich furchtbare Gewitterwolken aufthürmen, durch welche in der Ferne die Blitze zuckten. Der Donner kam näher und näher.

Wenn Gott mit seiner erhabnen Stimme redet, dann zittern die Sünder. Max fühlte sich von Furcht und Entsetzen ergriffen, als der Donner heftiger grollte und die Blitze im gewaltigen Zickzack durch den Luftraum fuhren. Er schlich wieder zurück in sein Haus und suchte abermals das Lager auf. Immer fürchterlicher krachte der Donner; immer klagender läutete das Glöcklein an seiner schwerbedrückten Brust. Die eigenthümlichen Töne ergriffen seine Seele ebenso mächtig, als das Dröhnen in der Luft. — Um wenigstens von einer Qual sich zu befreien, wollte er sich des Glöckchens entäußern. Er ergriff es, riß es vom Halse und wollte es bei Seite legen; aber es entglitt seinen Händen, fiel zur Erde, sprang mitten von einander und ließ dabei den letzten Ton hören, einen Ton, der lange und ängstlich in der Luft fortschwirrte, wie der Seufzer eines Sterbenden.

Nochmals warf sich Max auf sein Bett hin; er verbarg das Gesicht in dem Pfühle, um die hellen Blitze nicht zu sehen und sein Ohr dem grollenden Donner möglichst zu verschließen. Während er, von Furcht und Schrecken erfüllt, so hingestreckt lag, während grauenhafte Bilder seinen Geist umgaukelten und Reue und

Gram über ein verfehltes Leben an seinem Herzen fraßen, da zuckte ein furchtbarer Blitz durch das Dach des Hauses nach dem Schwelger und machte seinem Leben ein Ende. Die Wohnung Wulfrad's stand sofort in Flammen und die Lohe flog, vom Sturme getragen, in wenigen Minuten über die Dächer der Nachbargebäude bis an die Kirche, welche Max in guten Tagen zu bauen begonnen hatte. Diese brannte völlig nieder und die Trümmer lagen lange Jahre hindurch unberührt, ein Wahrzeichen für alle, die den rechten Weg verlassen, des Himmels Segen verachten und mit Härte und Unbarmherzigkeit den Brüdern begegnen.

Wulfrad's Leiche ward unter dem Schutte seines Hauses hervorgezogen. Keine Thräne fiel auf seinen Sarg, kein theilnehmendes Herz dachte seiner nach dem Tode, kein Mensch folgte seiner Leiche; nur drei schwarze Raben fanden sich ein, um ihm sein Leichenlied zu krächzen. — Der dürftige Rest seines Schatzes wurde von dem Geiste, der ihn einst spendete, hinweg genommen und auf dem Winneberge in derselben Grube niedergelegt, in welcher sich einst der Kessel mit dem Golde befand. Nun kam der Geist erst vollständig zur Ruhe, aber Wulfrad fand keinen Frieden in der Erde; sein Geist schlich um Mitternacht in nebelhafter Gestalt auf dem Winneberge umher und bewachte den kleinen Schatz, der ihm im Leben noch geblieben war, auch nach dem Tode noch. Um Mitternacht hörte man auf dem Hügel auch ein Wimmern und Stöhnen, unterbrochen von dem Geläute eines silbernen Glöckchens, das mit seinen letzten Schlägen schwirrend in der Luft verhallte.

Aller hundert Jahre flackert über der Stelle, wo der Rest des Schatzes geborgen wurde, eine dunkelrothe Gluth auf; doch Niemand mag sich zur Stelle wagen, um das trügerische Gold zu holen.

Der Winne- oder Gewinneberg sollte wohl richtiger Wynberg heißen, weil man annimmt, daß auf ihm das Schloß Wyn stand, welches um 1530 von den Hussiten zerstört wurde. — Die vorstehende Sage fällt in das 14. Jahrhundert.

Das Marienbild zu Eicha bei Naunhof.

Um das Jahr 1450 reiste ein alter Fuhrmann, dessen Silberhaare in einzelnen Locken auf das blaue Linnenhemd hinabfielen, mit seinem von kräftigen Gäulen gezogenen Frachtwagen von Grimma ab, um schwere Güter nach Leipzig zu schaffen. Schlechte Wege hinderten ihn am schnellen Fortkommen, kalte Nebelmassen hüllten ihn ein; doch er war dergleichen Dinge gewohnt, und darum trollte er vergnügt neben dem Gespann her. Seine Pferde trieb er nicht mit Fluchen und Schelten, sondern nur durch gute Worte unter lustigem Peitschenknall an. — Als er etwa die Hälfte des Weges zwischen Grimma und Leipzig zurückgelegt hatte, hörte er hinter sich den Ruf: „Fuhrmann, halt' an und nimm einen müden Wandrer mit!"

Der Greis griff sogleich in die Zügel, und seine Pferde standen still. Bald wurde im Nebel ein Mann sichtbar, der einen Mantelsack hockte. Seine Bürde schien sehr schwer zu sein; denn der Fremde ging gebückt und keuchte so laut, daß der Fuhrmann ihn schon hörte, ehe er ihm näher kam. Als der Belastete endlich dem Frachtwagen ganz nahe stand, trocknete er sich den Schweiß aus dem Gesicht und sprach: „Ich danke dir, Freund, daß du auf mich wartetest; gewiß wirst du dich auch meiner erbarmen! — Mein Mantelsack wird mir heute außerordentlich schwer; ich kann mit ihm nicht weiter gehen und bitte dich um die Erlaubniß, ihn an deinen Wagen hängen und mit dir dann weiter wandern zu dürfen!"

„Warum das nicht?" antwortete der Greis und fügte hinzu: „Ich hab' zwar sehr schwer geladen, doch meine Gäule sind stark und nehmen schon deine Last noch mit. Hänge also in Gottes Namen deinen Sack am Ende des Wagens an und begleite mich, so weit du willst; schon vielen Trägern habe ich in meinem langen Fuhrmannsleben auf solche Weise die schweren Wege erleichtern helfen!"

Der Wandrer folgte der freundlichen Aufforderung sogleich, knüpfte seine Bürde an den Wagen fest

und ging dann neben dem Fuhrmanne her, nachdem dieser durch ermunternden Zuruf sein Gespann wieder in muntern Gang gebracht hatte. — Zwischen dem Greise und seinem Gefährten entstand bald eine lebhafte Unterhaltung über gute und schlechte Menschen, über trübe Zeiten, über Glück und Noth; doch gar nicht weit waren sie miteinander vorwärts geschritten, da gelangten sie an eine uralte, riesenhafte Eiche, an welcher ein Marienbild aufgehangen war.

Der Fuhrmann blickte nach der Gottesmutter hinauf, grüßte sie und zog dabei seinen Hut vom Haupte. Sein Begleiter schielte auch hinauf nach dem Heiligenbilde, gab aber seine Ehrfurcht vor demselben in keiner Weise kund. Dies befremdete den Greis; er sprach darum in ziemlich barschem Tone: „So grüße doch die heilige Maria! Bist du noch einer von den Heiden, die hier unter dieser alten Eiche einst ihre Götzenopfer brachten? O schäme dich, Undankbarer! Dir ward heute auf dieser Straße Erleichterung deiner Last! Dafür begehre ich von dir keinen Dank; aber was wir Gutes haben, das verdanken wir doch unserm Herrgott, und darum müssen wir stets unsern Blick zu ihm hinauf richten, wenn wir, wie dies eben durch das Marienbild geschieht, dazu aufgefordert werden!“

Das ernste Wort half bei dem Wandrer wenigstens so viel, daß er den Hut ein wenig rückte; aber in seinen Blicken lag eher Trotz und Heuchelei, als frommer Glaube.

Der Fuhrmann ließ sich durch die Gleichgiltigkeit seines Gefährten nicht stören; er kniete vor dem Heilgenbilde nieder und sprach andächtig sein Vaterunser, indessen der Wandrer von ferne stand. Als der Greis sich wieder aufgerichtet hatte, sprach er: „Es macht das Herz so leicht, so froh, wenn man gebetet hat.“

Der Wandrer schüttelte den Kopf und meinte: „Hing an jedem Straßenbaum ein Heilgenbild, so würdest du auch halten bleiben; das nützt aber zu nichts, das kostet zu viel Zeit.“ — Während er in dieser Weise schmälte, warf er einen tückischen, verstohlenen Blick nach seinem Mantelsacke und dachte bei sich: „Wäre ich nur erst bis Leipzig gekommen!“ Zu gleicher Zeit schaute er

rückwärts, als fürchte er, daß Jemand aus dem Nebelschleier hervortreten und ihn erkennen und anhalten werde.

Dem Fuhrmanne fiel dies Benehmen auf, doch er sprach nicht darüber, sondern ließ blos die Worte fallen: „Ein frommer Christ scheinst du nicht zu sein; denn du schätzest, wie mir's vorkommt, das Irdische zu hoch und das Himmlische zu wenig!" — Dabei trieb er seine Pferde zum Weitergehen an. Die Thiere zogen aber nicht an, sondern standen wie eingewurzelt. „Nun," rief er, „was ist denn das? Ihr habt ja stets das Eure gethan!" — Er streichelte darauf die Gäule mit der Hand, er sprach ihnen lauter und kräftiger zu, — doch sie rührten sich nicht; — er riß heftiger in die Zügel, er griff nach der Peitsche, er schlug los, — aber die Pferde standen wie festgebannt. — Jetzt schritt der Fuhrmann um den Wagen herum und untersuchte denselben genau. Da er an ihm nichts Fehlerhaftes, auch sonst im Wege kein Hinderniß fand, so schlug er die Gäule ärger als zuvor und nannte sie faule und störrige Thiere. Doch diese wichen weder rechts noch links, weder vor- noch rückwärts.

„Bin ich denn sammt meinen Rappen behext?" rief endlich der greise Fuhrmann unwillig aus; dann redete er seine Pferde wieder mit sanfteren Worten an und sann, als dies Verfahren ebenfalls erfolglos blieb, ein Weilchen hin und her. Zuletzt fiel sein Blick abwechselnd auf das Heilgenbild, auf den fremden Begleiter und auf den Mantelsack desselben. Der Wandrer konnte des Fuhrmanns durchdringende Blicke nicht wohl vertragen; er schlug die Augen nieder.

„Nun weiß ich," sprach der Greis zum Fremden, worin das Hinderniß liegt; dein Mantelsack ist schuld! Gesteh' es nur, in ihm steckt Sündengut!"

Der Wandrer schrak zusammen; er zitterte und leugnete, obgleich das Bewußtsein der Schuld in seinen Mienen vollständig ausgeprägt lag. Er machte eine Bewegung, als wollte er entfliehen. Seine Absicht sogleich erkennend, hielt ihn der Fuhrmann fest und rief: „Wohin gedenkst du zu gehen? Der Strafe des Himmels kannst du nicht entrinnen. Sag an, was steckt in dei-

nem Sack? Haſt du dich vergriffen an dem Beſitzthume deiner Brüder, an ihrem Erbe, oder gar am Kirchengut?"

„Kirchengut!" ſchrie der Wandrer, zitterte heftiger, ſtürzte ächzend zuſammen, krümmte ſich noch einmal auf dem Boden der Landſtraße und war — todt. Kalter Schweiß bedeckte ſein Leichengeſicht, und ſeine Hände und alle anderen Glieder waren erſtarrt.

Der Fuhrmann fühlte ſich bei dem jähen Todesfalle ſelbſt erſchüttert. Er ſchritt nach dem Mantelſacke des Fremden, öffnete ihn und fand in demſelben — eine goldne Monſtranz, die ihrem Ausſehen nach nicht mehr neu war und jedenfalls irgend einer Kirche angehören mußte. — „Alſo ahnte ich doch das Rechte," ſprach er, nach der Leiche hinblickend; „du, frecher Menſch, raubteſt ein heiliges Kleinod, raubteſt den Erlöſer ſelbſt, und nun hat dich Gott gerichtet!"

Der Greis nahm die Monſtranz ehrfurchtsvoll in ſeine Hände, ging wieder zurück zu dem Madonnenbilde unter der alten Eiche, kniete dort nieder und ſprach: „Heilige Jungfrau, löſe den Bann, der auf meinen Thieren liegt. Ich trage keine Schuld am Kirchenraube und kannte das Sündengut nicht, das den Wagen beſchwerte. Ich will allerwärts fragen, wo der Räuber dies Kleinod entwendet hat; ich will es dorthin zurückgeben, wohin es gehört!"

Nach dieſem Gelübde trug der fromme Fuhrmann die Monſtranz zum Wagen zurück, holte von demſelben ein leeres Kiſtchen, legte das theure goldne Gefäß hinein und trieb dann ſeine Pferde zum Weitergehen an. — Jetzt zogen die Thiere auf den erſten Zuruf mit einer Leichtigkeit an, als wenn auf dem Frachtwagen gar kein Gepäck läge; jetzt war der Bann gelöſt.

Die Leiche des Kirchenräubers auf dem Platze zurücklaſſend, ſetzte der Fuhrmann ſeine Reiſe nun ungehindert bis Leipzig fort. Hier angelangt, eilte er nach dem Gericht, um über das Erlebte Anzeige zu machen und zugleich die Monſtranz in ſichere Hände zu liefern, damit dieſelbe möglichſt bald an den Ort gelangen ſollte, von welchem ſie durch freche Diebeshand entführt worden war.

Die Wundermähr von der außerordentlichen Wirksamkeit der „Madonna unter der Eiche“ wurde nach wenigen Tagen allerwärts erzählt. Man schrieb dem Marienbilde wunderthätige Kraft zu, man wanderte zu demselben, um vor ihm das Herz in frommen Gebeten auszuschütten; man flehte um Tröstung in Trauertagen, um Genesung von Krankheiten, um Schutz vor Feinden, um Erbarmung in Armuth und Noth, um Hülfe in allen Lebenslagen. Der Zug frommer Wallfahrer nach dem Marienbilde mehrte sich mit jedem Tage; der Weg nach der ehrwürdigen Eiche wurde zuletzt gar nicht mehr leer. Die Haufen der Beter sehnten sich bald nach einem Altar, an dem sie knien, nach einer Kirche, in welche sie das Heilgenbild aufnehmen konnten. Dem gläubigen Sinne des Volkes gab man nach wenigen Jahren Genüge; man führte an der Stelle, wo das Marienbild an der alten Eiche stand, ein Gotteshaus auf und gab dem Orte den Namen „Eiche,“ der später auch die Benennung Eicha erhielt.

Eicha ist ein Vorwerk im Amte Grimma am linken Ufer der Parthe. Der Name des Ortes soll von einem riesigen Eichbaume herkommen, welcher einst dort emporragte und den alten Sorbenwenden als ein Lieblingsplatz für Beobachtung ihrer abgöttischen Gebräuche galt. Nach Vertilgung des sorbischen Götzendienstes hing man an dem Stamme des Baumes ein Marienbild auf, durch welches „die Eiche“ zum berühmten Wallfahrtsziele sich erhob.

Nach Einführung der Reformation wurde in der Kirche zu Eicha evangelisch gepredigt. Da aber große Schaaren frommer Hörer von Leipzig hinaus nach Eicha wanderten, um das gereinigte Bibelwort zu vernehmen, so fühlte sich der damalige Herzog Georg von Sachsen, der die Reformation nicht begünstigte, veranlaßt, die allsonntägigen Wanderungen zum evangelischen Gottesdienste nach der Kirche zu Eicha bei harter Strafe zu verbieten.

Der Blutfleck in der Klosterkirche des Schlosses zu Chemnitz.

Die Mitternachtsstunde ertönte vom Thurme des St. Johanniskloſters bei Chemnitz. Alles lag in tiefſter Ruhe. Nur ein Inwohner wachte im Kloſter, der Pater Erwin. In ſeinem Gemach ſah es nicht aus, wie bei einem frommen Mönche. Um ihn herum ſtanden Gefäße aller Art, theils gefüllt, theils leer, aus Thon, Metall und Glas gefertiget. Da lagen Retorten zum Erglühen verſchiedenen Minerals, da ſtand die kugelförmige Scheideflaſche, die vielgebrauchte Phiole. Auf einer langen Tafel bramten in einem Becken die Kohlen in bläulicher Flamme, und in dieſe hinein blickte der Mönch mit geiſterhaft bleichem Geſicht. — Erwin war ein Alchymiſt, ein Mann, welcher über dem Geheimniß grübelte, durch Miſchung edler und unedler Metalle Gold hervorzubringen. Was Jahrtauſende vor ihm ſchon Unzählige vergebens verſucht hatten, das wollte er in's Werk ſetzen: er forſchte nach einem Etwas, das kein Menſch zu finden vermag; er forſchte nach dem Mittel, das den Urſtoff aller Dinge in ſich vereinigen und zugleich die Kraft haben ſollte, alle Körper in ihre einzelnen Theile aufzulöſen, das Unächte ächt zu machen, alle Krankheiten zu entfernen und das Leben zu erneuern; er ſuchte den ſogenannten Stein der Weiſen.

Der arme Thor gedachte höhere Kräfte zu entdecken; er wollte des Himmels Macht ergründen und an ſich reißen, aber er vergaß, daß er — ein ſchwacher Menſch nur war.

„Ich muß es finden, — ich muß es haben!“ ſprach er vor ſich hin, wenn vielerlei Verſuche mißlungen waren und er darauf wieder ein neues Verfahren erprobte. Ihm zur Seite lagen mehrere Bücher, in welchen er oft ſtudirte, nachdem er ſeinen Roſenkranz abgebetet und um das Gelingen ſeines Werkes gefleht hatte. Der Abt des Kloſters war öfter bei ihm geweſen, um ihn von ſeinem erfolgloſen Beginnen abzumahnen und zugleich zu überzeugen, daß der Menſchengeiſt auf Erden gewiſſe Grenzen nie überſchreiten könne, daß im irdiſchen Leben

ihm vieles dunkel bleiben müsse; doch Erwin hörte nicht auf die Vorstellungen, sondern rief aus: „Ich muß es finden, — ich muß es haben!“ — Seine Hoffnung auf Erfolg belebte in ihm die Lust zu immer neuen Versuchen, obgleich er bei wiederholtem Mißlingen zuweilen doch ziemlich bedenkliche Mienen machte. „Hilft mir der Himmel nicht,“ meinte er zuletzt, „so müssen andre Mächte mir helfen!“ — Dabei schielte er mit einem gewissen Grauen nach einem alten Zauberbuche, dessen Rath er bisher noch nie gesucht hatte, weil er wußte, daß des Buches Inhalt wohl zu irdischem Gewinn zu verhelfen versprach, zugleich aber auch Lästerung des Heiligsten und Gottesvergessenheit erforderte und demnach jeden Anhänger seiner Lehren in das furchtbarste Elend stürzen mußte.

In jener Nacht nun, in welcher Pater Erwin so geisterbleich in die blaue Flamme über den glühenden Kohlen blickte, war derselbe zu dem Entschlusse gekommen, die geheimen Kräfte der Natur, wenn sein Gebet um des Himmels Rath abermals umsonst sein würde, mit Hilfe des gefürchteten Zauberbuches zu erforschen.

Der zwölfte Glockenschlag war in die finstere Nacht verklungen. Erwin wollte durch neue Verbindungen verschiedener Stoffe edle Metalle schaffen; er hatte zu seinem letzten Versuche alles trefflich gemischt und hoffte nun sicher, hinter die Kunst, Gold zu machen, zu kommen. Er warf einige Metalle, sowie Salze und noch andres Mineral in einen kleinen Schmelztiegel, stellte diesen zwischen die Kohlen und fachte dann die Gluth an. Mit gespannten, gierigen Blicken sah er seine Mischung zusammenschmelzen, und seine Augen leuchteten, als die fließende Masse einen rothglänzenden, fast strahlenden Schein zeigte, wie der Pater ihn noch bei keinem seiner hundertfachen Versuche gesehen hatte. Als die Mischung in vollständigstem Flusse war, ergriff Erwin seine Zange, hob den Schmelztiegel aus der Gluth, schüttete den Inhalt desselben auf eine Eisenplatte, untersuchte nach der Verkühlung das neuentstandene und, wie er so sicher hoffte, edel gewordene Metall und — sah sich abermals bitter getäuscht, denn das neue Erzeugniß war nichts weiter, als eine schlechte gewöhnliche Composition, wie

er sie in ähnlicher Art schon hundert Mal gewonnen hatte.

Jetzt war Erwin's ganze Ruhe dahin. Sein Aerger über das stete Mißlingen seiner Versuche steigerte sich bis zur Wuth. Er schleuderte das neue Metall an die Wand; er verwünschte seine eigne befangene Geisteskraft und spottete seines Schöpfers; er ergriff seinen Rosenkranz, warf ihn zur Erde, trat ihn mit Füßen und sprach: „Ich war ein Narr, daß ich dem Gebete vertraute und auf den Himmel mich verließ; auf diesem Wege komme ich nicht zum Ziele! Ich hab' die Wahl, — ich stehe an der Schwelle, — ich muß es finden, und sollte ich mein ganzes Lebensglück, mein ewiges Heil dafür in die Wagschaale werfen! — Will aber der Himmel mir nicht helfen, so mögen andre Mächte mir beistehen!"

In solchen vermessenen, gotteslästerlichen Redensarten erging sich der halb wahnwitzig gewordene Pater Erwin eine längere Zeit, dann griff er hastig nach dem alten Buche, in welchem er früher nur eine einzige Seite gelesen und dabei geschaudert hatte. „Komm her," rief er, „du entsetzliches Buch, deß Inhalt vielleicht den Himmel verschließt, deß Rath mir aber alle Schätze der Erde eröffnen wird; komm her, du Weisheit aller Zauberei, erschließe mir die Geheimnisse der Natur, die unbekannten Kräfte, gieb mir nur höhere Macht — sei sie gut oder böse —, gieb mir die Kraft, das Uebermenschliche zu thun, und laß mich Wunder wirken, über die die Welt erstaunt! — Groß wird mein Name sein; in künftigen Jahrhunderten wird man ihn noch nennen, und ich bin ewig, wenn auch mein Leib versinkt und droben mir die Seligkeit entgeht!" —

Erwin zitterte. Er schlug das Buch auf und las. Da stand viel Gotteslästerung, viel Mißbrauch heil'ger Namen, da stand von einem Höllenbund, von Menschenblut und bösen Geistern geschrieben. Erwin starrte die geheimnißvollen Zeichen, die räthselhaften Schriften an, und es ward ihm dabei immer wirrer im Kopfe; denn er verstand von der vermeintlichen Weisheit nichts, weil — Narrheit sie gepredigt hatte. — Wahnwitz hatte das Buch verfaßt, und Wahnwitz spukte in Erwin's Kopfe. „O, ich erbärmliches Geschöpf," rasete er, „was bin ich

in der Reihe der Wesen! Vom Himmel riß ich mich los, und die Macht der Finsterniß dient mir nicht! Ich Thor, groß wollt' ich sein, wie Gott, nun ist das Thier wohl besser noch, als ich! Hätt' ich Gewalt, ich bräche das Weltenall mit einem Mal zusammen und stürzte mich selbst in die Vernichtung mit hinein!" —

Dem Pater schien es, als antworte ihm ein höllisches Gelächter auf seine in der Anwandlung von Irrsinn gesprochene Rede. Erschrocken fuhr er zusammen; ermattet taumelte er in seinen Lehnsessel zurück, und bald darauf schlief er infolge gänzlicher Erschöpfung ein. Seine Ruhe war nicht wohlthuend. Während er schlief, jagten tausend wirre Gedanken durch sein Hirn. Er träumte von dunklen Wegen durch Wüsten und Wildnisse, von blauen Flammen und von schimmernden Edelsteinen und Goldklumpen, die er stets vergeblich zu erhaschen versuchte; er sah im Traume fürchterliche Abgründe und schwarze Todtengrüfte, in welche dunkle Gestalten mit knöchernen Händen ihn hinabziehen wollten; er erkannte über der schrecklichen Kluft im Strahlenkleide den heiligen Johannes, der im flüchtigen Nebelbilde verschwand, als Erwin um Gnade und Hilfe zu ihm flehte; er fühlte sich in höheren Himmelsräumen vom Sturme plötzlich gepackt und niedergeworfen auf die felsige Erde zwischen Leichensteine und Todtengebeine; er schrie endlich laut, wand sich von seinen wüsten Träumen los und — erwachte. Es war Tag geworden. Erwin's verstörter Blick fiel zuerst auf das glänzende Christusbild in seinem Gemach, das vom Golde der Morgensonne hell erleuchtet wurde.

Der Pater senkte, wie von Scham ergriffen, den matten Blick. „O, dieses schreckliche Träumen!" rief er aus und setzte hinzu: „Was ist der Mensch? — Sein ganzes Sein ist Traum!"

Im weiten Klostergange ließen sich Tritte vernehmen. Erwin sammelte sich schnell und erwartete gefaßt den Kommenden. Der Abt des Klosters war's. Mit freundlichem frommem Gruß trat dieser ein und sprach: „Du weißt, lieber Bruder Erwin, daß wir heute die Himmelfahrt unsers Herrn und Heilandes als heiliges Klosterspiel aufführen wollen und daß du wieder zur hohen

Ehre erkoren bist, die Person des Gottessohnes vorzustellen; nun bist du aber noch gar nicht bereitet, und schon warten im Klostersaale die Brüder auf den Anfang des Spieles. Eile darum, dich mit dem Ehrenkleide zu schmücken, und komme dann sogleich!"

Dies sprechend verschwand der Abt. „Soll ich's thun?" fragte Erwin sich selbst mit einigem Erbeben; doch bald darauf raffte er sich empor und sprach trotzig: „Ich will's, und niemand soll es an mir merken, daß ich mit Gott und mit der Welt zerfallen bin!" — In höchster Eile warf sich der Pater in das festliche Gewand, knüpfte die Sandalen mit Bändern an seine Füße, drückte sich einen glänzenden Ring, der den Heiligenschein versinnlichen sollte, auf's Haupt und eilte als „Christus" aus dem Gemache, das soeben Zeuge seiner gotteslästerlichen Reden geworden war. Er kam bald zu den Klosterbrüdern, die eben in der Kirche ihr Spiel begannen, und half als „Heiland" in Person ein Werk ausführen, das zu seinem Denken und Treiben in der vergangenen Nacht durchaus nicht paßte. In seinen Mienen lag nicht Milde und Ergebung, wie sie der Herr einst zeigte, sondern Hohn und tückische Erhebung; doch dadurch wurden die frommgläubigen Zuschauer, die erschienen waren, nicht abgehalten, beim Auftreten des Peter Erwin auf die Kniee zu fallen, um ihre Verehrung vor dem Erlöser kund zu geben, dessen Stelle hier so unwürdig vertreten wurde.

Das „Spiel der Himmelfahrt" nahm seinen Fortgang, ohne daß jemand genau zu erkennen vermochte, wie öde und schaurig es in dem Gemüthe Erwin's aussah. In der gewölbten Decke des Gotteshauses befand sich eine Oeffnung, die groß genug war, um einen Menschen hindurch schlüpfen zu lassen. Diese Oeffnung hatten die Mönche mit gemalten Wolken umflort, damit die Laien, wenn sie während der Aufführung aufwärts blickten, an den Himmel über sich erinnert werden sollten. Oberhalb des Gewölbes war für Handhaben gesorgt, an welchen sich diejenigen, welche durch die Oeffnung aufwärts stiegen, sicher anhalten konnten, um wieder auf festen Boden zu gelangen.

Auf der von den Mönchen hergestellten Bühne war

der Berg in Galiläa dargestellt, nach welchem Jesus einst die elf Jünger beschieden hatte. Hier versammelten sich in der Fortsetzung des heiligen Spieles die als Schüler des Herrn verkleideten elf Mönche und harrten der Ankunft ihres Meisters. Erwin erschien als solcher mit dem Ausrufe: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!" — Bei diesen Worten zitterte die Stimme des armseligen Paters, der im Streben nach höherer Gewalt sich selbst doch recht tief erniedriget fühlte. Er ermannte sich bald darauf, setzte seine Rede kräftiger fort, rief mit gehobenerer Stimme: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!" und befahl dann den Jüngern, nicht von Jerusalem zu weichen, sondern zu warten auf die Verheißung des Vaters. Nachdem er die darauf bezüglichen Bibelworte gesprochen und den Jüngern die Kraft des heiligen Geistes zugesichert hatte, führte er dieselben im weiteren Verlaufe des Spieles bis gen Bethanien und hob die Hände auf und segnete sie. —

Die Würde, welche dem Pater die Verkleidung verliehen hatte, die als Jünger vor ihm knieenden Klosterbrüder, der andächtige Ernst der Laien, — dies alles hatte in Erwin die Lust, mit dem Heiligen zu scherzen, verweht; er empfand den grellen Widerspruch, in welchem seine äußere Erscheinung mit seinem Innern stand. Als er nun die Jünger gesegnet hatte, als sich von der Decke der Kirche herab ein von Wolken umhülltes Hebeseil niederließ und zwei weißgekleidete Männer in seine Nähe traten, um mit ihm hinauf nach dem reichbewölkten Gewölbe gezogen zu werden, da kam ihm ein ganz eigenthümlicher Schauer an. Seine aufgeregte Einbildungskraft spiegelte ihm das Jenseits und den ewigen, gerechten Richter vor, und seine Sinne verwirrten sich. Das Spiel aber, das Erwin schon oft mitgespielt hatte, wartete nicht; es forderte Erscheinung auf Erscheinung in schneller Aufeinanderfolge. Ein Bruder drückte dem zögernden Pater das Hebeseil in die Hand; dieser umfaßte es krampfhaft und es bewegte sich mit ihm zur Seite der zwei Männer aufwärts. Je höher es stieg, desto schrecklicher wurde es dem Erwin zu Muthe. Eine furchtbare Angst bemächtigte sich seiner; es flimmerte

ihm vor den Augen; blaue Flammen hüpften um ihn her; seine Glieder wurden starr, und der Wolkenhimmel schien über ihm zusammenbrechen zu wollen. An der Decke angekommen, riefen eben die Männer in den weißen Kleidern von der Höhe herab den versammelten Gläubigen zu: „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr hier und sehet gen Himmel? Dieser....."

In demselben Augenblicke schrie der Pater Erwin laut auf; er ließ die kalten, erstarrenden Hände vom Seile los und schmetterte mit furchtbarer Wucht hinab auf den getäfelten Boden der Kirche, wo sein Blut und Gehirn umherspritzten und sein letzter Hauch aus dem geborstenen Leibe verwehte.

Das geistliche Spiel ward sogleich geschlossen. Die vor Schreck fast gelähmten Mönche griffen endlich die zerschmetterte Leiche ihres Bruders an und brachten dieselbe in die Leichenkammer. Den Tag darauf trug man Erwin's Leib unter Trauergesängen zu Grabe. Als er eingesenkt wurde, rief der Abt ihm noch herzliche Abschiedsworte nach, rühmte sein geistiges Streben und sein reiches Wissen, schloß aber mit den Worten: „Unser Wissen ist Stückwerk, darum werden wir mit unserer menschlichen Weisheit hier nur bis zu einer gewissen Grenze gelangen, die wir nicht überschreiten können; aber wir wollen deshalb nicht müde werden im Streben nach unvergänglichen Gütern, nach Wahrheit und Gerechtigkeit, wir wollen nachjagen der Heiligung und suchen, was droben ist, wo Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes, des Vaters!" —

Erwin's Gebeine vermoderten. Die Stelle im Schiff der Klosterkirche, auf welcher sein Leib zerschmetterte, behielt ein unverwischbares Zeichen: ein blutiger Fleck war zu sehen, der stets feucht blieb und mit der Figur eines Menschen Aehnlichkeit hatte. Der Blutfleck wurde noch bis in die neueste Zeit gezeigt, und nach der Sage soll er nie vertrocknen und vergehen, weil er an das Ende des Paters zu erinnern und dabei die Nachwelt davor zu warnen hat, daß jemand Gott versuche und, sich selbst vernichtend, sein Seelenheil um Erdenglück und Erdenmacht hingebe.

Alchymisten gab es schon vor vielen Jahrhunderten. Anfangs waren es besonders Klostergeistliche, wie A. Magnus, Baco u A., welche sich mit Alchemie abgaben. Im 13.—15. Jahrhunderte hielt man das Streben, Gold zu machen, für Gott wohlgefällig, und die Bereitung der Goldtinctur glaubte man nur unter Gottes besonderem Beistande finden zu können. Die Mönche verschiedener Orden bezeichneten es auch als Sünde, solche Leute in die Kunst einzuweihen, die sich der göttlichen Gnade unwürdig zeigten. Da die Sucht, Gold zu machen, immer mehr um sich griff, so wurden seit dem 14. Jahrhundert geistliche und weltliche Verbote dagegen erlassen. Dies half aber gar nichts; die Freunde der Alchemie mehrten sich nun erst recht. Auch Fürsten begeisterten sich für die fruchtlose Idee. Heinrich VI. (1423) glaubte durch dieselbe das Mittel zu finden, die Staatsschulden zu tilgen, daher er die Geistlichen zu unablässigem Forschen nach dem Steine der Weisen antrieb, indem er behauptete, daß, wenn Brod und Wein unter den Händen der Geistlichen sich in Leib und Blut verwandele, es den Priestern auch mit Gottes Hilfe gelingen könne, aus unedlen Metallen Gold zu bereiten. — Markgraf Johann von Brandenburg laborirte auf der Plassenburg bei Culmbach und wird heute noch in der Geschichte mit dem Beinamen des Alchymisten bezeichnet. Am eifrigsten in Aufsuchung der ersehnten Goldtinktur zeigte sich Kaiser Rudolph II. (1576), der vorzüglich in Prag in Verbindung mit den namhaftesten Alchymisten das Unerreichbare zu erreichen suchte. — Daß auch der sächsische Kurfürst August für den Gedanken erglüht war, daß er 1704 deshalb mit dem Apotheker Böttger einen besonderen Contract schloß und durch diesen zwar nicht das Goldmachen, aber doch die Porzellanbereitung erfunden wurde, ist eine allgemein bekannte Sache.

Gold ist noch nie gemacht worden. Suchte man früher dies den Leuten einzureden, so war es nur Täuschung. Das gewöhnlichste Verfahren bei dergleichen Betrügereien bestand darin, daß man Kohlen mit einer Lösung wirklichen Goldes sättigte und dann das Gold wieder zur Erscheinung brachte. —

Das Johanniskloſter in der Nähe der Stadt Chemnitz, von welchem nur noch die Kirche als Filialkirche von Glöſa nebſt einem Seitengebäude beſteht, beſtand bis um das Jahr 1550, von welcher Zeit an es durch neue Gebäude vergrößert und in das Schloß Chemnitz umgewandelt wurde. Die Sage von Erwin dürfte demnach in die erſte Hälfte des 16. Jahrhunderts fallen.

Außer dem Blutflecken zeigte man bisher in der oftgenannten Kloſterkirche eine aus einem Eichenſtamme ſchön geſchnitzte Geißelung Chriſti. Auch an dieſem Stamme haftet die Sage. Sie berichtet, daß der Stamm in der Kirche ſelbſt gewachſen, ſpäter aber von einem Künſtler als Holzblock benutzt und in das noch vorhandene Kunſtwerk umgewandelt worden ſei. Ein einziger Blick auf die „Geißelung" läßt das Unrichtige dieſer Annahme an den Tag treten. — Die Kloſterkirche bei Chemnitz unterliegt jetzt einer vollſtändigen Renovation.

Die Henne in der Räuberhöhle am Schafteiche bei Glauchau.

Auf der Nordſeite von Glauchau liegt ein großer Teich, welcher faſt die ganze Fläche bedeckt, die dort zwiſchen der Mulde und der Lungwitz ſich ausbreitet und zum Theil von dem Scheerberge begrenzt wird. An dem Teiche — Schafteich genannt — entdeckte man früher einen ſtollenähnlichen, mannshohen Gang, der tief in den Felſen hinein führte, und deſſen Ende man nicht aufzufinden vermochte. Dieſer unterirdiſche Bau erhielt den Namen Räuberhöhle; denn man erzählte ſich von ihr, daß ſie in alter Zeit der Schlupfwinkel von Räuberbanden geweſen ſei. — An die Höhle knüpft ſich folgende Sage.

Vor etwa 200 Jahren hütete in der Nähe des Schafteiches ein Hirt ſeine Heerde. Derſelbe hatte nur einen einzigen Sohn, genannt Veit, welcher mit dem Vater täglich auf die Weide zog, wo er allerhand Kurzweil

trieb, wo er spielte und sang und aus langer Weile die nahen und entfernten Oertlichkeiten öfter untersuchte. Einst kam Veit, ein Knabe von etwa 11 Jahren, auf seinen kleinen Streifzügen an die Räuberhöhle, deren Eingang damals sehr versteckt lag. Lange schaute er in den dunklen Raum hinein, aber er wagte es nicht, den finstern Pfad zu betreten, weil er fürchtete, daß er den Rückweg nicht wieder finden möchte. Und doch fühlte sich der Knabe, so oft er die Umgebung der Höhle betrat, wieder mächtig angetrieben, seine Neugierde zu befriedigen. Einst stand er auch am Eingange der Höhle, als eben die Sonne im Sinken war, da erblickte er neben sich eine goldbeperlte, sonst aber rabenschwarze Henne, welche laut gluckte, als wollte sie Eier legen, und dann eiligst der Höhle zurannte, wo sie im Nu verschwand. Veit schaute noch lange in den finstern Schlund, dann beschloß er, zur Heerde seines Vaters zurückzukehren, am andern Tage aber, mit einem Garnknäuel versehen, wieder nach der Höhle zu gehen; denn in ihr, meinte er, müsse die Henne ihr Nest haben, und in demselben werde er gewiß die herrlichsten Eier finden. Von seiner Entdeckung sagte er keinem Menschen etwas, weil er um die Eier zu kommen fürchtete.

Am andern Tage rüstete sich Veit zur Wanderung nach der Höhle, deren Inneres ihm gänzlich unbekannt war. Da dieselbe verschiedene Verzweigungen haben und er in derselben sich leicht verirren konnte, so steckte er einige Bissen Brodes, ein Fläschlein mit Wasser und einen Garnknäuel zu sich. Das eine Ende des abgewickelten Garnes gedachte er der Henne an das Bein zu binden, damit er ihr sorglos zu ihrem Neste folgen könnte, und das andre Ende wollte er am Eingange der Höhle befestigen, um das Garn als Leitfaden auf dem Rückwege zu benutzen. Vor- und Nachmittags hatte Veit seinem Vater bei Beaufsichtigung der Herde öfter beizustehen, daher schien es ihm nicht gerathen, nach der Henne zu spähen; als aber die Vesperzeit vorüber war, als die weidenden Schafe sich meist gesättiget hatten und darum sich leichter zusammenhalten ließen, da stahl sich Veit von seinem Vater weg und eilte nach der Höhle. Hier knüpfte er, wie er vorher beschlossen, ein

Garnende an einen großen Stein und harrte theils mit Begierde, theils mit Bangigkeit der Ankunft der Henne. Diese erschien sehr bald. Sie war so kirr, daß Veit sich zu ihr neigen und ihre schwarzglänzenden, goldpunktirten Federn mit der Hand bestreichen konnte. Der Knabe beeilte sich, seinen Knäuel aufzuwinden und ihn in lockern Kreisen zurecht zu legen, indem er den sanften Lockruf „Gluck! Gluck!“ hören ließ. Die Henne wich nicht von seiner Seite, sträubte sich auch nicht, als Veit ihr das zweite Knäuelende an ein Bein band. Kaum war dies aber geschehen, da gackerte das Thier und lief in die Höhle hinein. Veit behielt den Faden in der Hand, ging der Henne nach und beklagte, als er auf dem finstern Pfade weiter schritt, recht sehr, daß er nicht daran gedacht hatte, ein Licht mitzunehmen. „Ich wage viel,“ meinte er bei sich, „und finde am Ende in der Dunkelheit nicht einmal die Eier!“

Doch die Henne ließ ihm zu langem Ueberlegen nicht Zeit; sie zog den Knaben unaufhaltsam weiter und der Weg, von kalten feuchten Steinwänden begrenzt, ging tief, tief in den Felsen hinein. Dem Veit kam nach und nach ein Grausen an. Sein Herz schlug lauter; es war ihm, als läge eine Centnerlast auf ihm und als werde er von Gewissensbissen arg gefoltert. „Wäre ich draußen geblieben am Tageslichte!“ murmelte er; aber an ein Zurückgehen konnte er nicht denken, denn die Henne zog vorwärts. Während er unsicher weiter schritt, bemerkte er, daß der nach dem Innern der Höhle führende Garnfaden gerissen war und demnach jedenfalls die Henne sich entfesselt hatte. Gleich darnach kam ihm ein heller Schein in's Auge, der von zwei großen, in geringer Entfernung glühenden Funken herzurühren schien. Als Veit einige Schritte weiter vorwärts gegangen war, wäre er vor Bangen und Schrecken bald niedergesunken, denn vor ihm stand ein Ungeheuer, dessen Augen in grünlicher Gluth funkelten, dessen Rachen mit Doppelreihen schrecklicher Zähne bewaffnet war, und dessen große Krallen wie stählerne Sicheln hervortraten.

Das Ungeheuer bewegte sich nicht, glotzte aber den zitternden Veit unverwandt an. Dieser hatte jetzt Eier und Henne vollständig vergessen; er dachte nur an einen

rettenden Rückzug. Er setzte eben einen Fuß rückwärts, da zeigte sich ein matter Lichtschein und neben dem Unholde trat ein kleines, altes Männlein, gehüllt in einen aschgrauen Mantel hervor, das trug einen Sack, mit Geld gefüllt, in den Händen und rief dem Knaben zu: „Sei ohne Furcht, — tritt nur näher!“

Die Stimme des alten, graubärtigen Männchens hatte für Veit etwas Zutrauliches. Er zagte zwar noch einen Augenblick, dann aber wagte er sich einige Schritte näher und blickte das graue Männlein fest an, als wollte er sagen: „Da bin ich; du thust mir doch nichts?“ —

Der Graumantel veränderte keine Falte seines Gesichtes; er öffnete seinen Beutel, griff hinein und überreichte dem Veit sieben große Geldstücken mit den Worten: „Da hast du was für dich, und ist's verwendet, magst du wiederkehren und dir neue Thaler holen; doch hüte dich, daß du gegen einen Menschen davon redest; denn brichst du dein Schweigen, dann ist dein Glück sogleich zerstört!“

Veit wog das Geld in seiner Hand. Er fühlte sich wunderbar heiter und von aller Furcht befreit, bedankte sich schönstens und tappte, vom Garnfaden geleitet, aus der Höhle zurück dem Ausgange zu. Die Sonne sank eben gleich einem großen Feuerballe nieder, als Veit hervortrat. Der Knabe öffnete die Hand, die das Geschenk umklammerte, und erblickte mit Freuden sieben blanke neue Thaler, geprägt aus reinstem Silber, klingend wie silberne Glöcklein.

Eben wollte er aufjauchzen, wollte zum armen Vater eilen und ihm sein Glück verkünden, da entsank ihm der Muth. Wie zum Tod erschrocken, fuhr er zusammen, legte die Hand auf den Mund und seufzte: „O weh, ich darf ja mit niemand davon reden, mit niemand meine Freude theilen!“ — Betrübt schob er das Geld in seine Tasche und überdachte auf dem Heimwege, daß ein allein genossenes Glück doch eigentlich gar kein Glück sei, und daß er sein Geld nicht einmal so anwenden dürfe, daß andre Leute davon etwas bemerken könnten, weil er sonst über seinen größeren Aufwand Rechweise geben und besonders seinem rechtlich denkenden Vater

Geständnisse ablegen, durch das Ausplaudern seines Geheimnisses sich aber unglücklich machen müsse.

Veit trug das Geld nach Hause und verbarg es allda. Ging er nun einmal in die Stadt, so steckte er einen Thaler ein, um zum Krämer zu gehen und Zuckerbrode, Mandelkerne und andere Näschereien zu kaufen. Dergleichen Genüsse machten ihm bald Vergnügen.

Ein Thaler nach dem andern wanderte nach und nach zum Krämer, und als alle sieben Thaler vernascht waren, da begab sich Veit wieder in die Höhle, erhielt auf dieselbe Weise neue sieben Thaler und verwendete sie auf gleiche Art.

Mehrmals hatte Veit sich schon auf dem geheimnißvollen Wege Geld verschafft und dieses beim Krämer verwendet. Derselbe wurde endlich stutzig, da Veit so viel blanke Thaler vernaschte, und beschloß, sich genauer nach den Verhältnissen des Knaben zu erkundigen. Als nun bald darauf der Näscher wieder kam und neue Zuckerwaaren forderte, sprach der Kaufmann mit Ernst und Bestimmtheit: „Sage, Veit, woher nimmst du so vieles Geld? — Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen; ich muß es deinem braven Vater sagen!“ —

„O sagt es nicht,“ versetzte der Knabe sehr verlegen, „ihr würdet mich unglücklich machen! Glaubt mir, ich habe das Geld nicht gefunden, nicht gestohlen und auch nicht geborgt; ich habe es bekommen; doch niemand darf wissen, woher ich's habe.“ —

So dringend Veit den Krämer bat, zu schweigen, so nothwendig erschien es diesem, die Angelegenheit, in welcher Veit sich so sehr verlegen gezeigt und so geheimnißvoll gethan hatte, dem redlichen Schafhirten mitzutheilen. Dies geschah denn auch schon am nächsten Tage. — Als der Kaufmann dem Schäfer die von ihm bisher an Veit beobachtete Verschwendung großer Geldsummen anzeigte, da schlug der Hirt die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „O Jammer, muß ich das erleben! Ich freue mich über Pfennige, welche ich als Lohn bekomme, und mein Junge vergeudet ganze Thaler. Wehe ihm! — Gewiß hat er das Geld gefunden und für sich behalten, oder — doch ich kann's kaum glauben — oder er hat es gar gestohlen!“

Der Krämer ging. Der Schafhirt wartete die Heimkehr des eben abwesenden Veit ab, und kaum war dieser in die einfache Hütte getreten, da begann ein sehr scharfes Examen.

Hirt. Höre, Veit, du hast beim Krämer in der Stadt viel Geld verschwendet.

Veit. Ja, mein Vater.

Hirt. Hast du das Geld gefunden oder gestohlen?

Veit. Beides nicht, lieber Vater.

Hirt. Wie viel Thaler hast du schon nach der Stadt getragen?

Veit. O Vater, das müssen viele sein.

Hirt. Nun, Bube, woher hast du das Geld?

Veit. Ja, lieber Vater, das ist eben das Schlimme, daß ich dir's nicht sagen darf! Längst hätte ich dir's erzählt, wenn ich nicht erwarten müßte, unglücklich zu werden, und lieber hätte ich das schöne Geld mit dir getheilt, aber ich fürchtete, du möchtest mich fragen, und ich muß ja schweigen! —

Hirt. Nun so bist du ein Diebshehler!

Veit. Nein, Vater, nein!

Hirt. Na, vom Himmel herab kann's auch nicht gefallen sein! — Jetzt habe ich das Fragen satt. Gestehe, woher du das Geld hast, oder.....!

Veit sah des Vaters Zornader schwellen und wiederholte noch mehrfach, daß die gegen ihn ausgesprochenen Verdächtigungen falsch seien, daß er aber auch nichts Näheres sagen könne und dürfe. Endlich riß dem Hirten die Geduld. Mit den Worten: „Ich will dich schon reden lehren!" ergriff er eine Knute und schlug wild auf seinen Sohn los. Dieser wimmerte unter den Händen des empörten Vaters, dessen Hitze bei jedem Schlage sich erhöhte, und doch rief er immer wieder: „Ach, Vater, ich möchte es euch gerne gestehen; aber ich darf ja nicht, weil ich sonst unglücklich werde!" —

Des Vaters Zorn artete in wahre Wuth aus; er packte seinen Sohn, warf ihn zu Boden, verfluchte ihn, trat ihn mit Füßen und schrie: „Und wenn du zu Grunde gehen müßtest, gestehen mußt du, woher du das Geld hast!" — Drauf riß er den Knaben an den Haaren wieder in die Höhe und keuchte, die Knute von

neuem schwingend, aus schaumbedecktem Munde: „Nun, wirst du ....."

Veit hob die blutenden Hände empor, blickte seinen Vater mit dem entstellten Gesicht schmerzerfüllt an, jammerte laut und sprach dann zitternd: „Mein guter Vater, ich wollte dich nicht betrüben; ich hätte lieber mein Glück mit dir getheilt, wenn es möglich gewesen wäre. Ich gedachte mit und bei dir noch recht lange zu leben, doch das ist nun nicht möglich; denn du zwingst mich, mein Schweigen zu brechen. Ich weiß, daß ich verloren bin, aber du sollst doch, wenn Unglück kommt, von mir nicht sagen dürfen, daß ich ein trotziges, böses Kind war, und darum rede ich!"

Der Zorn des Hirten legte sich bei diesen Worten; Bläße trat in sein Gesicht, und Unruhe bemächtigte sich seiner Seele. „Was ist's, daß du verschweigen mußt? Bist du mit dem Bösen im Bunde?" fragte er.

„Auch das nicht, mein Vater!" entgegnete Veit und fügte hinzu: „Ich bin noch Kind, und Kinder werden von den guten Geistern in der Tiefe beschenkt, wenn sie schweigen können; der Böse sucht nicht die Kinder auf, sondern die Erwachsenen. So wenigstens hat mir unsere selige Mutter gesagt."

Der Hirt wurde immer gespannter und rief: „Nun, nun?" —

„Nun höre, Vater, wie ich zu dem Gelde kam!" versetzte Veit, und drauf erzählte er alles, was ihm an und in der Höhle begegnet war, erzählte von der Henne, vom gluthäugigen Ungeheuer, vom grauen Männlein, vom Garnknäuel und von den schönen neuen Thalern. Als er geendiget hatte, näherte er sich seinem Vater, drückte ihm kindlich liebend die Hand und sprach: „Siehe, mein Vater, jetzt weißt du alles, weißt auch, daß ich nicht boshaft war und daß ich dich nicht betrüben wollte. Gesündiget habe ich freilich schwer, da ich so viel Geld verschwendete; doch in Unmäßigkeit habe ich die Eßwaaren nicht genossen, sondern sie oft mit andern Kindern getheilt. Nun gieb aber Acht: ich muß es büßen und werde nicht lange mehr bei dir sein; denn das graue Männlein wird sich an mir rächen, weil ich nicht geschwiegen habe. Die guten Geister in der Tiefe werden

sehr böse, wenn man gegen ihren Willen handelt; das hat mir auch unsre gute, selige Mutter gesagt."

Dem Schafhirten kam bei den Worten seines Sohnes ein Grausen an, das sich noch vermehrte, als er die kindliche Liebe und Anhänglichkeit seines Knaben sah und dabei zugleich seiner eignen, unerbittlichen Strenge gedachte. Bittre Reue quälte den Mann; Thränen traten ihm in die Augen; seine Stimme zitterte. Er zog seinen Sohn an sich, küßte ihn und trug ihn unter väterlichen Liebkosungen auf das dürftige Lager.

„Hab' gute Nacht, mein Vater!" rief Veit sanft, umschlang noch einmal den Hals des Hirten und schlief darauf bald ein. — Auch der Vater legte sich nieder, konnte aber nicht gleich Ruhe finden; denn immer noch flossen ihm die Thränen über die Wangen, und Schmerz und Reue über seinen Jähzorn quälten seine Seele. Erst spät schloß er die Augen. Sein Schlaf war nicht wohlthuend; böse Träume störten ihn.

Als der Schafhirt am andern Morgen erwachte, wendete er zuerst den Blick nach seinem Sohne, sanft seinen Namen rufend. Aber, o Jammer, der gute Veit antwortete nicht; todt lag er auf seinem Bettlein; — im Nacken stand sein Angesicht. —

Die wüste Mühle an der Trebnitz bei Lauenstein.

Eine kleine Meile von Lauenstein am romantischen linken Elbufer liegt am Abhange eines Berges, dessen Fuß von der Müglitz und Trebnitz bewässert wird, das kleine, aus etwa 12 Nahrungen bestehende Dorf Neudörfel. Vor 200 Jahren ragte dort aus frischem, duftigem Waldgrün ein Vorwerk empor, und etwas tiefer im Trebnitzgrunde, da, wo jetzt die sogenannte Herrenmühle steht, stiegen schwarze Rauchsäulen aus den hohen Essen eines Eisenhammers zu dem Berge hinauf.

Vorwerk und Eisenhammer sammt dem größten Theile der umliegenden Fluren, Wiesen und Wälder gehörten dem Hammerherrn, Heinrich Pessel. Derselbe war unstreitig der reichste Mann der ganzen Umgegend, doch sicher nicht der glücklichste. Giftiger Neid schoß aus seinen schielenden Augen, und unersättliche Habsucht erfüllte sein Herz. Keinem Armen gab er ein Stücklein trocknen Brodes. Seinem Gesinde zahlte er kargen Lohn mit schlechtem Gelde; seinen Hammerknechten schmälerte er den Verdienst; seinen Feldnachbarn entwendete er Erntegarben und andre Früchte, und des Nachts schlich er hinaus auf die benachbarten Raine seiner Grundstücke, um die Malsteine zu versetzen. Mancher Bewohner des Thales kannte das schändliche Verfahren des geizigen Pessel, aber keiner wagte es, gegen ihn aufzutreten, weil er eben reich war, und weil man damals mit großen Begüterten, waren sie auch noch so schlecht, nicht gern Prozesse führte. Im Stillen wurde freilich über Pessel's Unersättlichkeit bitter geklagt, und oft riefen die armen Betrogenen aus: „Er nimmt's vom Altare, wenn's ihm gerade paßt!" doch laut wollte keiner werden; denn jeder sagte: „Er ist einmal der reiche Hammerherr; er blendet die Richter und seine Ankläger müssen unterliegen!"

Jahre lang hatte der habsüchtige Pessel in seiner Weise gewaltet und geschaltet. Sein Reichthum war zwar immer größer geworden, aber in seinem Herzen waren die edleren Gefühle nach und nach erstorben. Er gehörte zu den sogenannten Geldmenschen und erschien weil ihm aller Seelenfrieden geraubt war, darum, als der ärmste unter den Armen. — Vor der Welt wollte er jedoch immer noch als ein besserer Mann gelten, als er wirklich war; er beschloß daher einst, sich zu zeigen und mit der Christengemeinde zu Liebenau, wohin sein Vorwerk gehörte, das heilige Abendmahl zu feiern. Den nächsten Sonntag früh ging er zur Beichte nach Liebenau, trat dort in das Kirchlein und stellte sich so reumüthig, so bewegt, daß man wirklich glaubte, er habe plötzlich eine ganz andre Sinnesart angenommen.

Der Beichtvater erschien. Er redete herzergreifend

zu seinen Kirchkindern, um ihren Sinn vom Irdischen zum Himmlischen, zum Unvergänglichen zu erheben. Die Hörer sprachen tiefbewegt ihr Ja und ihr Amen, gingen zum Altare, legten dort ihren Beichtgroschen auf und versammelten sich dann wieder vor den Stufen des Gottestisches, der Spendung des heiligen Mahles gewärtig. Bei dem Beichtgeldauflegen hatte Pessel neben dem Gerichtsschösser von Lauenstein gestanden und bemerkt, daß derselbe ein neugeprägtes Goldstück an den Rand des Altars legte, während er, der Hammerherr, einen falschen Kreuzer daneben hinschob. Sein scheuer Blick hing gierig an der goldnen Münze; alle Beichtgedanken entschwanden aus seinem Kopfe. Er ließ die Liebenauer vorausgehen, damit diese zuerst das heilige Mahl empfangen sollten, er aber zuletzt an die Reihe kommen wollte, um unbemerkt sein diebisches Bubenstück ausführen zu können.

Alle Liebenauer waren abgespeist worden, da trat endlich auch noch Pessel an den Tisch des Herrn. Er richtete seine Schritte wohlberechnet so ein, daß er grade an die Stelle zu stehen kam, wo der Schösser das Goldstück niedergelegt hatte. Der Pfarrer rief ihm das einladende Wort zu: „Nehmet hin und esset!" und reichte dem Hammerherrn die Hostie. In demselben Augenblicke beobachtete Pessel den Blick des Geistlichen, der während der Worte: „das ist der wahre Leib..." auf dem silbernen Hostienteller zu ruhen schien. Diesen Moment benutzte der Geizhals, da er sich ganz unbeachtet glaubte; er griff verstohlen auf den Rand des Altars und zog die blinkende Münze mit großer Gewandtheit hinweg. Aus seinen schielenden Augen schossen trübe Funken satanischer Lust, als er das Goldstück zwischen seinen zusammengepreßten Fingern hielt und sicher glaubte, daß der Diebstahl von dem Geistlichen nicht bemerkt worden war. Doch er irrte sich. Der Priester hatte den seltenen, zweideutigen Gast am Tische des Herrn bei allen seinen Mienen und Bewegungen genau beobachtet.

Ruhig ließ der Pfarrer den Hammerherrn um den Altar gehen und wartete sein Erscheinen am Gnadenkelche ab. Die Liebenauer tranken alle aus demselben.

Zuletzt nahete sich Pessel. Mit heuchlerischer Miene bückte auch er sich vor dem Kelche. Sein Auge wurde von dem scharfen Blicke des Pfarrers getroffen, und Pessel zuckte zusammen. Er neigte, um bald hinweg zu kommen, seine Lippen eiligst nach des Kelches Rande; doch kaum hatte er denselben berührt, so zog der Geistliche den Kelch zurück, indem er den Hammerherrn noch schärfer anblickte. Pessel wurde blaß; er zitterte, er wankte und — seiner Hand entfiel das Goldstück.

Der entlarvte Kirchendieb verlangte nicht wieder nach dem Kelche; der Prediger reichte ihm selbigen auch nicht dar, sondern er rief mit gehobener Stimme: „Hinweg, Unwürdiger, von heiliger Stelle! Dein Mund soll nicht den Kelch des Herrn entweihn; dir kann das Liebesmahl, bei dem du frevelteſt, unmöglich Nutzen bringen. Weiche, und gehe der Verdammniß entgegen, die deiner wartet! Schuldbeladen wirſt du vor den ewigen Richter treten; keine Thräne der Liebe wird man dir nachweinen und für deine Leiche wird sich kein ehrliches Grab auf Erden finden!“ —

Der Pfarrer sprach's mit Thränen in den Augen; die Gemeinde blickte mit Entsetzen auf den mühsam sich zusammenraffenden geizigen Hammerherrn.

Pessel sprach kein Wort. Entfärbt und wie zerschlagen wankte er zur Kirchthüre, während die Liebenauer vor ihm wie vor einem Pestkranken zurücktraten; verstört trat er in sein reiches Gehöfte und ächzend warf er sich auf das Lager. Unruhe und Gewissensqual ergriff ihn, Fieberschauer durchrieselten seine Glieder, Leibesschmerz und Seelennoth wütheten in ihm gleich stark, und bald trat ein schwerer, fürchterlicher Todeskampf ein. Die Dienstleute, welche ihn kämpfen sahen, fühlten sich vom Schauder ergriffen; sie beteten zum Himmel um Pessel's baldige Erlösung und fügten hinzu: „Herr, mach' es einst mit unserm Ende gut!“ —

Pessel starb, von niemand betrauert und beweint. Seine Hammerknechte legten ihn in einen Sarg und luden ihn ohne Seufzer und ohne Thränen auf ihre Schultern, um ihn nach dem entfernten Friedhofe von Liebenau zu tragen. Wer dem Sarge folgte, huldigte blos der Sitte; doch Theilnahme bewegte keines Leichen-

begleiters Herz. Der Zug war bis in den Trebnitzgrund gekommen, während sich ein schweres Gewitter über den Bergen zusammengezogen hatte. Die Träger eilten zwar, mit dem Sarge noch an Ort und Stelle zu gelangen, aber das Unwetter brach rasend schnell los. Die Blitze schossen im furchtbaren Zickzack nieder, und der Donner rollte unaufhörlich. Die Leute, welche der Leiche gefolgt waren, eilten hinweg, um ein Obdach zu suchen. Den Trägern wurde bei jedem Schritte vorwärts das Weitergehen bedenklicher; sie sprachen zu einander: „Gottes Zorn verfolgt den Hammerherrn als Leiche noch! Auf ihr liegt der Fluch der Kirche, und wir selbst kommen dabei mit in Gefahr. Lasset uns an unsre eigene Sicherheit denken!“

Nach wenigen Augenblicken hatten die Hammerknechte die Gegend an der Mühle im Grunde erreicht. Das Gewitter entlud sich immer schrecklicher. Ohne sich lange zu besinnen, setzten die Träger die Bahre und den Sarg am Wiesenrande nieder, ließen allda die Leiche stehen und eilten sammt den wenigen Leichenbegleitern nach der nahen Mühle. Kaum waren sie in dieselbe eingetreten, so fuhr ein fürchterlicher Blitzstrahl nieder, durch welchen der ganze Himmel in ein Flammenmeer versetzt wurde; dann krachte ein Donner nach, der die Grundfeste der Erde zu erschüttern schien. Die Menschen in der Mühle erbebten, stürzten auf ihre Kniee und beteten: „Herr Gott, laß dein Wetter gnädig vorüberziehen und sei uns nahe, Vater der Barmherzigkeit!“ —

Das Gewitter verzog sich allgemach, nachdem die Wolken in starken Regengüssen sich entladen hatten. Alle Bäume träuften noch von der gewaltigen Nässe, da eilten die Hammerknechte hinaus nach dem Wiesenrande, um den zurückgelassenen Sarg weiter zu tragen. Aber, o Wunder, der Sarg war nicht mehr zu sehen. Die Träger durchsuchten alle Plätzchen des Grundes, schauten in jedes Gebüsch, in die vom Wasser gerissenen Furchen, doch sie suchten vergebens, — der Sarg war und blieb verschwunden. Endlich standen die Träger rathlos beieinander und wußten nicht, ob sie die Nachforschungen noch einmal beginnen sollten, da ergriff der älteste Hammerknecht das Wort und sprach: „Hört,

Freunde, unſer Suchen wird ſtets vergeblich bleiben, und was der Himmel beſchließt, darein ſollen Menſchen nicht reden. Ueber Peſſel hat Gott gerichtet; das Zorngewitter hat die Leiche hinweggeführt und das Wort des Pfarrers iſt an ihr in Erfüllung gegangen. — Wünſchen wir uns dereinſt ein ſeliges Ende und treten wir den Heimweg an!" —

Die Kameraden des Sprechers nickten ſeiner Rede ihr Ja zu und ſchritten feierlich ihm nach, als er ſich heimwärts wendete. Ernſt und ſtumm verfolgten ſie ihren Weg, und keiner von ihnen wagte, nach der Stelle, wo der Sarg geſtanden, und nach der Mühle, die ihnen Obdach geboten hatte, zurückzuſchauen.

Der Sarg mit der Leiche wurde auch in der ſpäteren Zeit nicht wieder aufgefunden. Von dem Tage ſeines Verſchwindens an huſchte aber allmitternächtlich ein Geſpenſt von dem Wieſenrande nach der Mühle hinüber. Dieſes war der Schatten Peſſel's, der nimmer Ruhe fand und zur Geiſterſtunde umherirrte, die Leichenträger aufzuſuchen. — Viele wollten den Schatten geſehen haben und erzählten, er wimmere herzzerreißend und laſſe in ſeinem Stöhnen die Worte vernehmen: „Tragt mich doch in mein Grab, ihr guten Hammerknechte; erbarmet euch! O, warum ſetzt ihr den Sarg hier ab und bringt ihn nicht nach Liebenau?"

Niemand ging zur Nachtzeit gern an die Stelle, wo Peſſel's Geiſt umherirrte. Die Mühle wurde verlaſſen; der Meiſter und die Knappen entflohen vor dem Spuke. Das Rad zerborſt, das Dach brach ein und ſtürzte mit dem Mauerwerk bald ganz zuſammen. Die Wellen der Trebnitz ſpülten einen Theil der Trümmer nach dem andern hinweg, und das ehemals von den luſtig hüpfenden Waſſern überfluthete Wehr verſandete. —

Den Ort, wo Peſſel's Schatten ſeine Leichenträger ſucht, die wüſte Mühle genannt, bezeichnet man heute noch, und manches Großmütterlein hörte um Mitternacht dort ein gräßliches Heulen und rief im Vorübergehen aus: „Gott ſei ihm gnädig, — der geizige Peſſel ruft!" —

Schöneck's Entstehung.

Düstre, fast undurchdringliche Wälder bedeckten noch das Voigtland, als die dortigen kaiserlichen Vögte, die sich alle Heinrich Reuß nannten, zu erblichen Herren des Landes eingesetzt wurden. Lange vor ihnen waren die alten Narisker, d. i. Waldbewohner, von den gefährlichen Nachbarn, den Sorben, verdrängt worden, und diese wieder mußten weichen, als die Deutschen sich der Ländereien an der Elbe, Mulde, Elster und Pleiße bemächtigten, um die von den Sorben gegründeten Ortschaften zu erweitern und neue Dörfer und Städte anzulegen. Damit nun die Deutschen vor sorbischen Angriffen gesichert sein möchten, erhob schon Kaiser Heinrich der Vogelsteller angesehene deutsche Ritter zu Stadthaltern der eroberten Länderstrecken, und diese nannte man eben Vögte. Unter denselben waren keine so berühmt, wie die schon erwähnten Reuße, die Ahnen der jetzigen Fürsten von Reuß, deren Besitz sich nach Böhmen, Bayern, Weimar, Altenburg, Preußen und nach dem meißner Lande hinein erstreckte.

Einer der mächtigsten Reuße war Heinrich der Dicke. Unter seiner Regierung wurde wahrscheinlich das, heute noch in der waldreichsten Gegend Sachsens liegende Freistädtchen Schöneck, das man spottweise Schneeeck genannt hat, gegründet. Die Sage berichtet darüber Folgendes.

Der Landvoigt Heinrich ritt einst mit Anbruch des Tages hinaus in den dicken Wald, gefolgt von Freunden, Dienern und kläffenden Hunden. Sein silbernes Jagdhorn auf dem Rücken, mit tüchtigen Jagdwaffen versehen, verließ er die Begleiter und wagte sich weit hinein in düstre Gebirgsschluchten, die sein Roß kaum zu durchdringen vermochte. — Heinrich fand in solchem Jagen, welches Hindernisse und Gefahren bot, gerade das meiste Vergnügen; er drang darum muthig vorwärts und kam dabei an einer kleinen Waldblöße an, wo seine großen Hunde das Lager einer Bärin aufgespürt hatten. Die Rüden schlugen laut an, stürzten in das Dickicht hinein und trieben die Bärin heraus auf die freie

Strecke. Heinrich brachte sein unruhig gewordenes Roß schnell zum Stehen, ergriff seine Stahlarmbrust und schoß den schweren Bolzen auf das brummende Wild ab, das ihm in Wuth entgegen stürzte. Aber das Geschoß verfehlte das Ziel und der Landvoigt sah sich genöthigt, sich eiligst zum gefährlichen Zweikampf zu rüsten. Er stieß schnell in das Jagdhorn, um einen Hilferuf in den Wald zu senden, riß sein schweres blankes Schwert aus der goldnen Scheide, hetzte dann die Hunde auf die Bärin und sah mit Freuden, daß die treuen, wackern Thiere sich über die wüthende Feindin herwarfen, und sie am Kopfe, im Nacken und in den Weichen packend, niederwürgten. Doch die Bärin kam bald wieder oben auf; sie tödtete in wenigen Augenblicken mehrere Hunde und machte dann die andern schnell kampfunfähig. Dies bemerkend, wollte der Ritter sofort vom Pferde steigen, um der Bärin, die mit dem letzten noch kräftigen Hunde rang, den Rückfang zu geben, als sich das wüthende Thier eben vom überwundenen Hunde emporrichtete und grimmig auf den Landvoigt losſprang. Derselbe erwartete den furchtbaren Angriff. Die Bärin näherte sich dem Reiter, erhob sich brüllend und grinzte ihn mit ihrem blutenden von den Hunden zerfetzten Gesicht an. Heinrich führte sogleich mit dem Schwerte einen wuchtigen Hieb nach dem Nacken des gereizten Thieres, traf aber dabei den Schädel desſelben, und laut tönend schwirrte die abgebrochene Stahlklinge zur Erde nieder. Gleichzeitig hatte die Bärin auch schon die scharfen Krallen ihrer Tatzen in das Fleisch des Pferdes tief eingeschlagen; das edle Roß, überwältigt vom Schmerze und niedergedrückt von der Last der Bärin, stürzte und bedeckte im Fallen zum Theil den Landgrafen, der sich nun aus seiner schrecklichen Lage gar nicht mehr zu befreien vermocht haben würde, hätte ihm der Himmel nicht Hülfe gesendet durch — einen Köhlerburschen.

Nicht weit von der Waldblöße, auf welcher der Kampf geschah, stand nämlich eine Köhlerhütte und etwas tiefer im Walde dampfte ein Kohlenmeiler, in welchem ein kräftiger Jüngling die Flammen schürte. Diesem waren schon die Töne des Hülferufes aus dem Hüfthorn bekannt, daher brach er sich sogleich durch das Dickicht

Bahn und eilte mit seinem Schürbaume der Gegend zu, von welcher her der ängstlich schmetternde Ton an sein Ohr schlug. Er kam gerade in dem Augenblicke auf der Waldblöße an, in welchem Heinrich's Roß niederstürzte und die Bärin das Pferd verließ, um über den hilflosen Landvoigt herzufallen. Der Köhler sah die Gefahr, in welcher der vornehme Jagdherr schwebte, schritt beherzt nach dem Kampfplatze, ergriff seinen Schürbaum und schmetterte ihn mit herkulischer Gewalt auf den Nacken der Bärin nieder, daß diese sofort ihre Beute losließ und betäubt von der einen Seite des Pferdes wegkugelte. Kaum war dies geschehen, so bemühte sich der wackre Bursche, dem Roß emporzuhelfen, was ihm gar bald gelang, und dann stand er dem Landvoigte bei. Diesem war der unerwartete Sturz nicht gut bekommen; die Last des Pferdes hatte ihn zu sehr gedrückt, und sein Arm schmerzte bedeutend, da die Bärin in denselben ihre Krallen eingehauen hatte.

Der Köhler bat den Landesherrn, sich zu erholen, und forderte von ihm das Jagdmesser, um die Bärin, die noch röchelte, vollends zu tödten. Er kam gerade zur rechten Zeit, denn eben regte das Thier die Vordertatzen wieder, und der Kampf hätte wahrscheinlich nochmals begonnen, wäre es dem Köhlerburschen nicht gelungen, einige glückliche Stöße nach dem Herzen der Bärin zu führen, die ihrem Leben schnell ein Ende machten. — Heiter und siegesbewußt wendete sich nun der Köhler an seinen Landesherrn, den er im Walde schon öfter gesehen hatte, und rief in seiner Mundart, auf den todten Bären deutend, ihm zu: „Härr Voigt, är is tuedt: ihr seid ärlöst!"

Heinrich hatte sich wieder gesammelt, drückte seinem Retter die Hand und sprach: „Wackrer Bursch, dir dank' ich mein Leben; denn wärst du nicht gekommen, so war ich jetzt nicht mehr! Nun sage, womit kann ich dir danken, und was wünschest du am meisten? Wenn's in meinem Vermögen steht, sollst du es von mir bekommen!"

Der Köhler schmunzelte, schien aber bedenklich, seine Meinung offen auszusprechen. Nach mehrmaligem Zureden seiten Heinrichs faßte er sich endlich ein Herz und sprach nicht ohne Verlegenheit also: „No säht, Härr

Voigt, für mig hoo i schü soot; mei Rußhüttel is epper schlächt, — im Wald is's a net schü. Nu hoo ig ä Schotz, den mocht ig gärn nämme; i ho epper ka Haisel, net mool ä Plätzel, wu i baue könnt. Mei Vooter läßt mer's Mädel o net nämme, weil ig ka Haisel hoo, wue mer wuene könne; ig därf a net hämm, bis ig woos derspoort hoo, u boos is möch miseroblig!"

Der Landgraf lachte; er klopfte seinem Retter traulich auf die Schulter und antwortete: „Wenn's nur an einem Häuschen und am Platze, worauf es stehen soll, fehlt, dann soll dein und deines Schatzes Glück bald gemacht sein. Geh zu deiner Braut, nimm sie mit dir und schaut Euch dann beide im Lande nach einem passenden Flecklein um, das Euch recht gefallen könnte. Habt Ihr's gefunden, so bleibet da und fangt Euren Bau an!"

Bei diesen Worten erfaßte Heinrich den goldnen Griff seines zerbrochenen Schwertes, zog auch einen großen, blitzenden Ring vom Finger und fuhr fort: „Da, nimm meine Waffe und meinen Ring; beide sind mehr werth, als dein Haus kosten wird; beide löse ich bei dir wieder ein, sobald deine Wohnung fertig ist! Jetzt sollst du Schwert und Ring als Zeichen meiner Gnade mit dir nehmen; wer diese Zeichen sehen wird, wird meinen Willen ehren. Hast du den rechten Ort gefunden, wo du zu wohnen wünschest, so brich Steine auf meinem Boden, wo du Lust hast, und schlage Bäume in meinen Wäldern, wo dir's gefällig ist, und sollte dir es jemand wehren wollen, dann zeig' nur Schwert und Ring!"

Der Köhler nahm mit Schüchternheit die ihm dargebotenen Kleinodien in Empfang, küßte dem Landvoigte die Hand, dankte tausendmal und rief aus: „O Härr Voigt, ihr seid guet; boos is ä Frad' für mig un mein'n Schotz! Goutt in Himmel loun's euch mit all'n Woulergihn euer Läbtoog!"

Lange Zeit hatte der Landvoigt keinen so glücklichen Menschen gesehen, als der Köhler es nun war. Dieser fühlte sich reicher als ein König; in allen seinen Mienen und Bewegungen gab sich ein Frohgefühl kund, das sich nicht beschreiben läßt.

Während der Unterhaltung hatte sich das aufgerich-

tete Pferd des Landesherrn, das an einzelnen Stellen doch arg verwundet war, ein wenig erholt. Eben wollte Heinrich zu Fuß die Jagdgenossenschaft aufsuchen, nachdem er den Köhler gebeten hatte, das blutende, ermattete Roß einstweilen in der Nähe des Kohlenmeilers unter ein Obdach zu bringen, da sprengten die Jäger, die den Hilferuf des Hüfthorns gehört hatten, herbei. Sie staunten nicht wenig, als sie den Landvoigt und einen Kohlenbrenner neben dem Pferde und der todten Bärin erblickten. Der Zusammenhang wurde ihnen bald klar gemacht, wobei auch der Köhler mannichfaches Lob einerntete. Einige der vornehmen Herren drückten demselben sogar mehrere Goldstücke in die Hand.

Der Landgraf schlug noch einmal freundlich dankend in die schwielige Rechte des Köhlers ein, indem er sagte: „Thue, was wir besprochen haben, und laß es ja an nichts fehlen!“ Darauf gab er seiner Umgebung das Zeichen zum Aufbruche; er bestieg ein anderes Pferd und nach wenigen Minuten war der ganze Jagdtroß im Walde verschwunden. Geschäftige Diener führten das verletzte Roß fort und nahmen zugleich die erlegte Bärin mit sich.

Der Köhler stand allein auf der Waldblöße, an dem Finger seiner Rechten den blitzenden Ring, in der Linken den goldnen Schwertgriff. Es war alles Wahrheit, was er erlebt hatte, und doch kam es ihm wie ein Traum vor. Er stand wie festgebannt, und blickte sinnend nach der Richtung des Waldes, nach welcher hin der Jagdtroß sich verloren hatte; endlich aber dachte er seiner Pflichten, eilte mit seinen Kleinodien und den herrlich blinkenden Goldmünzen nach seinem Kohlenmeiler, fiel dort unter einer riesigen Fichte auf seine Kniee, um Gott für die gnädige Wendung seines Schicksals zu danken, verbarg seine Schätze in der einfachen Köhlerhütte unter dem Lager von Farnkraut und Moos und schritt dann zum Meiler, in dessen verborgene Gluth er mit dem Schürbaume stieß.

Obgleich der wackre Jüngling einen größern Reichthum in seiner Hütte wußte, als sein ganzer Meiler werth war, so wollte er doch, als treuer Arbeiter, nicht von unvollendeten Werken scheiden; er blieb also, bis

er das Feuer seines Meilers ersticken und die Kohlen seinem Vater als gut und klingend übergeben konnte.

Mit frohem Herzen und innerlich hoch beglückt, verließ er, nachdem er sich in den Besitz seiner Kleinodien gesetzt hatte, den bisherigen Ort seiner Thätigkeit, indem er seiner alten Hütte und den ehrwürdigen Bäumen, die sie umstanden, gerührt Lebewohl sagte. — Vor seiner Ankunft im ärmlichen Häuslein seines Vaters war die kühne That, durch die er den Landvoigt gerettet hatte, schon bekannt geworden. Die Köhler, die in einigen zerstreuten Hütten umher wohnten, traten ihm glückwünschend entgegen und rissen die Augen weit auf, als ihr beneidenswerther Genosse unter seinem Rußkittel den goldnen Schwertgriff hervorzog, als er den strahlenden Ring an dem schwarzen Finger zeigte und die empfangenen Goldmünzen blinken ließ. Weil er aber gegen die wenigen Leute, mit welchen er bisher in Verbindung stand, stets so treu und bieder gewesen war, so gönnte man ihm sein unverhofftes Glück von ganzem Herzen.

Niemand freute sich jedoch mit dem jungen Burschen inniger, als seine junge Braut. Zu ihr eilte er nach kurzem Aufenthalte in der väterlichen Wohnung; ihr jubelte er im Uebermaße der Freude entgegen, indem er ihr die unerwartet schnelle Veränderung seiner Lebenslage verkündigte und die theuren, prunkvollen Gnadenzeichen des Landvoigtes vorlegte.

Die Braut war wie versteinert; sie rief einmal um's andre aus: „O Jeses, doos is fei guet, doos gleißt wie de Sunn;.... där guete Härr, där Voigt; däne kümmt wuel Koaner gleich!“ —

„'s koa sei!“ entgegnete der junge Köhler Er umhalsete drauf die Dirne und bat sie, sich zur Wanderung fertig zu machen, um mit ihr ein Plätzlein zum Hausbaue aufzusuchen.

Nach wenigen Tagen befanden sich beide auf der Reise. Sie hatten ihren Sonntagsstaat aufgelegt und erschienen als ein sehr schmuckes Paar. — Manchen Berg und manches Thal hatten sie schon in Augenschein genommen, doch was an der einen Stelle angenehm schien, das fehlte bei der andern, und diese hatte wie-

der neue Vorzüge, welche jener fehlten. So kam es denn, daß das Brautpaar ganze Gauen durchzog und doch über die Wahl eines angenehmen Wohnplatzes nicht einig werden konnte. Auch bei ihnen, die dem Glücke nur die Hand zu reichen brauchten, hieß es, wie heute noch im Leben: Wahl macht Qual.

Der Köhler wurde des vielen Suchens fast müde, da er seiner Braut die schönsten Ansiedelungspunkte vorgeschlagen und gezeigt hatte und doch ihren Wünschen dabei nicht genügen konnte. Sprach er an irgend einem schönen Punkte: „O schau, wie schü, hie is guet Hüttel baue!", dann rief das wählerische Bräutlein: „Gih wägk, woos fallt dir ei?" —

Hätte der Köhler die Dirne nicht gar so lieb gehabt, hätte er sich nicht vorgenommen, wegen der Wahl des Wohnortes nur ihrem Wunsche Gehör zu geben, so wäre er längst schon entschieden gewesen, und jedenfalls auf einem recht milden, anmuthigen und bequemen Platze geblieben. Da nun aber die Braut einmal entscheiden sollte, so mußte der Bräutigam es sich wohl gefallen lassen, daß er mit ihr noch weiter zog, bis sie endlich an einer Höhe ankamen, auf welcher in dem dicken Walde angenehme Wiesenflecke lagen. Da hinauf eilten beide und erreichten einen waldfreien Plan, von welchem aus sich eine freundliche Aussicht darbot. Hier gefiel es der Dirne. Sie ergriff die Hand ihres Verlobten und rief: „Doos is ä goar schü Eckel! Wie weitaus koa mär schaue; do müss' mär baue!"

„Guet," meinte der Köhler, der zu ferneren Einwendungen keine Lust mehr hatte, „guet, do is dr Ploß; mer baue hie 's schü Eckel, un nu koa oannersch net!"

Die Braut war's zufrieden; wenigstens fürchtete sie, ihren Schatz wirklich böse zu machen, wenn sie wieder zur Weiterreise drängen wollte.

Der Köhler begann nun den Bau. Er schlug im Walde Bäume und richtete sie zu Stämmen her; dann holte er die nöthigen Steine herbei und führte sogleich die Mauern auf. Wollte ihn ja ein Beamter des Voigtes in seiner Thätigkeit stören, so brauchte er nur vom goldnen Schwertgriff zu reden oder den Ring zu zeigen, dann zog man vor den Kleinodien ehrerbietig den Hut

und wünschte dem Köhler Glück und Segen zu seinem Werke, ja man bemühte sich sogar, ihn nach Möglichkeit zu unterstützen, um seinen Bau fördern zu helfen.

Nach wenigen Monaten stand das Haus auf dem „schü Eckel" fertig da. Der Köhler ließ sich mit seinem Schatz bald darnach ehelich verbinden. Bei der Hochzeit gab es viel Lust und Freude; denn Geschenke von hoher Hand wurden dem Brautpaare zu Theil, und eine schöne Summe floß in den Seckel des glücklichen Köhlers als Lösegeld für Ring und Schwert.

Nach der Hochzeit bezog das junge Paar das neuerrichtete schöne Haus auf „schü Eckel." Der Köhler, der von Natur zu vielen Dingen Geschick hatte, arbeitete als Handels- und Gewerbsmann mit besonderem Glück. Seine Frau war ihm eine sorgsame Gehilfin, und so gelangten beide durch unabläſſigen Fleiß und durch weise Sparsamkeit zu einem gewissen Wohlstande, bei welchem sie sich später recht glücklich fühlten.

Im Anfange ihres Ehelebens wollte es freilich nicht immer ganz ruhig abgehen, da seine Frau nur ihren Willen durchsetzen und in allen Dingen das letzte Wort haben wollte. Bald aber änderte sich die Frau; denn sie sah ein, daß ihr Mann in vielen Fällen auch recht hatte, und sie erkannte schon in den ersten Monaten ihres Aufenthaltes auf „schü Eckel," daß sie besser gethan haben würde, bei der Wahl des Bauplatzes die Meinung des Mannes gelten zu lassen, da das von ihr gewählte „schü Eckel" in gar zu rauher Gegend lag. Doch, das Haus stand nun einmal und konnte durch den Eigenwillen der Frau nicht in's mildere, bequemere von den Stürmen weniger berührte Thal hinab versetzt werden.

In der Nähe des vom Köhler errichteten Hauses erbauten sich andre Leute später noch einige Hütten, und so wurde ein Ort gegründet, der später Stadtrecht erhielt. Der Ort bekam den Namen Schöneck zur Erinnerung an die Bezeichnung, welcher sich einst die suchende und wählende Braut des Kohlenbrenners mit den Worten „'s schü Eckel" bedient hatte.

Soweit die Sage.

Das Städtchen Schöneck gehört zu den höchstgelegenen Ortschaften des sächsischen Voigtlandes. Die Aussicht von den umliegenden Höhen ist allerdings sehr reizend, aber der Aufenthalt während des Winters nicht ergötzlich, denn in der rauhen Jahreszeit tritt allda die Kälte in der Regel sehr hart auf. Dort pfeift der Wind gewaltig; dort decken große Schneewehen oft die Thüren und Fenster der Wohnungen, und wenn im Thale der voigtländischen Elster das freundliche Grün der Wiesen hervortritt, will droben bei „Schneeeck" im sogenannten sächsischen Sibirien der Winter mit seiner Härte und Strenge noch nicht weichen.

Schöneck's Bevölkerung nahm in früheren Jahrhunderten stark zu, nachdem es nebst andern Ortschaften durch Kaiser Karl IV. den Vögten entrissen worden war. Der Kaiser gab dem Städtchen, viele Vorrechte und Privilegien, und so ward es, gleich Reichenbach, Mylau und andern Orten zur Freistadt erhoben. In der darüber abgefaßten Urkunde bestimmte Karl, daß die Stadt von allen landesherrlichen Diensten und Abgaben, insbesondere vom Zoll und Accise befreit sein und nur die Verpflichtung haben solle, dem Landesherrn, wenn er einmal persönlich in der Stadt einspräche, einen hölzernen Becher, mit schwäbischen Hellern gefüllt, zu überreichen.

Schöneck ist in neuerer Zeit durch zwei furchtbare Feuersbrünste zerstört worden und hat durch Neubau ein sehr freundliches Gewand bekommen. Wer es in schönen Sommermonaten besucht, wird sich seiner freuen und von seinen schönen Höhen den Blick sowohl an der lieblichen Gebirgsgegend in der Nähe, als auch an der trefflichen Aussicht in die Ferne weiden.

Inhaltsverzeichniß
zu Bdch. III.

	Seite
Sebaſtian Rommer: oder: Gründung der Stadt Schneeberg	1
Die Georgenzeche	20
Die Eſelswieſe bei Zwickau	21
Harras, der Springer	36
Der feurige Hund von Bautzen	57
Der Teufelsgraben von Koſelitz und die Entſtehung des Dorfes Lorenzkirchen	63
Die Geiſter auf dem Winneberge bei Taucha	70
Das Marienbild zu Eicha bei Raunhof	76
Der Blutfleck in der Kloſterkirche des Schloſſes zu Chemnitz	81
Die Henne in der Räuberhöhle am Schafteiche bei Glauchau	89
Die wüſte Mühle an der Trebnitz bei Lauenſtein	96
Schöneck's Entſtehung	102

Die früher erschienenen Bändchen sächs. Volkssagen enthalten:

Bdch. I.

1. Der Stelzenbauer 1
2. Daniel Knappe, der Entdecker der Silbergruben im Schreckenberge bei Annaberg 19
3. Die große Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg . . 27
4. Der gute Brunnen bei Asfalter 29
5. Die Tellerhäuser bei Oberwiesenthal 39
6. Der Lindwurm in der Gegend des jetzigen Leipzig . . 58
7. Das Schloßfräulein auf der Doberau, die Bruderfichte und die Kapelle bei Reusa 69
8. Der Goldkeller und die Wunderblume auf dem Löbauer Berge 75

Bdch. II.

1. Der Fähndrich von Scharfenberg 3
2. Die letzte Schwester auf dem Kapellenberge bei Schönberg 9
3. Der Käthchenstein bei Annaberg 14
4. Der Kärrner zu Stollberg 29
5. Die alte Mordgrube bei Freiberg 43
6. Die Oswalds- oder Tutelskirche bei Elterlein 49
7. Oswald Barthels lange Schicht 56
8. Der Einsiedler Dippold und seine Klause bei Dippoldiswalde 69
9. Das Goldschiffchen in der Kirche zu Ebersdorf bei Chemnitz 77
10. Die Kirchthürme in Greifenhayn 87

Der ergebenst Unterzeichnete erlaubt sich das im Verlage von Ernst Bär in Zwickau erschienene Büchlein

Die

neuen Maße und Gewichte.

Uebersichten und Tabellen

zur Umrechnung der alten sächsischen Maße in die neuen des deutschen Reiches

und zur

Bestimmung des Preises der neuen Maß- und Gewichtseinheiten

zusammengestellt von

Heinrich Thomas.

3. Auflage. — Preis 3 Ngr.

auf das Angelegentlichste zu empfehlen.

Diese Tabellen, welche nun in 3. Auflage erscheinen, zeichnen sich besonders durch ihre Einfachheit und Uebersichtlichkeit vor allen derart erschienenen Hilfsmitteln vortheilhaft aus.

Zwickau.

Julius Döhner,
Buch- und Papierhandlung.